

Historische Bibliothek

Herausgegeben von der

Redaktion der Historischen Zeitschrift

46. Band:

Karl Gutzkow
und der demokratische Gedanke

Von

LUDWIG MAENNER

München und Berlin 1921

Druck und Verlag von R. Oldenbourg

Karl Gutzkow
und
der demokratische Gedanke

von
LUDWIG MAENNER

MOTTO :

Zu Deutschlands innerer Lage :

„Der Arm kann freilich das Herz durchbohren,
aber das ist auch sicher seine letzte Tat.“

Friedrich Hebbel.

Zur äußeren Politik :

„An seiner Waffe kenne deinen Feind, die wählt
er nach der innersten Natur.“

Friedrich Hebbel.



München und Berlin 1921
Druck und Verlag von R. Oldenbourg

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, vorbehalten
Copyright 1921 bei R. Oldenbourg, München

Meinem Schwager
Ernst Hoffmann
in Dankbarkeit
gewidmet.

Vorwort.

Verfassungen, Verträge, Krieg sind nur der sichtbarste, nicht der tiefste Ausdruck der Geschichte. Aus dem Gedanken heraus, die unter der Oberfläche fließenden Strömungen nur in einzelnen Persönlichkeiten oder Gruppen von Persönlichkeiten fangen zu können, stellt sich das Problem der Darstellung: Längsschnitt oder Querschnitt. Soll der Ideengehalt einer Persönlichkeit parallel ihrem Leben entwickelt werden, oder sind die Ideen einzeln herauszuschälen, einzeln in ihrer Entwicklung zu zeigen?

Wie die Geschichte, so ist auch ihre Darstellung jeder Typisierung feind. Wenn die Biographie bei der Behandlung einer gewaltigen Persönlichkeit berechtigt wird, wenn die Abstrahierung der Ideen allein sich bei ganzen Gruppen von Persönlichkeiten rechtfertigt, so galt es bei der vorliegenden Arbeit, einen der zahlreichen Mittelwege einzuschlagen. Die geringen Vorarbeiten ermöglichen noch längst nicht eine Geschichte des demokratischen Gedankens in Deutschland, und so ist die nächste Aufgabe, nur Beiträge zu liefern. Notwendig steht die Zergliederung des Ideengehalts im Mittelpunkt eines solchen Beitrags, doch würde die Analyse einer einzelnen Persönlichkeit erstarren, würde entstellend wirken, wenn man den äußeren Verlauf ihres Lebens und die unpolitischen, jedoch ihrem Wesen zugehörigen Charakterzüge dem Leser unterschlagen wollte. Eine kurze Biographie voranzuschicken, wurde Notwendigkeit.

Karl Gutzkows Bedeutung als demokratischer Politiker schwindet mit dem Anbruch des fünften Jahrzehnts, auch das Material zur Bearbeitung wird spärlich, und so zog ich es vor, die Analyse nur bis zum Jahre 1848 zu führen, seit der gescheiterten Revolution seine demokratischen Grundsätze nur mit knappen Worten bis zu seinem Tode zu verfolgen. Das Interesse, das vielleicht für den jungdeutschen Politiker geweckt ward,

VIII

sollte für den berühmten Verfasser der »Ritter vom Geiste« und des »Zauberers von Rom« nicht unbefriedigt bleiben.

Bei der Analyse war zu wählen, die führenden Ideen mit breitem Strich zu zeichnen und ihren Schößlingen nur dürftigen Raum zu gönnen oder sämtliche Ausflüsse des demokratischen Gedankens in einzelnen Kanälen nebeneinander zu leiten. Den Vorzug der Einheitlichkeit, den jenes Verfahren birgt, glaubte ich opfern zu müssen, um den zahllosen Schattierungen und Widersprüchen des Lebens gerechter zu werden. Und vielleicht wird einem fremden Leser zur Hauptsache, was ich nur erwähnen, nicht betonen konnte, vielleicht regt die größere Fülle des verarbeiteten Materials den fremden Leser zu anderem Ergebnis an.

In den Begriffen »liberal« und »demokratisch« vermag ich für den Vormärz keine wesentlichen Unterschiede zu scheiden. Sie wurden daher gleichbedeutend gebraucht. Über Einzelheiten dieser Frage vgl. besonders den Abschnitt »Liberalismus und Demokratie« in Teil I, Kapitel 2.

Um den Blick, den Gedanken möglichst wenig zu belästigen, habe ich Nachweise von Quellen und Literatur an den Schluß der Abhandlung verbannt. Die Kosten von Druck und Papier verboten es jedoch, bei mehrfach benutzten Werken Gutzkows oder seiner Zeitgenossen im einzelnen die Seiten anzuzeigen. Zitiert wurde nach der jeweils letzten Ausgabe von Gutzkows Schriften. Bloße stilistische Änderungen gegenüber den betreffenden Erstdrucken wurden nicht berücksichtigt.

Ungedruckte Briefe Gutzkows zu verwerten, war mir nicht möglich.

Zu besonderem Danke hat mich Herr Geheimrat Erich Marcks durch seine tieferschürfende Einfühlung in meine Arbeit verpflichtet, und manchem Bedenken, das er gegen sachliche Punkte äußerte, vor allem aber vielen seiner sprachlichen Winke und Warnungen konnte ich mich nicht verschließen. Auch Herrn Geheimrat von Grauert habe ich für manchen Hinweis, Herrn Prof. Dr. H. H. Houben für eine Auskunft zu danken.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII
Einleitung	1
Gutzkows Leben	4
I. Teil. Gutzkow und der Staat	
1. Kapitel. Geschichte und Staatsgedanke	29
Gottesbegriff und Geschichte	29
Naturrecht	33
Der Staat als Notwendigkeit	35
2. Kapitel. Gutzkows Auffassung vom Staate seiner Zeit	37
Zeitströmungen	38
Staat und Kräfte der Restaurationszeit	39
Liberalismus und Demokratie	43
Kommunismus	48
Die Kirchen	53
3. Kapitel. Gutzkows innerstaatliche Forderungen	55
Die Staatsform der Republik	55
Das Beamtentum	57
Volksvertretung	57
Selbstverwaltung	63
Staat und Wirtschaft	64
Erziehung und Strafrecht	69
Die Judenfrage	72
Trennung von Staat und Kirche und die Jesuiten	73
4. Kapitel. Die Mittel zu den innerstaatlichen Zielen	74
Revolution	74
Dichtung und Presse	76
Die Zensur	80
Ansätze zur Parteibildung	84
II. Teil. Gutzkows Stellung zu Deutschland und den großen Mächten	
1. Kapitel. Weltbürgertum und Volksgefühl	88
Das Weltbürgertum des Naturrechts	88
Das Weltbürgertum des liberalen Kampfes	92

	Seite
Ewiger Friede und Wirtschaft	94
Keime zum politischen Volksgefühl	96
2. Kapitel. Staaten und Probleme der äußeren Politik . . .	98
Die polnische Frage	100
Italien und Österreich	102
Europa und die Neue Welt	103
3. Kapitel. Einheit und Freiheit vor 1848	106
Vorrang des Freiheitsgedankens	107
Kräftigung des Einheitswunsches	109
Kleindeutschland	115
Preußen, der »Staat der Abstraktion«	116
4. Kapitel. Der Kampf in der Paulskirche	123
Die neue Lage	123
Die Täuschung	125
Einheit und Ausland	127
Die Vormacht in Deutschland	129
Ausklang	133
Die Reaktion nach 1848	133
Die deutsche Einheit	136
Vor und unter Bismarcks äußerer Politik	138
Anmerkungen	141

Einleitung.

So sehr es den Geschichtsschreiber locken mag, den Strömungen zu folgen, die von ragenden Persönlichkeiten eigenwillig und doch gehorsam ihrer Zeit in ein befruchtendes Strombett gewiesen wurden, — er darf nicht vergessen, daß viele zum Leben erstandene Ideen, sei es bei ihrer Geburt, sei es in ihrer Entwicklung, des großen Führers entbehren. Dann wachsen solche Ideen langsamer, oft nur verkrüppelt auf; gewaltige Gegenkräfte können sie beengen. Und wenn sie endlich reif geworden sind, sich der Wirklichkeit einzufügen, wie ein vielgeschliffener Zahn in das große Rad des Weltgeschehens, so geschieht ihr Eintritt in die Tat nur unter schmerzvoller Reibung; denn die Fäuste der Menschheit sind plump, der große Helfer fehlt.

Uralt sind die Gedanken von Freiheit und Gleichheit, doch nach dem Eintritt des Germanentums in die Geschichte fand erst das 18. Jahrhundert die Formen dieser Ideen und die Formen der politischen wie wirtschaftlichen Entwicklung zur Verzahnung fähig und bereit — nicht zur gleichen Stunde, nicht in gleichem Maße unter den verschiedenen Völkern. Und auch die Gestaltung dieser Ideen in sich aufzunehmen, wie sie von mehreren Völkern übereinstimmend ausgeprägt worden war, wehrte sich die Eigenart manches Volkes in Europa noch viele Jahrzehnte lang.

Es darf hier nicht die Aufgabe sein, von der geographisch und völkisch bedingten Eigentümlichkeit der Kulturnationen die verschiedene Ausprägung des Freiheits- und Gleichheitsgedankens herzuleiten. Es muß der Hinweis genügen, daß die Form, wie die englische und französische Aufklärung sie den Ideen gab, deutscher Anschauung und Geschichtsentwicklung fremder war, daß es dem Nachlebenden nicht mehr als Zufall erscheinen mag, wenn diese Gestaltung der Ideen in Deutschland von genial schöpferischen Einzelkräften nicht ergriffen und gefördert wurde.

Doch in vielen Schichten des deutschen Volkes, in vielen Kreisen der deutschen Bildung faßten die Ideen Wurzel, — in der Verfassung Nordamerikas, in der französischen Revolution, in Einrichtungen Englands durch das Beispiel der Tat ermunternd. Sie faßten Wurzel, verschmolzen sich mit vorhandenen Stimmungen, bildeten sich zu immer mächtiger werdenden Regungen

um, bis sie, in ihrem Ursprunge nahezu wesensfremd, den Anschauungen breiter Massen in Deutschland wesentlich wurden. Der Mangel an führenden Persönlichkeiten zersplittert die Betrachtung, weist den Geschichtsschreiber auf Naturen, die, mehr zur Empfängnis als zur Tat geboren, die Ideen ihrer Zeit am tiefsten sammelten und wie aus einem großen Becken am reinsten spiegelten.

Neben den Trägern des liberal-demokratischen Gedankens in Südwestdeutschland, den Bewunderern von Englands stetig fortschreitendem Organismus, wie Dahlmann, den Kreisen liberalisierender Beamten und Adligen in Preußen, dem erwachenden, auch den wirtschaftlichen Einschlag in sich führenden Liberalismus der Rheinlande wurde für das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eine Gruppe von Literaten, das »Junge Deutschland«, ein einflußvoller Verbreiter liberal-demokratischer Ideen. Nicht schöpferisch begabt, nur befruchtet und so wieder befruchtend, beflügelten sie die schwerfällige Politik durch die leichter geschürzte Poesie, durch die schnellgeschnitzten Pfeile der Journalistik — weittragender in der Wirkung als die anstrengende Lektüre des Rotteck-Welckerschen Staatslexikons, als der auf die Dauer sich stumpfende Kitzel süddeutscher Kammerempörungen oder die zunächst nicht gewürdigte Gedankenarbeit preußischer Beamten.

Führend in dieser Bewegung, wenn auch als Führer von manchem geistigen Genossen nicht anerkannt, hebt sich der kaum 20jährige Karl Gutzkow heraus, an Tiefe des Verstandes und Wissens dem sprudelnden, schnell begeisterten, rasch gelähmten Heinrich Laube überlegen, durch Geschmeidigkeit des Worts, durch die blitzenden Raketen seiner Einfälle und Antithesen zündender auf jene Zeit, als das dunklere Pathos des jungdeutschen Theoretikers, des grübelnden, schwer schaffenden Holsteiners Ludolf Wienbarg.

Die elegante, prickelnde Zuspitzung des Gedankens, wie sie Heinrich Heine und Ludwig Börne, von französischem Esprit, französischer Sprache geschult, der deutschen Presse geschliffen hatten, lernte ihnen Gutzkow ab. Doch fremd waren ihm Heines Schwelgerei in Weltschmerz, Romantik und Ironie, Börnes zerbeißender Sarkasmus und seine unentwegte, darum bald langweilende Gesinnungstüchtigkeit. In tausend Farben des Gedankens, der Form schillerte Gutzkow, von nervöser Witterung der Bedürfnisse des Augenblicks und darum in Auffassung und Wünschen sich entwickelnd¹⁾, gewandt im Spiel auf den Tönen

¹⁾ Ebenso urteilt sein Zeitgenosse Gustav Kühne 1838 in seinen »Porträts und Silhouetten«, Hannover 1843 (II. Teil, S. 250): »In Gutzkow ist sehr viel schadhafter und sehr viel nutzbarer Zeitstoff. Man kann die Zeit in ihm beobachten«.

des Pathos, der Rührung, des Hohnes und Witzes, doch nicht von gleicher Meisterschaft wie seine Meister im Anschlag des einzelnen Tones.

Von solch reichen Tönen der Sprache getragen, mochte sein vielseitiges, wenn auch nicht tiefgründiges Wissen, seine zuckende Empfänglichkeit für die Schwingungen des Augenblicks den Staatskanzler Fürsten Metternich fesseln, den es überraschte, daß man ihm als den Schilderer von bekannten Zeitgenossen in der »Allgemeinen Zeitung« einen jungen Mann von 24 Jahren meldete. Es waren Schilderungen, die dem alternden, selbstgefälligen Gutzkow noch »als Varziner Lektüre« für Bismarck brauchbar dünkten. Zu der Meldung, Gutzkow habe diese Schilderungen in Buchform veröffentlicht, merkte sich der preußische Gesandte am Bundestag, Karl Ferdinand von Nagler, an: »Auch ein heillos Kerl!« Neben dem üblichen Wunsche, von Tätigkeit und Umgang Gutzkows fernerhin unterrichtet zu werden, äußerte sich seine Teilnahme noch in den Randglossen: »Ein merkwürdiger Mensch.« »Dieser Mensch ist nicht gewöhnlich.«

Nach dem viel Staub wirbelnden Wallyprozeß beschäftigten Name und Tätigkeit Gutzkows das Beamtentum nicht nur beruflich, vielmehr auch menschlich. Der preußische Oberpräsident von Schön las jene Metternich erstaunenden Schilderungen »mit dem größten Anteil« und »verschlang« Gutzkows großes Gemälde von seinem Jahrhundert: »Die Zeitgenossen«. Die Gegenschrift Gutzkows auf Görres' »Athanasius« im preußischen Kirchenstreit machte Major von Radowitz, damals Mitglied der Bundes-Zentralkommission, nach einem Autograph lüstern, worum er seinen demokratischen Gegner jedoch nur durch einen Dritten ersuchen ließ. Wenn auch ein Geheimbericht vom 20. Januar 1839 eine abnehmende Wirkung von Gutzkows Zeitschrift »Der Telegraph für Deutschland« spüren wollte, so war er doch 1843 noch ein so gefürchteter Journalist, daß Metternich, der auch Gutzkows »Briefe aus Paris« sofort nach Erscheinen sich vorlesen ließ, dem Gouverneur von Mailand für Gutzkows italienische Reise die Zurüstung Potemkinscher Dörfer empfahl: »daß dieser Schriftsteller überall einen guten, freundlichen Empfang antreffe und dessen Berührungen mit literarischen und sonstigen Notabilitäten durchaus kein Hindernis in den Weg gelegt und ihm nirgends mit Argwohn begegnet werde.« Aus seinem vorherrschenden Charakterzug, »Eitelkeit und Eigendünkel«, »läßt sich nur Vorteil ziehen«.

Gutzkows Leben.

Ein Kind der erwachenden Großstadt Berlin, doch durch die Herkunft seines Vaters noch mit ländlicher Urkraft und Zähigkeit behaftet, wuchs Karl Ferdinand Gutzkow hervor: Sein Vater stammte von einem Schulmeister in Pommern. Früh verwaist und in Not, war er als Maurer nach Berlin gewandert und dort nach kurzem Herrendienst als Bereiter in den Hofstaat des Prinzen Wilhelm aufgenommen worden. Am 17. März 1811 gebar seine Frau, die Tochter des Berliner Siedemeisters Berg, als jüngsten Sohn den künftigen Journalisten und Schriftsteller. Speisen und Wein von der Tafel des Prinzen erquickten die kranke Wöchnerin, und bitter hielt später der Vater dem »Demagogen«, dem »Literaten« die Verpflichtung vor, die er mit der »Milch aus Prinzenkost« getrunken habe.

Der drückenden Luft der einzigen Stube und der Küche, die seine Eltern mit einem Nachbarn teilten, liebte der Knabe bald zu entschlüpfen und seine schweifenden, fragenden Gedanken an den ersten Eindrücken zu nähren, wie sie grüne Gärten, geheimnisvolle Schuppen, die kettenrasselnden, schnaubenden Pferde im Marstall des Prinzen, schmetternde Trompeten aus den Ulanenställen und die grausigen Leichen in der nahen Anatomie ihm zuführten. Früh mochte die Reife des Knaben gezeitigt werden, wenn rohe Stallknechte und keifende Nachbarinnen ohne Scheu vor dem Kinde in brutaler Nacktheit Leidenschaft und Häßlichkeiten entblößten.

Die »Lust zu fabulieren« überkam den Knaben wohl weniger von der Mutter, einer derben, wenn auch nicht harten Natur, als von seinem Vater, dessen behagliche Erinnerungen an tollkühne Ritte in Feindesland, an fröhliche Beute und das märchenhafte Paris farbige Bilder vor dem Kinde erstehen ließen. Und entfachten die herrischen, sinnenfrohen Berichte die jugendliche Phantasie, — sie zuerst konnten auch das Rechtsgefühl des Knaben reizen. Der kindliche Egoismus, dessen scharfes Auge

für das eigene Recht sich in der weiteren Entwicklung und Erziehung auch für das Recht der anderen zu öffnen pflegt, wurde wohl bald bei ihm zu jener kindlichen Sehnsucht nach Gerechtigkeit, die, gepaart mit phantasievollem Mitleid, in dem kritisch begabten Gutzkow die Unterdrückung geschlagener Völker ahnen, den Keim für das Welthürgertum des Jünglings in sich tragen mochte.

Und wie der in Gutzkow früh und stets lebendige Geist des Widerspruchs jene Eindrücke vielleicht zu einer gegenteiligen Wirkung in sich verarbeitete, so mußten der gottselige, selbstzufriedene Augenaufschlag, die donnernden Bibelworte und schluchzenden Gebete, womit der pietistische »Vetter Wilhelm« in der dumpfen Stube das sündige Ich, noch stärker den ruchlosen Mitmenschen zermalmte, den kritischen Knaben den Glaubensformen, damit der Kirche, bald jeder Religion entfremden.

Von einem Spielkameraden, Karl Minter, wurde der Sohn des Bereiters in den Prunk des Reichtums geführt, an schwellende Teppiche und die Schönheit der Formen gewöhnt, an dem Duft der Liebe berauscht, womit die Eltern des Freundes das kindliche Spiel, die ernsthaften Fragen verstanden, womit sie die eckigen Jungenkörper zu graziöser Sicherheit zu schmeidigen wußten.

Auf den Wegen zwischen den hohen, hellen Räumen des Reichen und der dürftigen Stube der Eltern grübelte der Knabe wohl zum ersten Male über die Möglichkeiten, die aus häßlichen Nutzzwecken, aus der sich bückenden Demut vor den Großen der Erde, aus der beklemmenden Inbrunst des Gebets zu den Höhen der entfesselten Schönheit trugen. Weniger das Gefühl, das in unbewußtem, traumhaftem Wissenstrieb sich vor seinem ersten Schulgang wegen »Unwissenheit« gefürchtet hatte, als der wägende Verstand, der die eigene Kraft jetzt an den Gedächtnisleistungen seiner Kameraden maß¹⁾, drängte den jungen Gutzkow zu dem Ausruf: »Studieren möchte' ich, lernen, lernen!«

Der Besuch des Friedrich-Werderschen Gymnasiums ermöglichte sich für Gutzkow durch den Umzug seiner Eltern, die ihm in einer größeren Wohnung eine eigene Kammer für einsame Arbeit einräumten, ermöglichte sich durch die baldigen,

¹⁾ Auf dieses frühe, berechnende Selbstgefühl läßt eine Stelle rückschließen, die Gutzkow nach seiner Verurteilung im Wallyprozeß verbittert in sein Tagebuch schrieb, später als »Gedanken im Kerker« veröffentlichte: »... mein Geist lechzte nach Freiheit, ich sprengte die Fesseln und werde, da ich einmal knechtisch erzogen bin, ewig hassen, was vornehm ist. Ich konnte stolz mein Haupt erheben; denn alles gelang mir; überall, wo ich auftrat, in der Schule, auf der Akademie, auf der Kanzel, überall gab ich die Entscheidung.«

kargen Einnahmen aus Nachhilfestunden. In der Not, die ihn bei Sonne, Regen und Frost auf den Berliner Straßen hetzte, die seine scheltende Mutter mit dem Öl zu seiner Lampe geizen ließ, ward der Knabe gereift, verhärtet, verschlossen. Sein geistiges Bedürfnis, von der Armut unverstanden, ward gegen seine Eltern herb, gegen die Armut voll Ehrsucht und Trotz.

Noch konnte sich indessen der Kobold im Knaben regen, wenn er pfiffig, eine verbotene »Schnurrpfeiferei«, wie »eine deutsche Eichel«, an der Mütze, neben dem gestrengen Minister von Kamptz zum Gymnasium schlenderte, der an dem aufgeweckten Schulkameraden seines Sohnes lange Jahre hindurch Gefallen fand. Die von seinem Vater eingepflichtete Unterwürfigkeit vor Königlichen Hoheiten und Majestäten, vor Geheimen Räten und Exzellenzen erhob sich spottlustig über die Menschlichkeiten eines Ministers, und die scharfe Erkenntnis der Schwächen seines Gönners mochte die Kritik an des anderen Weltanschauung erleichtern, zum Angriff ermuntern¹⁾.

Mit der Luft, in der zu jener Zeit der Burschenschaften die Jugend atmete, hatte Gutzkow die Kritik am Staat der Gegenwart, die dämmerigen Freiheitsideale in sich aufgesogen. Die enttäuschte Hoffnung auf Preußens Verfassung, auf freie Presse verbitterte zu abwegigen Phantasien, und noch ein Knabe, saß Gutzkow oft in seiner Kammer auf einem Stuhl — den Hals entblößt, in Erwartung des blinkenden Beils, sich in die letzten Minuten Karl Sands hineinlebend, fiebernd in den brünstigen Entzückungen eines Märtyrertums. Später wählten Haupts »Ideale und Irrtümer« seine Leidenschaft auf, begeisterte sich der Primaner in dem Tumult von burschenschaftlichen Zusammenkünften bei einem entflammten Genossen.

Gutzkows Empfänglichkeit, die sich der Literatur jener Tage frühzeitig und schrankenlos hingeeben hatte, fand zunächst die eigene Note nicht. In seinen frühen und späten Werken mischen sich bunt die Farben Goethes und Schillers, stärker noch der Romantiker und eines aufkommenden Realismus. Die Art Jean Pauls, der neben seinen verschwimmenden Wolkenidealen scharfkantige Gestalten aus dem Kleinleben umreißen konnte, unterwarf den jungen Dichter, der sich früh an der Wirklichkeit gestoßen hatte und doch den Ausstrahlungen der Klassiker noch zu nahe stand, um sich mit der getreuen Zeichnung der Natur

¹⁾ Wenn Gutzkow diesen Spaziergängen »eine frühe Anlernung zum Betrachten aller Dinge von zwei Seiten und zur Würdigung der Menschen aus dem Gesetz ihrer eigenen Entwicklung« verdanken will, so hat sich zu dieser philosophisch-historischen Betrachtungsweise erst der alternde, kampfes müde Gutzkow durchgerungen.

zu begnügen¹⁾. Die Jean Paul ähnlichen, wenn auch sanfteren Schwankungen Tiecks zitterten nicht nur in Gutzkow wieder, auch in Laube und Theodor Mundt.

Diese zwiespältigen Einflüsse, die auch eine schöpferische Einseitigkeit hätten zersetzen können, verstärkten sich mit dem Besuch der Universität Berlin. Im dritten Halbjahr, im Sommer 1830 geriet der nach Art der Burschenschaftler kneipende Schwärmer in die Kreise der idealistischen Philosophie Hegels, jener selbstzufriedenen, metaphysischen Würdigung eines ordenhaften Staates. Doch schon am 3. August, als Gutzkow aus Hegels Hand die goldene Medaille für eine gelöste akademische Preisarbeit »De diis fatalibus« empfing, begann sich der Zauber des dialektischen Meisters zu entkräften. Denn im Saale dämpfte sich nur mühsam ein stetes Geraune. Der geschäftige Eduard Gans verstreute Briefe Friedrich von Raumers aus Paris unter seine Kollegen, und Gutzkow hörte »von einem Volke, das einen König entsetzt hatte, von Kanonendonner und Tausenden, die im Kampfe gefallen wären«.

Taub gegen die ihn umschwirrenden Glückwünsche, schlug er das Etui nicht auf, riß sich betäubt von ihm Begegnenden los, lief nach einem Kaffeehaus, und der Politiker Gutzkow begann zu erwachen. Auch für Laube »steckten die Pariser der Welt eine Fackel auf, deren goldner Schein blitzesschnell über den ganzen Himmel schoß, daß sich die Leute die Augen rieben und plötzlich klar sahen«.

»Das Mittelalter mit seinen buntfarbigen Lichtern verlor sich immer mehr in ferne Dämmerung. Selbst die den Franzosen abgewandte altdeutsche Richtung ließ in ihrem Hasse nach. Die weißen Hemdkrägen wurden in die Höhe gerichtet und mit einem schwarzen Halstuche umwunden.« Gutzkow schwelgte nicht mehr in romantischem Schmerze um den grünen Rhein und eine versunkene Kaiserkrone, in tatenlosem Groll um die Bundesakte und das Rätsel ihres dreizehnten Artikels, er lagerte nicht mehr »im Grase bei den Wällen Spandaus« und versteckte die Rotten des Volkes zum Überfall auf »Zwing-Berlin«, auf das blaue Tuch mit rotem Kragen, der preußischen Monarchie Schach zu bieten; er wartete nicht mehr auf den Anmarsch der Burschenschaften aus Jena und Erlangen, auf die Landung rückkehrender Philhellenen in Stralsund und ihren Aufruf der pommerschen (sic!) Landwehr, würde sich nicht mehr den Spöttereien Saint-Marc

¹⁾ »Nebenpersonen, unbedeutende Einzelheiten sollen der Haupt-handlung das Kolorit der Wirklichkeit geben, während ihre Grund-färbung doch idealistisch bleibt.« (K. Frenzel, Büsten und Bilder, Hannover, 1864, S. 174.)

Girardins ausgesetzt haben, seines Schülers in der deutschen Sprache, der, nicht minder heißblütig, doch auf der Wirklichkeit fußte und in den Zeitungen mit brennenden Augen den französischen Geschehnissen in ihrer zur Revolution reißenden Entwicklung gefolgt war.

Die Träume der Zukunft verdichteten sich zu scharf umrissenen Zielen der Gegenwart. Im südlichen Deutschland schien die »demagogische Saat« zu reifen. Der Kreis der Gedanken erweiterte, erneute sich. Aus Englands und Frankreichs Staatsleben fluteten die Strömungen herein.

Die noch lebenden Vertreter des Klassizismus, wie Goethe, Hegel, Schleiermacher, die unverständlich für die Mitwelt die Forderungen des Tages verstanden, traten hinter Männern zurück, »die noch den Mut besaßen, jeder Erscheinung des Lebens ins Auge zu sehen, die in der einbrechenden Aufregung ein Gesetz der Notwendigkeit fanden und in allen Ausschweifungen der Leidenschaft nur die Zufälligkeit der Gärung — die Vertreter der Lebenslust, des freudigen Vertrauens, des Siegesjubels der Jugend...« Schleiermacher wurde Gutzkow zu einem »zerstoßenen Rohre«¹⁾; zu dem unpolitischen Goethe arbeitete sich erst nach Jahren das zunehmende Künstlertum des jungen Politikers empor, und von Hegel, der, übermächtig, in jenem vorwiegend verstandesmäßigen Geschlecht auch andere Jungdeutsche, wie Gustav Kühne, Theodor Mundt, nicht dagegen den unmathematischen, die Philosophie der Mathematik gleichsetzenden Laube in seinen Bann geschlagen hatte, löste sich Gutzkow, wie Mundt, jetzt durch die Kritik an seinem philosophischen System, am »Bestehend-Wirklich-Vernünftigen«. Jedoch sagte Gutzkow Hegels Dialektik nicht ab, deren Zweischneidigkeit indessen erst von dem Radikalismus eines Ruge, Feuerbach bewußt zu einer Waffe fortgebildet wurde.

Wenn Gutzkow beim Anblick eines Geistlichen oder Offiziers, eines Ordensbandes im Knopfloch sich im Bruch mit seiner Umgebung fühlte, überall »freiwillige Knechtschaft, Entäußerung besserer Erkenntnis« witterte, so mußten sich in einer solchen geistigen Stimmung die »spekulativen« und »ästhetischen« Ein-

¹⁾ Ich bedauere, mich noch nicht zu den geschichtlichen Würdigungen Franz Mehrings und seiner überraschenden Kenntnis des Demokraten Gutzkow durchgerungen zu haben, um folgende Sätze belegen und mit seiner Sprachgewalt nachformen zu können: »Von den beiden Sternen der Berliner Universität leuchtete ihm Schleiermacher auf den Weg seines Lebens, nicht aber Hegel. Bei aller Schärfe seiner Kritik blieb ihm der theologische Dusek, dies hartnäckigste aller Geistesgifte, im Blute stecken.«

flüsse, die Einflüsse Hegels und Goethes, schwächen, der Einfluß des Demokraten Börne überströmen¹⁾). Die Zerrissenheit Jean Pauls fand sich in Börnes Raum und Zeit vergessendem Radikalismus und seiner nüchtern höhnischen Kritik der Gegenwart wieder. Blinden Auges übersprangen sie beide die Zwischenstufen, und Börne glaubte noch ernsthaft an heile Knochen nach dem gleichen Sprung der schwerfälligen Menschheit. Die Hemmungen geschichtlicher Entwicklung, die Gutzkow in zunehmender Reife immer stärker fühlte und aussprach, wurden von seinem jugendlichen, weltstürzlerischen Willen zunächst oft bespöttelt, regten sich indessen unbewußt in seiner Neigung zu Wolfgang Menzel, dem Redakteur des »Literaturblattes« zum Cottaschen »Stuttgarter Morgenblatt«. Menzels burschenschaftlicher, deutschtümelnder Demokratismus knüpfte an die Tatsache des Zerfalls in einzelne Nationen an und vermochte doch in dem jungen Weltbürger Gutzkow für geraume Zeit eine leidenschaftliche Schwärmerei zu entfachen.

Ein Ritter in des Süddeutschen Menzel Geist gegen den spröden Norden, gründete der junge Student, der schon als Primaner »Versuche in Prosa und Poesie« redigiert und in einer handgeschriebenen Nummer durch die Klasse hatte wandern lassen, jetzt mit dürftigen Mitteln sein eigenes Organ: das antikritische »Forum der Journalliteratur«. Die im Januar 1831 erscheinende erste Nummer der Vierteljahresschrift kauften siebzig Neugierige. Nach dem schlechteren Absatz des zweiten Heftes wurde das »Forum« zu einer Wochenschrift, in der sich der junge Gutzkow dank seinem Gönner Kamptz auch auf politischen Fragen schaukeln durfte, bis nach der 13. Nummer die Zensur zum ersten Male dem Journalisten und Politiker Gutzkow den Stachel abbrach. Das seltsame Sprachgemisch aus Jean Pauls Weichheit, Hegels spitzfindiger Begrifflichkeit und Börnes Sarkasmus, woraus für den kritischen Donnerer Menzel dichte Weihrauchwolken emporstiegen, durfte von den wenigen Lesern nicht mehr enträtselt werden, hatte jedoch Menzel bezaubert.

Auf seinen Ruf hin reiste Gutzkow, durch die Cholera-Quarantänen oft gehemmt, im November 1831 nach Stuttgart. Der bald der Theologie, bald der Philosophie beflissene Student hatte sich in den Vorlesungen müde geschrieben, und aus der »Tyrannei« Preußens lockte ihn die »Freiheit« des südlichen Deutschlands, — »den Kopf voll Politik«.

¹⁾ Hegel, Goethe und Börne nennt Gutzkow als die sich entgegenstehenden Gestirne, deren Ausstrahlungen jenes ganze Zeitalter ausgesetzt gewesen sei.

»Ich hatte alles, um Priester, Volkslehrer, Jugendlehrer, vielleicht noch Größeres zu werden; nichts, um ein Dichter. Ich hatte nie daran gedacht, ich war nie Egoist, sondern schuf nur, um zu wirken; ich hätte müssen Baumeister, Staatsmann werden« (1835/36). »Mein Schreiben war an sich nur Tatendrang, nur verhaltene Rede zum Volk. Ganz Europa war in Bewegung, nur Deutschland schnarchte. Da die Glocke des Aufruhrs, der Sturm die Schläfer nicht wecken konnte, was blieb übrig, als die Sprache der Literatur zu wählen?« (1875). »Die Literatur war mir ein Spiel, weil ich sie nur als untergeordnetes Hilfsmittel für politische Zielpunkte betrachtete« (1837).

Diese zum weiten Leben drängenden Ausbrüche Gutzkows kommen aus seiner tiefsten Erkenntnis. Die Formung des Gedankens, für deren ungreifbare Gesetze der Dichter von ursprünglicher Empfänglichkeit sein muß, wurde von Gutzkow bis zum letzten Werke seines Lebens nur anempfunden, oft mißhandelt, und die spärlichen Regungen zu reiner Poesie, wie zur Lyrik, wurden durch Menzels Schule im Keime erstickt, bot doch die Satire der Politik eine brauchbarere Waffe, bot doch die Lyrik dem armen Studenten nur brotlose Freuden. Mit der Sucht nach Macht verschmolz sich sein Drang zum Wissen, das von dem Kinde ungebildeter Eltern leicht überschätzt wird, und noch im Alter sah Gutzkow im Hochmut seiner schulgerechten Studien auf das lückenhafte Autodidaktentum herab. Der verständige Vielwisser verlor sich selten auf die dunklen Wege, auf denen das Gefühl sich zu den Geheimnissen der Schöpfung tastet.

In Gutzkows Erstlingswerk, erschienen 1832: »Briefe eines Narren an eine Närrin« schrillen die Schellen eines politisch verbitterten Bajazzos, eines Byron-Börne, in die Rousseauschen Schäferspiele der engelsreinen Menschheit Jean Pauls¹⁾. Jäh leuchtend, jäh erlöschend irrlichtern die Sarkasmen durch den weichen, dem derben Griff nicht faßbaren Nebel verschwimmender Gefühle. Doch der sprühende Geist des jungen Anonymus ward nicht von dem erkenntlichen Menzel allein, auch von Gutzkows literarischem Paten Börne und einem Genossen seiner Gesinnung, dem jungen Laube, rasch erkannt und gewertet²⁾.

¹⁾ Auch in den »Briefen« beteuert der Narr-Gutzkow, vorher schon einmal gelebt zu haben: in J. J. Rousseau, Jean Paul und Byron.

²⁾ Ob weitere Kreise von Lesern sich an den Briefen ergötzen, mag bezweifelt werden. Das Exemplar der Hamburger Stadtbibliothek enthielt noch manches nicht aufgeschnittene Blatt.

Von Menzel in die Kreise des südwestdeutschen Liberalismus, eines Rotteck¹⁾, Welcker, Wilhelm Schulz geführt, den Dichtern der schwäbischen Schule vorgestellt, von dem Meister in den Feinheiten der Kritik geweiht und den Buchhändlern, vor allem dem allmächtigen Baron Cotta empfohlen, mochte Gutzkow schon zu Anfang des Jahres 1832 mit dem Gedanken des freien Schriftstellertums spielen. Doch erwarb er sich noch im Sommer durch seine akademische Preisarbeit von der philosophischen Fakultät Jena den Dokortitel, fertigte auch, wieder in Berlin, die schriftlichen Prüfungsarbeiten an, um als wohlbesoldeter Oberlehrer seine Braut Rosalie Scheidemantel heimzuführen.

Indessen im überschäumenden Gefühle seiner Begabung, vielleicht auch nach hochgespannter Erwartung durch eine Audienz bei dem Minister von Kamptz enttäuscht, kehrte er im Herbst 1832 nach Süddeutschland, nach Heidelberg zurück, seine politischen Träume durch juristische Kenntnisse zu stützen. Von hier wie jüngst von Berlin aus weiterhin der »Adjutant« Menzels durch eingesandte Kritiken, Aufsätze und Novellen, überraschte er die württembergischen Parteien und Menzel selbst durch die namenlose Schrift: »Divination auf den nächsten württembergischen Landtag«, die dem Eintritt und Aufstieg des Stuttgarter Kritikers im württembergischen Parlament die Wege glätten sollte. Wenn Gutzkow kokett die Vermutungen nach dem Verfasser zu einem »verkappten Diplomaten« lockte, so riet man vielfach auf den Freiherrn von Wangenheim, bestochen durch die gemessene Sprache, den staatsmännischen Weitblick der Schrift, die den Landtag auf Württembergs Verhältnisse beschränken wollte und warnte, Grundfragen aufzuwerfen und, in sich selbst zerklüftet oder im Konflikt mit dem ohnmächtigen Bundestag noch ohnmächtiger, zu scheitern²⁾.

¹⁾ Wenn der alte Gutzkow durch seine erste größere politische Arbeit: »Über die historischen Bedingungen einer preußischen Verfassung« in Rottecks »Allgemeinen politischen Annalen« (Neueste Folge, X, 1832) Rotteck das Verbot seiner Zeitschrift in Preußen eingebracht haben will, dürfte seine verklärende Erinnerung dem Aufsatz zuviel Bedeutung gezollt haben. Preußen folgte wohl nicht ungern nur dem Bundestag nach, der Anfang Juli 1832 mehreren liberalen Zeitschriften das züngelnde Flämmchen des Widerspruchs ausblies. Daß Gutzkows Artikel an dem preußischen Verhalten ein entscheidendes negatives Verdienst zukomme, ist kaum anzunehmen.

²⁾ Die Gegenschrift eines namenlosen Legitimisten: »Die Divination auf den nächsten württembergischen Landtag. Beleuchtet von einem, der weder Deputierter, noch Minister werden will. Stuttgart, 1833, Hallbergersche Verlagshandlung« (wie Gutzkows Schrift, von der

Auch im Sommer 1833 kehrte der Kandidat der Philologie nicht nach Berlin zurück. In München setzte er seine juristischen Studien fort, gewöhnte sich an Künstlerkreise und versuchte sich im Roman: »Maha Guru. Geschichte eines Gottes«, eines buddhistischen Gottes, der sich zum schlichten Menschentume hinabentwickelt. In Tibets Wüsten, unter grinsenden Götterfratzen führen blutlose Schatten eine seltsam erklügelte Handlung auf, und in ihren verständigen, leidenschaftslosen Reden und Taten spielt manche Satire auf Europas absolutistische Staaten, hierarchische Kirchen an.

Auf einer Reise mit Heinrich Laube durch Tirol und die Lombardei nach Wien und Prag, unter der quellenden, gefühlswarmen Lebenslust und Lebenssicherheit des Schlesiers, im Spätsommer 1833 reifte Gutzkows Entschluß. Der »Denker«, der sich »alles Künstlerische« nur »angeeignet« hatte, der Laubes lückenhafter Wissenschaft mit »theoretischen Studien« selbst über den Stil aufwartete und »geläufig« nachwies, »wo, wann und wie die Rede durch eine Frage unterbrochen und belebt werden müsse« (Laube), — dieser »Denker« fühlte sich doch ursprünglich genug, um den Druck des Oberlehrerberufs von sich zu streifen, sich in freiem Literatentum ausleben zu können.

Er folgte im Anfang des Jahres 1834 Heinrich Laube nach Leipzig, und in dem Spott seiner neuen, sich am strotzenden Leben nährenden Freunde zersetzte sich der Zauber von Menzels schemenhaften, wohlsortierten Theorien. Eine satirische Spitze, die Gutzkow für seinen alten Stuttgarter Gönner in der Vorrede zu zwei Bändchen »Novellen« verbarg, war der erste Ausdruck für den Abfall des »Adjutanten«.

»Herzblut müssen Sie zeigen! Den Charakter der Gegenwart treffen! Sich Ihre Brust aufreißen!« Dieser die Schwächen »Maha Gurus« geißelnden Forderung eines Leipziger Bekannten kam Gutzkows Wesen halb entgegen. »Den Charakter der Gegenwart« wollte stets schon seine Satire treffen, doch »ohne Herzblut«. Und nirgends offenbart sich Gutzkows gefühlsarme, verstandesüberladene Begabung nackter, als in dem grellen Mißklang, den in »Wally, der Zweiflerin« jene Forderung auslösen sollte.

Öffentlichen Bibliothek in Stuttgart erhältlich) pariert dem Demokraten Gutzkow mit feinem, streitgewohntem Hieb, mit ironischer Sachlichkeit. Wegen der Besorgnis, für einen »verkappten Diplomaten« gehalten zu werden, bittet er ihn (S. 11), »ganz beruhigt zu sein; sobald man seine Schrift zu Ende gelesen, wird niemand ihm diesen Vorwurf mehr machen«. — Die Warnung Gutzkows erfüllte sich. Vgl. über diesen »vergeblichen Landtag« von 1833, Treitschke, Deutsche Geschichte, 4. Auflage, IV, S. 288 bis 293.

Seine Braut Rosalie fühlte der entwurzelte Schriftsteller tief im Banne eines frömmelnden, selbstgefälligen, klatsch-süchtigen Kleinbürgertums, mochte ahnen, daß sie, selbst wenn stark genug für einen Bruch mit ihrer Sippe, doch an seiner Seite dahinwelken mußte. Des »Gottesleugners« abfälligem Nachruf auf den toten Schleiermacher folgte denn auch der Bruch des Verlöbnisses durch die fromme Mutter und ihre gehorsame Tochter.

Wenn auch Gutzkow seinen Schmerz in der Novelle »Der Sadduzäer von Amsterdam« dichterisch zu klären versuchte, wenn er sich auch auf Reisen nach Hamburg, nach dem Rhein und Stuttgart betäubte, stoßweise arbeitend, in seinen »Öffentlichen Charakteren« berühmte Zeitgenossen blitzlichtartig beleuchtete und Spalten von Cottas »Allgemeiner Zeitung« füllte¹⁾, so tobten die wilden Gärungen, die Rosalies Treubruch, die Forderung nach »Herzblut« in ihm entzündet hatten, nur erst unterirdisch fort. In seiner dramatischen Skizze »Hamlet in Wittenberg« stoßen sich noch burlesk die Gegensätze derber Realistik und romantischer Minne, und in seinem Trauerspiele »Nero« langweilt noch der trockene Redeschwall des Freiheitshelden Julius Vindex, eines »römischen Burschenschäftlers«, versteht nur der Kenner Hegels, Schleiermachers, Neanders den satirischen Zank der philosophischen Schulen, ist Nero selbst, eine Karikatur Ludwigs I. von Bayern, seelisch so verzeichnet, daß aus den seltenen jugendlich-titanenhaften Zügen des noch romantisch ironisierenden Dramas kein Funke mehr auf den Leser überspringt.

Als Gutzkow schon in gesicherter Stellung seit Januar 1835 das »Literaturblatt« zu Eduard Dullers »Phönix« in Frankfurt a.M. redigierte, sich mit seinem ätzenden Verstande, seinem weiten Wissen, den jähren Streiflichtern seines Stils zu einem gefürchteten Antipoden Menzels emporarbeitete, selbst schon junge Talente, wie Georg Büchner, der Literatur vorstellen konnte, brach die

¹⁾ Anschaulich für Gutzkows Selbstgewißheit ist ein Brief an Georg von Cotta vom 19. Mai 1834 aus Hamburg: »Wozu ich mich anheischig machen kann, ist dies: Ich liefere im Durchschnitt wöchentlich eine zu bestimmende Anzahl Spalten (etwa 4 bis 5) für die Außerordentliche Beilage, in denen ich gewissermaßen die Leading-Artikel der Allgemeinen Zeitung gebe, die Bulletins der französischen Blätter, eine laufende Geschichte, das Protokoll der gestrigen und die Tagesordnung der morgenden Sitzung, vermischt mit Tendenzaufsätzen, philosophisch-politischen Divinationen, Abschweifungen, wenn sie durch eine Erscheinung des Tags hervorgerufen werden, auf Kirche, Statistik, Naturrecht, Staatsökonomie, auf große Männer und Charaktere, die auf- oder untergehen, auf interessante Erscheinungen der publizistischen Literatur. Ein reiches Feld, auf dem ich mich mit Liebe und Eifer bewegen würde.

schwelende Gärung aus — zu früh, um sich in einem reinen Kunstwerk gestalten zu können. Das Gerücht, es sollte aus Schleiermachers gesammelten Werken das sinnenfreudige Buch des jugendlichen Theologen, die »Vertrauten Briefe« über Friedrich Schlegels »Lucinde«, verbannt werden, stachelte Gutzkow, beim Namen »Schleiermacher« schmerzlich an seine verlorene Braut erinnert, zu einer Sonderausgabe der »Briefe«, zu einer Vorrede, worin er sein »Herzblut« in einer rohen, klaffenden Wunde entblößte. Gegenüber der Unsittlichkeit ehelicher Gewohnheit malte er, ein gelehriger Schüler des St. Simonismus und George Sands, in leuchtenden Farben die Moral der freien Liebe, und im Angriff gegen pfäffische Heuchelei, gegen frömmelnde Selbstgerechtigkeit stieß er nach jedem Gläubigen an Gott.

Es war nur der blitzende Auftakt vor einem großen Schlag. Im Dezember 1834 hatte sich Charlotte Stieglitz in feierlich weißem Gewand den Dolch ins Herz gestoßen, durch das Erlebnis ihres Opfertodes den stumpfen Gatten zu befruchten. David Friedrich Strauß' »Leben Jesu« hatte eben von neuem die Christusfrage in harter Schärfe gestellt, und vor einem Gespräch hierüber mit Gutzkow wich ein blühendes Mädchen der Gesellschaft mit erschreckten Augen zurück: »Davon reden Sie nicht! An all das nur zu denken macht wahnsinnig!«

Dank diesen Erlebnissen blutete jene Wunde wieder und reicher, die Gutzkows Streit gegen die Theologen seiner Liebe zu Rosalie geschlagen hatte, und in »Wally, der Zweiflerin« zeichnete der Zerrissene eine Frau, die sich aus der sie zersetzenden Ungläubigkeit nur durch den Selbstmord retten konnte. Cäsar, ihr Geliebter, der mit ihr, der Gattin eines Dritten, durch den Anblick ihrer entschleierte Schönheit »geistig vermählt« war, hatte ihren Glauben an Christus, den Gott, zerpfückt.

Wenn Goethe aus seinen Schmerzen sich durch künstlerische Gestaltung zur Lösung emporrang, so erfüllte der Skeptiker Gutzkow jene Forderung nach dem Erlebnis, indem er mit kühlem Finger das zuckende Geflecht seiner quälenden Widersprüche zerlegte. Während Wally mit dem Glauben auch am Leben verzweifelte, gefiel sich Cäsar in religionsfeindlichen Paradoxen, in blasierter Verzerrung der St. Simonistischen Liebe und in der Ehe mit einer reichen Jüdin.

Gutzkow, in seinen Peinigungen sich vor der Welt verschließend, ermaß die Wirkung des Werkes nicht, dessen revolutionäre Gedanken den ehrsamem Leser nicht durch die Leidenschaft des Künstlers hinrissen, dessen philosophisch-lehrhafte Sprache, dessen überlegende Sinnlichkeit auch den Verständniswilligen verstimmten. Nichtsahnend, lud Gutzkow zusammen

mit Ludolf Wienbarg erlauchte Männer der Kunst und Wissenschaft zu Beiträgen ein, womit er seine neue Zeitschrift »Deutsche Revue« zum führenden Blatte Deutschlands zu erheben hoffte.

Menzel, mit dem sich das Selbstgefühl des werdenden Kritikers schon 1834 auf einem Besuch in Stuttgart für immer entzweit hatte, schleuderte den ersten Bannstrahl aus seinem Literaturblatt am 11. und 14. September 1835 in scheltender Entstellung des Problems. Die Regierungen, deren Organe zum Teil Gutzkow schon argwöhnisch beobachtet hatten, horchten auf. Dem Verbote der »Wally« in Preußen folgten Bayern und Baden, und am 14. November besuchte ein literarischer Spitzel in Metternichs Sold den Verfemten. »Die kleine, unansehnliche Figur, abgemagert, bleicher Wange, kurzen Gesichtes, gesträubten Haares, lag unwohl auf dem Sofa; vor ihm saß Wienbarg. Vor dem Sofa befand sich ein Tisch, überhäuft mit Schriften des Tages oder, die an der Tagesordnung sind. Niedergeschlagenheit malte sich auf dem Antlitze des demokratischen Holsteiners Wienbarg, schlecht verhaltener Groll und Unmut auf dem des Gutzkow.« Ihr Verleger hatte geschrieben, die badische Regierung habe ihm den Buchverlag verboten, den weiteren Druck der »Deutschen Revue« ihm so gesperrt. »Das kommt von den Regierungen insgesamt«, rief Gutzkow. »Nicht das, was wir geleistet, ist ihnen ein Anstoß, sondern das, was von uns noch kommt, fürchten sie; denn die Zukunft liegt in unseren Händen.«

Gutzkow ahnte die Entwicklung. Am gleichen Tage verbot Preußen die gedruckten und ungedruckten Schriften von Karl Gutzkow, Ludolf Wienbarg, Heinrich Laube und Theodor Mundt, fügte Heine bei und vergaß Börne. Auch der Beschluß des Bundestags vom 10. Dezember war gleich umfassend und gleich vergeßlich. Doch wurden mit den Jahren die Zügel lässiger gehandhabt, in manchem Bundesstaate schon nach wenig Monaten.

Gegenüber Gutzkows Sekundanten Wienbarg stellte sich Menzel nur zum Duell in der Literatur; Streitschriften kreuzten sich; für Gutzkow griffen auch Theologen, wie der Rationalist Paulus, ein, und nur allmählich verebbte die Empörung.

Gutzkow, den die Rücksicht auf seine junge zweite Braut, Amalie Klönne, die Stieftochter des schwedischen Generalkonsuls Freinsheim, an deutschen Boden fesselte, wurde am 30. November 1835 in Mannheim vor dem Stadtgericht verhört, in Haft gehalten und am 13. Januar des folgenden Jahres von dem Hofgerichte wegen »verächtlicher Darstellung des Glaubens«, nicht auch wegen unzüchtiger Schilderung, zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Krank, gebrochen, kehrte er, im Februar entlassen, in die Arme seiner Braut nach Frankfurt a. M. zurück.

Zu weich für starre Leidenschaft, wollte Gutzkow schon 1834 im »Sadduzäer von Amsterdam« den Stab über seinen Helden nicht »brechen, welcher gegen die Satzungen einer fanatischen, intoleranten Religion aufzutreten den Mut hatte und später imstande sein konnte, wieder heranzukriechen zu der Hand, die ihn züchtigte«. Jetzt hatte ihm selbst die grausame Wirklichkeit andere Grundsätze aufgestellt, »als die sind, über welche man als junger Mann im fünften Stock bei der Lampe brütet«. Und schon vor diesem gewaltsamen Eingriff hatten sich seine Anschauungen gelockert. Goethe, dessen Erlebnisdichtungen Gutzkow bereits in den Leipziger Stimmungen zu reinem Künstlertum anreizen mußten, hatte seinen ersten Siegeszug unter den Nachlebenden begonnen. In des Toten »Briefwechsel mit einem Kinde« hatte der graziöse Kobold Bettina von Arnim, die Schwester Clemens Brentanos, auf die starken Fäden gedeutet, die den klassischen Dichter mit der zeitbeherrschenden Romantik verbanden. In Varnhagens Gedenklättern hatte man auch Rahel und ihre Freunde auf den Knien vor Goethe gesehen, und langsam begann die politisch verärgerte Zeit in dem unpolitischen Dichter den nur den höchsten Zielen zugekehrten Künstler, den sich streng vollendenden Menschen zu spüren.

Die Selbstbeschauung im einsamen Gefängnis ernüchterte Gutzkow von den Betäubungen des Kampfes, vertiefte Selbstkritik und Selbstquälerei, ließ ihn die eigene Ohnmacht und die Macht seiner Gegner messen und aus der Erkenntnis ihrer Macht zur Prüfung ihrer Überzeugungen, aus der Prüfung zur Würdigung vordringen. Und als Ergebnis dieser inneren Peinigungen ward ihm ein Wachstum seiner historisch-organischen Triebe, ein tiefes Gefühl für die Entwicklung der Staaten, des einzelnen Menschen, für die Leiden der Menschheit, eine Absage an jenen »reformatorischen Terrorismus der Überzeugung«, der »die Guillotine für einen notwendigen Geschichtshebel« hielt.

Wenn Gutzkow am 3. April 1836 gegenüber dem Minister von Rochow »die gegenwärtigen Verfassungen der europäischen Gesellschaft für die vollkommenste Befriedigung dessen« halten konnte, »was sie zu bedürfen scheint«, seine Achtung vor der »Menschheit auf allen ihren Entwicklungsstufen« zeigte, so darf der Doppelsinn des Ausdrucks »zu bedürfen scheint« nicht übersehen, darf nicht vergessen werden, wie der Zwang des Buchverbots, der Ernährung von Weib und Kind¹⁾ den mittellosen

¹⁾ Eigenes Erlebnis spiegeln wohl seine auf Börne bezüglichen Worte: »Nicht Weib, nicht Kind hingen sich an sein Dasein und schrieben seiner Handlungsweise Gesetze vor, die jemandem das

Schriftsteller beugen mußte. Doch erniedrigte sich Gutzkow nie zu einem Widerruf, wie der haltlose Theodor Mundt, der weltgewandte Laube, mochte er auch seine innere Überzeugung jetzt öfters verschweigen, sie mildern. Und wenn nun seine politischen Träume zu erfüllbaren Möglichkeiten gewandelt wurden, wenn nun sein demokratisches »Ceterum censeo« seltener und maßvoller die ästhetischen Kritiken beschloß, wenn er von nun ab an der Läuterung zu schlackenlosen Kunstwerken sich mühte, so waren es Früchte, deren Keime die Monate der Haft nicht erpreßt, nur rascher emporgetrieben hatten — zu rasch für die Entwicklung eines Dichters, in dessen Werken ein Mißton wie aus gesprungenen Gläsern nicht verstummen wollte.

Zeigt der Roman »Seraphine«, vor dem Wallyprozeß begonnen, noch die alte scharfsinnige, aber gestalt- und leidenschaftslose Zergliederung von Liebesgefühlen, so würdigte der jungdeutsche Schüler Menzels und Verehrer Börnes in der Muße seiner Haft den Künstler »Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte«, dachte sich der nach dem Leben verlangende Politiker von Hegels lähmender Systematik los in seiner »Philosophie der Tat und des Ereignisses«. Da zu der geistreich aphoristischen Schrift dem Gefangenen wohl nur Kants »Zum ewigen Frieden« und Rousseaus Auszug aus St. Pierres Friedenstraktat vorlagen¹⁾, öffnet sie einen tiefen Einblick in Gutzkows reiche Belesenheit und schaffende Kraft.

Im Winter 1836/37 gestaltete er einen alten Lieblingsplan, sein Jahrhundert in den leisesten Strömungen der Politik, Wirtschaft, der Wissenschaft und Kunst, der Sitten und Religionen zu belauschen und dem künftigen Geschichtsschreiber den Stoff zur Einfühlung zu hinterlassen — ein Gemälde, das der Dichter vielfach durch menschliche Typen zu beleben suchte. Für den Druck der »Zeitgenossen«, später »Säkularbilder« genannt, mußte der Geächtete sein namenloses Werk mit englischer Tönung färben, als eine Übersetzung aus Bulwer vortäuschen.

Schon im Herbst 1836 fand sich der Journalist Gutzkow auch zum politischen Turniere wieder ein, und in seinen täglichen anonymen Leitartikeln zur »Frankfurter Börsenzeitung«²⁾ ver-

Herz abdrücken können, wenn sie dem Gefühl widerstreben und doch von der Notwendigkeit geboten werden.«

¹⁾ In den »Rückblicken auf mein Leben« (S. 155) betont Gutzkow ausdrücklich den Mangel an »hinreichenden, literarischen Hilfsmitteln«. Zur Kritik dieser Stelle vgl. Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie, S. 21.

²⁾ Ein allerdings lückenhaftes Exemplar enthält die Stadtbibliothek von Frankfurt a. M.

steckte er in üblicher Taktik seine Ideale unter die arglose Besprechung spanischer Freiheitskämpfe, fühlte er sich doch mehr beobachtet als beachtet, und feilte an seinen Sätzen, »ihnen das grelle und verräterische Kolorit zu nehmen«. Wenn auch am 29. April 1836 ein Geheimbericht aus Mainz Gutzkows festen Entschluß nach Wien meldete, »sich um einer Sache willen nicht weiter aufzuopfern, die er als verloren ansehen müsse«, so entließ im November 1837 Minister von Rochow den Schriftsteller aus der Audienz: »Und noch eines, Bester! Nehmen Sie sich ja hier mit Ihren Reden in acht! Man paßt Ihnen auf den Dienst!«

Da von Gutzkows Charakter Bekehrungen abprallten, wie sie 1835 ein abtrünniger Liberaler, sein früherer Studien-genosse Joël Jacoby, versucht hatte¹⁾, schlichen sich Späher in seine Familie und Freundeskreise, in sein Vertrauen, und lange Jahre verriet der Journalist Eduard Beurmann die Herzens-ergüsse seines Freundes an Metternich. Noch 1843 ersuchte der Staatskanzler den Gouverneur von Mailand um ganz unauf-fällige Beobachtung des Schriftstellers. Auch 1845 auf seiner Reise nach Wien schauerte Gutzkow in der Ohnmacht, unter den neu sich aufdrängenden Bekannten »jenen liberalen Schwätzer«, »diesen jungen Lyriker, der den Mißvergnügten spielt«, nicht durchschauen zu können. Von Zensoren, wie Tzschoppe, gemartert, am Vertrauen zum Menschen, zum Freunde irr, mochte sich Gutzkow oft nur aus Pflicht, aus Liebe zu Weib und Kind an seine Heimat ketten, mochte er jetzt schon die finsternen Keime in sich regen fühlen, die später bis zum Verfolgungswahnsinn wuchern sollten.

In eben diesen Jahren, den Hemmungen zum Trotz, schwang er sich zu einer literarischen Macht in Deutschland auf. Zwar ging die »Frankfurter Börsenzeitung« mit dem beginnenden Jahre 1837 ein, doch ihr neues Beiblatt, der »Frankfurter Tele-graph«, weitete sich 1838 zum »Telegraph für Deutschland« aus und wurde von Hoffmann und Campe nach Hamburg gekauft, wohin auch Gutzkow siedelte.

Um seine Fahne scharten sich junge Talente, wie Franz Dingelstedt, Karl Gödecke, Moritz Carrière, Levin Schücking, Friedrich Hebbel; zu ihm gesellten sich Freiheitsschwärmer, wie Jakob Venedey und Gabriel Rießer. Noch huldigte ihm Georg Herwegh²⁾, und Karl Immermann wandte sich zu ihm

¹⁾ Gutzkow rächte sich in seiner »Seraphine« durch die beziehungs-reiche Schilderung einer Audienz, worin ein Liberaler seine Gesinnung an den Minister verkauft.

²⁾ Handlungen und Charakter des entwickelten Herwegh miß-fielen später Gutzkow, der den Sänger der Revolution 1846 in Paris

zurück. 1840 warf er Heinrich Heine den Handschuh hin, und in seinem »Leben Börnes« spielte er den Politiker gegen den Dichter, die spröde Überzeugung gegen einen buntscheckigen Schalk aus. Doch die Genossen des »Jungen Deutschlands«, die ihre Gesinnung freilich nur genähert, nie verbrüdert, die nur der Beschluß des Bundestags verkittet hatte, stellten sich nicht ein¹⁾. Laube und Mundt waren friedsam geworden. Wienbarg schwieg in Groll, unfruchtbar. Börne war tot.

Mochte Gutzkow in jenen Hamburger Jahren an seinen Erfolgen, in fröhlichem Geplauder und teilnehmendem Verständnis seiner Freunde sich sonnen, — seine Frau besuchte ihn nur auf Monate in der sie erkältenden Stadt, in seinem Charakter wollten die Wunden nur langsam vernarben. Am 30. Januar 1837 hatte er von sich bekannt: »Ich stoße absichtlich das Weiche zurück von mir, ich will mich nicht von mir selbst überraschen lassen, ich mißtraue dem Abandon meiner Gefühle, die sich bis zur Wehmut bei mir steigern können, und wo ich sogar in meinem Tagebuche zur Lyrik greife, um mich zu fassen — aus diesem Mißtrauen gegen mich selbst entspringt das Mißtrauen gegen andre, die Schroffheit, die Kälte, die anatomische Lust, die man an mir wahrnehmen will.« Einige Monate später klagte er in einer Stunde schwächerer Selbsterkenntnis über das Mißtrauen der Welt, worin seine sich entfaltende Kraft erfriere²⁾.

Je tiefer der Geläuterte von der Ahnung der reinen Kunst gepackt wurde, mußte er dem Schicksal zürnen, das ihn in literarischen Frondienst spannte, seine Feder rastlos über die Bogen hetzte. Neidisch sah er auf Börne hin, dem eine Rente Muße ließ. »Er zitterte nicht vor dem leeren Nichts einer Zukunft, die uns verschlingen wird, wenn wir nicht rührig sind, emsig streben, aufwärts, vorwärts, immer ein Ziel im Auge, unverrückt, wie es

traf: »Vom Musendienst sprach er mit Geringschätzung. Sein Studium sei nur noch Feuerbach und Proudhon gewidmet. Seine Aufgabe sei die Tat. Taten! rief er auf den Boulevards beim Spazierengehen. Taten! rief er auf den Saffianpolstern seiner eleganten Einrichtung.« »Handeln, handeln, wenn nicht mit Revolutionen, dann mit — ,Putschen!«

¹⁾ Eine Beziehung der jungdeutschen Schriftsteller zu dem »Jungen Deutschland« in Bern läßt sich aus den 1848 nicht verbrannten Akten der Untersuchungskommission in Mainz nicht nachweisen. Im Gegenteil, ein Brief Gutzkows vom 10. Juni 1836 hofft Georg Büchner gegenüber sogar, die Flüchtigen in der Schweiz würden von ihm und seinen Freunden den anrühigen Namen abwälzen.

²⁾ Erinnerungen aus späteren getrüben Tagen färben Stimmung und Lage noch dunkler.

kräftige Geister von Natur tun und minder kräftige durch ihr Schicksal zu tun gezwungen sind, da sie anders zu besorgen hätten unterzugehen.« Wenn sich auch Gutzkows Kämpfernatur¹⁾ in der betäubenden Tätigkeit des Journalisten ausleben mochte, so schwingen in seinen Äußerungen doch stets bedauernde Untertöne, daß er sich nicht anders zum Schläfe betten könne, als das »Schwert zu Häupten, den Griff hart an der Hand«. Und 1843 schäumte in einem Briefe an Dingelstedt sein Unmut auf: »O wer irgendwie einmal ausruhen und brach liegen könnte! Seit zehn Jahren produzieren wir, Tag und Nacht, jahrein, jahraus, und wie wenig von dem, was von uns öffentlich zeugen soll, kam aus unserm Drange, aus unserer inneren Notwendigkeit!«

1837/38 fand sich im Kölner Kirchenstreit der demokratische Protestant Gutzkow Schulter an Schulter mit der preußischen Regierung, mit Laube, und wechselte besonders in seiner Schrift »Die rote Mütze und die Kapuze«, Laube in seinem »Görres und Athanasius« eine Lanze mit dem Mann²⁾, in dessen Gesicht nach Hebbels Eindruck jede Idee seit der französischen Revolution ihre Furche gezogen habe und diese Furchen stehen geblieben seien, »als der Jakobiner in den Heiligen zurückkroch«.

Noch 1838 erschien der dreibändige Erziehungsroman »Blasedow und seine Söhne«, worin Gutzkow den Meistern seiner Jugend zum letzten Male zollte, die gefühlsseligen Schwärmereien Jean Pauls mit satirischen Stacheln auf Kleinfürstentum, Adel, Diplomaten, Theologen bespickte und das seit Montesquieu verbrauchte Mittel nicht scheute, durch die erstaunten Kindlichkeiten eines Türken Zustände Europas zu bespötteln. Von den Kölner Zwistigkeiten angeregt, versuchte sich Gutzkow zum zweiten Male dramatisch. Eine unmittelbare Deutung seines »König Saul«, worin sich Georg Herwegh ergangen hatte, verwies der Dichter freilich streng, und schon der Zensor verkannte nicht, daß ein Sieg des Priestertums, wie im »König Saul«, den politischen Wünschen Gutzkows nie entsprach.

¹⁾ »Zum Kampf geboren« beurteilte ihn schon das »Biographische Lexikon der Gegenwart« (Titel: Männer der Zeit, 1. Serie, Leipzig, 1860, S. 429), und der feinfühligste Verfasser der Gegenschrift auf die »Divination des württembergischen Landtags« spürte in seinem anonymen Gegner wohl den Dichter, doch einen Dichter ohne Gefühlsüberschwang und unter einem »scharfen und klaren Verstand« den Willen, »daß man mit der ganzen Kraft rücksichtsloser Härte den Leuten auf den Leib treten müsse« (S. 28).

²⁾ Görres erwiderte kurz im »Epilog« zur 4. Ausgabe des »Athanasius«, Regensburg 1838, S. 187 ff.

Das Jahr 1839 offenbarte die innere Wandlung Karl Gutzkows, den Kampf des Dramatikers und Lustspieldichters um ein reineres Kunstwerk, und es beleuchtet seinen überscharfen, sich selbst zu klaren Verstand, wenn er sich, unsicher auf der neuen Bahn, zu seinem ersten Versuch »Richard Savage« an die Anekdote klammerte und »sein Talent für dramatische Gestaltung« an einem ungestüm drängenden Gefühl nicht prüfen konnte noch wollte. Doch in seinen Werken schrillten nicht mehr die Forderungen des Tages, er dämpfte sie mit den Hüllen der Dichtkunst — zu verstrickt indessen in seine politischen Triebe, zu gewohnt an die rasche Arbeit des Journalisten, zu gejagt von alltäglicher Sorge, als daß sich aus seinen reichen Kenntnissen, seinen scharfen Beobachtungen des Lebens je ein Werk gelöst, das auch der Nachwelt Werte und Schönheit geboten hätte.

In dem viel beklatschten »Richard Savage«, den seine adelige Mutter nicht kennen wollte, warb der verstoßene Jungdeutsche um die Gunst seiner Zeit, in »Werner« lenkte der Dichter zu Iffland zurück und stellte Adel und Bürgertum in rührenden Gegensatz, zu »Patkul«, dem verratenen baltischen Berater am Hofe des Sachsenfürsten August II., begeisterte ihn die Schmach des fürstlichen Verräters, und in der »Schule der Reichen« geißelte seine satirische Neigung die entsittlichende Erziehung des Geldes.

Das Lustspiel gewann ihm eine Freundin in Therese von Bacheracht, der Gattin des russischen Generalkonsuls, doch von den Patriziern Hamburgs wurde das Stück zu gut verstanden und ausgezischt. Überdrüssig des Gezänks mit Verlegern und Schriftstellern, verließ Gutzkow 1842 die Stadt und bald auch die Leitung seines »Telegraphen«. Unter ihm schwankte der Boden. Ende 1841 hatte Preußen den Vertrieb des Hoffmann und Campe'schen Verlags und damit auch der Zeitschrift verboten, und obschon das Verbot nach dem Hamburger Brande zurückgezogen wurde, mahnte es zur Vorsicht. Des jüngsten Dichter Ruhmes spottete die Stadt, und schon seit geraumer Zeit hörte Gutzkow sein Wort ins Leere hallen; denn die Reitergefechte waren zu Ende, der Artilleriekampf begann.

Schon seit Jahren und immer hörbarer, immer tiefer bohrend erschütterten Arnold Ruge und seine Gefährten in den »Hallischen«, später den »Deutschen Jahrbüchern« die Stützen des Staates: Theologie, historische Romantik, die dualistische Philosophie. Karl Marx leitete schon kurze Zeit die »Rheinische Zeitung«, schulte sich in zerfressenden philosophischen Lehren, bis er die Blöcke zu seinem kommunistischen Trutzbau zusammentragen sollte. Gutzkow, dessen weite Kenntnisse der Tiefe entbehrten,

fühlte »mehr und mehr, daß die Fortsetzung des großen neuzeitlichen Kampfes andere Waffen erforderte, als er zu führen verstand. Die politischen Aufgaben setzten immer mehr das reichere spezielle Wissen des Rechtskundigen voraus.« Außerstande, durch eine »vereinzelte« Tätigkeit noch zu dienen, zu stolz, sich in eine fremde Schule einzugliedern, in der politischen Lyrik von Herwegh, Prutz, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben, später Freiligrath abgelöst, an revolutionärem Radikalismus oft überschrieen, widmete sich Gutzkow von nun ab dem Künstlertum, der Bühne.

1842 erschien noch ein letztes Werk des Journalisten: die »Briefe aus Paris«, die Ausbeute einer Reise im Frühling des Jahres. Die Empfehlungen des Gatten seiner Freundin von Bacheracht an Diplomatenkreise hatten ihm in Paris die Salons von Thiers und Guizot geöffnet, doch wußte ein spöttischer Geheimbericht über die Unterhaltung mit Thiers zu klatschen, Gutzkow spreche »nicht viel französisch« und Thiers habe sich später erkundigt, »was denn eigentlich dieser berühmte Mann geschrieben habe«. Im Alter beklagte sich Gutzkow über die »schmählichste« Anfeindung seiner »Briefe«, und ein Geheimbericht vom 1. März 1843 wußte ihn durch ihren Erfolg »eingeschüchtert«.

Unter den stürmischen Demokraten der vierziger Jahre mochte sich der Charakter eines Mannes nicht mehr gefallen, den ein Geheimbericht aus dem Jahre 1843 durch Anstellung bei einer Hofbühne dem politischen Feld zu entrücken gedachte, der vor dem preußischen Bundestagsgesandten von Sydow auf seine »Briefe aus Paris« zeigte, um die »nationale Gesinnung und seine Abneigung gegen die radikale Partei« zu beteuern. In kühler Zurückhaltung schilderte an Moritz Hartmann der Brief eines Freundes den alten Führer der Jungdeutschen: »Feste, gedrungene Gestalt; hohe, geistvolle Stirn; kurzes, lichtbraunes Haar, beneidenswerter Schnurr- und Knebelbart, aber in der Physiognomie ein Zug von Falschheit, der wohl niemand zum Vertrauen kommen läßt...«

Von November 1842 an wohnte Gutzkow wieder in Frankfurt a. M. Das Problem des Mannes und zweier Frauen hatte der Ehegatte in seinem Verhältnis zu Therese von Bacheracht selbst erlebt und gestaltete es dichterisch in dem Schauspiel: »Ein weißes Blatt«. In »Zopf und Schwert«, entstanden 1843 in Mailand, erweckte seine launige Satire die gesunde Derbheit des Hofes Friedrich Wilhelms I. von Preußen zu romantischem Leben, wobei die zu neuzeitlichen Ausfälle gegen englische Handelspolitik kaum mehr störten, den Zauber der Dichtung nicht mehr zerrissen. 1844/45 stritt der reizbare Molière-Gutzkow in dem

bejubelten »Urbild des Tartüffe« auf vielen Bühnen Deutschlands gegen scheinheilige Heuchelei, während seine Tragödie »Pugatschew« den Demetriusstoff nicht zu erwärmen vermochte und das Schauspiel »Der 13. November« erneut das Schicksal auf bestimmte Tage festlegen wollte. Zwei Lustspiele: »Die beiden Auswanderer« und »Anonym« wurden nur gespielt und nie gedruckt. 1846, in Paris, goß der Dichter die Novelle seiner Jugend, den »Sadduzäer von Amsterdam«, zu einer Tragödie um: »Uriel Acosta«, worin nicht nur die Jambenform an die Freiheitsreden des Marquis Posa gemahnte; hatte doch der jungdeutsche Dichter von dem Klassiker Schiller auch schon Aufbau und Aktschluß gelernt, sein »Urbild des Tartüffe« dem »Fiesko« ähnlich geendet: »Ich trete in den Orden der Jesuiten.«

Der Druck der Lebenshaltung, den zahlreiche Beiträge zu Zeitungen, Zeitschriften nicht lindern konnten, nötigte Gutzkow 1846 zur Annahme einer Dramaturgenstelle in Dresden, die Emil Devrient vermittelt hatte. Der Jungdeutsche war hoffähig geworden, und nicht mehr seiner Person galten die Widrigkeiten mit der Zensur, die auf einigen Hofbühnen seinem »Werner« schon aus Rücksicht auf seine Gemahlin den Verzicht auf den Adel nicht erlauben wollte, die sich in Berlin das Lustspiel »Zopf und Schwert« und seine Erwähnung der »Weißen Frau« verbat, die in Dresden die »Priester« des »Uriel Acosta« durch den Prinzen Johann, den Danteforscher, in »Rabbiner« verändern ließ. Mochte sich auch Metternich selbst für Gutzkows »Werner« und Laubes »Monaldeschi« eingesetzt haben, sein Schreiben an den Grafen Sednitzky aus dem Jahre 1845 erhellt die mißtrauische Vorsicht, womit man die Wirkung eines Bühnenstückes auf den »beschränkten Untertanenverstand« zu berechnen suchte: »Hat übrigens eine weise Staatsverwaltung die Aufführung des Molièreschen »Tartüffe« nicht gestattet, so sehe ich nicht ein, wie selbe die Darstellung des »Urbildes« jenes Tartüffe zulassen könnte, zumal es mit der frivolen Rolle, die der Verfasser den König Ludwig XIV. darin spielen läßt, abermals auf Herabwürdigung des Königtums abgesehen ist.«

In den Märztagen des Jahres 1848, die der Dramaturg mit seiner Frau auf Urlaub in Berlin verbrachte, glaubte er, seine jungdeutsche Saat als Frucht zu ernten. In den Mittagsstunden des 19. März, in den Stunden der Leichenparade, schwang er sich, ermuntert von Fürst Lichnowsky, im Schloßhofe auf die Schultern der Umstehenden und warf, wie er später rühmte¹⁾,

¹⁾ Allzu eifrig ist Gutzkow gewillt, die Idee der Berliner Bürgerwehr zu seinen Verdiensten zu buchen. Denn schon am 18. März setzte

zur Beruhigung der Massen die Idee der Volksbewaffnung hinein. Doch sein alter Radikalismus glühte wieder auf, wenn er in seiner »Ansprache an das Volk« vom März 1848 den Barrikadenkämpfern zurief: »Duldet nicht, daß man von Versöhnung spricht, ehe Gerechtigkeit geübt! Duldet nicht, daß Männer zweideutiger Gesinnung auftreten und, eure Gefühle mitten im Schmerz abschneidend, eure Gesinnungen vorwegnehmend, euch auffordern, mit denen »Arm in Arm« zu gehen, von denen ihr euch auf ewig trennen müßt (trennen, nicht von den Menschen, sondern von ihrem System)!« Er spielte mit dem Gedanken, Deputierter zu werden, »weniger bei den Parteiführern, wohl aber bei der Masse recht populär«, als der Tod seiner Gattin Ende April seine Spannkraft lähmte.

Auch den politischen Fragen sich wohl entfremdet, den Parteiführern der Gegenwart sich nicht mehr gewachsen fühlend, sandte der Demokrat nur noch im Herbst eine Flugschrift aus: »Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe«, wog sorgsam die Möglichkeiten der Freiheit und Einheit wider einander, blickte scharf in die Zukunft, doch diente der Gegenwart nur mit Utopien, — der Sohn einer dem Idealismus zu nahen Zeit, ein geistiger Führer aus einem verschollenen Jahrzehnt, dessen Stimme in der Hast der Ereignisse, der lärmenden Beirauschung an neuen Namen verhallte. Sein alter Genosse Wienbarg focht mit dem Degen für Schleswig-Holstein, entflammte durch

sich eine Abordnung der Berliner Gemeindebehörden vor dem König für die Volksbewaffnung ein, und am Morgen des 19. März wiederholte in einer Audienz der Magistrat ihre Bitte. Es ist sehr unsicher, ob Gutzkows Eingabe um Volksbewaffnung, die er erst um die Mittagsstunden des 19. März ins Schloß gab, je in die Hand des Königs kam, und so bleibt als sein Verdienst, daß aus der von ihm und zahlreichen anderen bearbeiteten Menge jene Abordnung hervorging, die, mit dem Polizeipräsidenten Minutoli an der Spitze, vom König die Erlaubnis zur Volksbewaffnung erreichte.

Unmittelbar kritisiert Gutzkows Überheblichkeit der Bericht in A. Wolffs »Berliner Revolutionschronik«, Berlin 1851, I, S. 237 bis 243, mittelbar kritisieren die Tatsachen in Natzmer, »Unter den Hohenzollern«, Gotha 1887/88, II, 1. Teil, S. 188, 194/5, und die Darstellung bei W. Busch, »Die Berliner Märztage von 1848«, München und Leipzig 1899, S. 25/6, 34. Im übrigen enthält Gutzkows »Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe«, Frankfurt a. M. 1848, S. 134 ff. (verändert wieder abgedruckt in »Rückblicke auf mein Leben«, Berlin 1875, S. 332 ff., nicht in Band X der letzten Gesamtausgabe) eine anschauliche Schilderung des Berliner Aufruhrs, wozu Gutzkow indessen einseitig den Standpunkt auf der Barrikade nimmt.

eine Flugschrift sich selbst und, wer von den Deutschen es hören wollte.

Die einbrechende Reaktion drückte Gutzkow nieder, wies seinen Trieb, den Schmerz durch Gestaltung zu betäuben, auf den Roman, in dessen freiere Formen sich ein Weltbild leichter zu schmiegen vermochte, hatten doch die pathetischen Längen seines »Wullenweber« in den Zuhörern nicht mehr zünden wollen, hatte man sich doch in die seelischen Schroffheiten seines Auswandererdramas »Liesli« nicht fügen können, so daß er, selbst tastend, den Konflikt seines bürgerlichen »Ottfried« mit adligem Lebenszauber der Bühne in Dresden nicht vorzulegen wagte, den Erfolg seines »Königsleutnants« wohl selbst nur der Gunst des Stoffes, dem jungen Goethe, danken mochte.

Neun Bände stark, erwuchsen die »Ritter vom Geiste«, worin der klassizistische Vorläufer des Realismus seinen Stift zu scharf umrissenen Charakteren wie zu traumhaften, idealen Skizzen handhabte, wobei eine Vorrede des gewandten Denkers die Mängel des Aufbaus durch die »Theorie des Nebeneinander« zu verwischen suchte. Nicht der Beifall berühmter Zeitgenossen, doch der rasche Absatz des stellenweise flüchtig gearbeiteten Werkes erklärte sich indessen nicht zuletzt aus dem prickelnden Reiz, die Masken der Charaktere zu lüften, in einem »Voland von der Hahnenfeder« den General von Radowitz, einer Pauline von Harder die Gräfin Hahn-Hahn zu enträtseln. Fast nur die »Grenzboten« führten eine erbitterte Fehde, die sich bis zum Duell zwischen Gutzkow und Gustav Freytag¹⁾ zu spitzen drohte, die in dem argwöhnischen, bald herrischen, bald dem eignen Künstlertum mißtrauenden Dichter den schlummernden Verfolgungswahnsinn nähren sollte.

Schon im Mai 1849 war Gutzkow von seiner Dramaturgenstelle geschieden, hatte nicht ungern die Folgen seines Berliner Volksrednertums und der unruhigen Maitage in Dresden getragen, die jeden nicht für Lebenszeit geschlossenen Vertrag an der Hofbühne lösten. Von dem Erfolg seines großen Zeitromans beschwingt, leitete der unermüdliche Journalist, der sich im Herbst 1849 mit einer Base seiner ersten Frau wieder vermählt hatte, seit Oktober 1852 in Dresden zehn Jahre lang ein eigenes Blatt: die »Unterhaltungen am häuslichen Herd«, eine Zeitschrift für das nach leichter Wissenschaft, nach Unterhaltung begierige Bürgertum, aus dessen Reihen Gutzkows Name über 5000 Abon-

¹⁾ Mehrerer Begegnungen mit Gutzkow erinnert sich Freytag sehr anschaulich in seinen »Gesammelten Werken«, Leipzig 1887, I, S. 137 bis 139.

nenten sammelte, dessen Ruhe der alte Jungdeutsche nur in den Jahren der Befreiung Italiens durch politische Artikel zu stören wagte.

Im August 1851 erschien einem fremden Beobachter der nun vierzigjährige »berühmte Schriftsteller mit dem feingeschnittenen, geistvollen Gesicht, den durchdringenden, stets forschenden Blicken und dem ironischen Lächeln der sarkastischen Lippen als ein Bild frischer Schaffenskraft und Schaffenslust, reich an überraschenden Gedanken, an glänzenden Einfällen und originellen Ideen, sprudelnd von Witz und Humor, welcher durch einen Zusatz von feiner Malice nur noch pikanter wurde«. Doch nach den liebenswürdigen Monaten, in denen sich Gutzkow 1852 mit seltenem Lächeln in seine eigene »Knabenzeit« versenkt hatte, wurde es um ihn wieder trüb und dumpf. Die Sorge um eine vielköpfige Familie, das Bedürfnis nach Reisen, nach einer schrankenloseren Lebenshaltung zwangen ihn bald zur Bereicherung seiner Einkünfte, zu den Tantiemen der Bühne zurück. Verfiel auch das Pathos des historischen Stoffes »Antonio Perez« nicht mehr, durften auch »Lenz und Söhne« auf der Dresdener Bühne nur einmal sich in zerfahrenem, überspanntem Wohltun gebärden, — das moderne Problem der »Ella Rose« wurde beklatscht, deren frauliche Qualen und Sehnsucht später Ibsen in seinen Gestalten schärfer erfassen, plastischer formen sollte.

Nachdem Gutzkow sonst seine Anschauungen in Novellen, in Artikeln zu seiner Zeitschrift und fremden Blättern zersplittert hatte, ballte er 1857 seine dichterischen Kräfte zu mehrjähriger Arbeit, zu seinem zweiten neunbändigen Roman: »Der Zauberer von Rom«. In Vorzug und Schwächen noch ausgeprägter als früher, auch hier durch flüchtige Form¹⁾ verletzend, hatte sich der Protestant Gutzkow zu tiefem Verständnis des Katholizismus gezwungen, sich die wechselnden Schauplätze der Begebenheiten durch neue Reisen nach Westfalen, zum Rhein, nach Italien und Österreich veranschaulicht.

Seine Kraft war erschöpft. Zehn Jahre später verrieten die fünf Bände seines historischen Romans »Hohenschwangau« das Alter, die überwuchernde Freude an der Einzelheit, und seine letzten, stets dreibändigen Werke: »Die Söhne Pestalozzis«, »Fritz Ellrodt« und »Die neuen Serapionsbrüder« heben sich selten

¹⁾ Als Beispiel für eine gedankenlose Stunde der Niederschrift diene: »Ihre Augen waren geschlossen, ihre Blicke lächelten« (1. Ausgabe, V, S. 88). Auch diesem Roman hatten bekannte Persönlichkeiten, wie der Erzbischof von Köln, Droste-Vischering, sein Kaplan Michelis, Fürst Metternich selbst, Modell gestanden.

durch einen funkelnden Gedanken von den seichten Romanen des Tages ab.

Die stete Geldnot, sein eigener Charakter hatten den Dichter zerrieben. Noch schwebte über dem Alternden der klassische Idealismus, der vor der materialistischen Kühle der aufkommenden Naturwissenschaft seine unsterbliche Seele nicht preisgeben wollte. Der Schüler Rousseaus erfreute sich jetzt an der Geschichte, an Ranke, doch sein altes Mißtrauen in sich selbst kehrte sich nach außen, zu Neid, zu lauernder Qual um seinen Ruhm; sein alter Kämpfertrotz zerbröckelte in kleinliches Gezänk, in vorwurfsvolle Briefe, die seine Eitelkeit und seine Lebenssorgen, seine vergräunte Bitterkeit, seine Neigung zum Cliquentum jämmerlich bespiegelten. »Trotz seiner vorwiegenden kalten Verstandesnatur empfand Gutzkow ein tiefes Bedürfnis des Herzens nach Freundschaft und Liebe. Er war selbst zuweilen nicht frei von sentimentalischen Anwandlungen, aber sein krankhaftes Mißtrauen, seine zersetzende Kritik und seine große Reizbarkeit erschwerte ihm und andern das Leben, löste und zerstörte ihm so manches teure Band, wobei er sich selbst das größte Leid zufügte.«

Seit Oktober 1861 in Weimar Generalsekretär bei der Schillerstiftung, verfeindete er sich bald mit dem geschmeidigen Hofmann Dingelstedt, mit dem ganzen Verwaltungsrat und gab nach drei Jahren sein Amt zurück. Von seiner besorgten Familie, seinen Freunden in seiner brütenden Rastlosigkeit beobachtet, suchte er auf einer ziellosen Reise in ausbrechendem Irrsinn den Tod durch mehrere Dolchstiche. Nur verwundet, wurde er nach der Anstalt St. Gilgenberg verbracht¹⁾, doch erst zu Weihnachten 1865 als geheilt an Seele und Leib entlassen. Noch zehn Jahre später sind Spuren des Verfolgungswahnsinns seinen »Rückblicken auf mein Leben«, seiner Streitschrift »Dionysius Longinus« grauenhaft eingeritzt, und ruhelos wechselte der später fast erblindende Dichter seinen Aufenthalt, floh 1873 vor dem umnachtenden Dämon auf weite Reisen. Er starb in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1878 in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M., erstickt von dem Rauch eines Zimmerbrandes, den der Schlaftrunkene selbst gezündet hatte — — —

¹⁾ Das Nachtleben der menschlichen Seele beleuchten grell die Niederschriften des irren Dichters, die H. H. Houben als »De profundis« in der Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge, 2. Jahrgang, 2. Hälfte, 1914, S. 405 bis 432, veröffentlichte. Die medizinische Seite der Krankheit Gutzkows erörterte C. F. van Vleuten, »Die Leidensjahre K. Gutzkows« im »Literarischen Echo« 1905/06, VIII. S. 1415 bis 1423, 1487 bis 1493.

Dem Menschen Gutzkow hat sein Freund Karl Frenzel nachgerufen: »So steht er geläutert und verklärt vor mir: markig, gedrungen, in Ausdruck und Haltung Wagnut und Plebejer-trotz, das Auge unter dichten Brauen kühn ausschauend, die Hand leicht geballt, wie einer, der ‚scheiternd oder landend seinen Göttern vertraut‘.«

Der jungdeutsche Politiker des vierten Jahrzehnts hat sich selbst den Grabstein gemeißelt:

»Möge man einst von unseren Zeitgenossen sagen: ... Sie hinterließen mehr, als sie empfangen hatten... Im öffentlichen Leben waren sie mißtrauisch, nicht feindselig. Abgewandt dem Staate, der sie nicht alle mit gleicher Liebe zu umfassen schien, wühlten sie doch nicht gegen seinen Bestand. Sie dienten ihm als Freigelassene, die sich gern aus langer Gewöhnung noch Knechte nennen, und brauchten ihr Recht nur, wenn es in Gefahr war, ihnen genommen zu werden. Das Vaterland war ihnen ein verworrener und dennoch heiliger Begriff. Sie hatten Sehnsucht zur Aussöhnung zwischen den Nationen und waren leichtgläubig genug, andere nur nach sich selbst zu beurteilen, vom Nachbarn nur Gutes so zu erwarten, wie sie selbst es ihm wünschten. Lieber als das Vaterland wurde ihnen die Muttersprache. Dieser hingen sie mit jener innigen, unzerstörbaren Liebe an, welche sie für das Vaterland nur in sich hegten, wenn es bedroht wurde, nie aber, wenn die Liebe zu den Seinen die zu den andern verletzt hätte. Ja, dem Entfernten waren sie geneigter als dem Nahen«.....

I. Teil.

Gutzkow und der Staat.

1. Kapitel.

Geschichte und Staatsgedanke.

Gottesbegriff und Geschichte.

Gutzkow gab der Neigung nach, die Widersprüche, die sich der Menschenlogik im Glauben an einen persönlichen Gott aufwerfen, durch eine Flucht in den Pantheismus zu lösen. Ursprünglich aus Geldnot zum Studium der Theologie gezwungen, opferte er bald die Aussicht auf eine sorgenlose Zukunft seinen Zweifeln, und sein Entschluß mag bei seiner gefühlsarmen Veranlagung nicht so sehr nach heftigen Gewissenskämpfen, als nach einer schneidenden Prüfung seines Verstandes erfolgt sein. In seinem neuen Meister, in Hegel, fand er nicht mehr die kirchlichen Dogmen, fand er schon den Glauben an eine absolute Macht, deren Vernunft sich planvoll in der Vernunft des geschichtlichen Geschehens offenbart. Hegel hatte jene »Kleinkrämerei des Glaubens an die Vorsehung« aus dem einzelnen Menschen auf die Völker übertragen.

Es bezeichnet Hegels vieldeutige Lehre wie Gutzkows noch sehr historisch geschulten Verstand, daß er aus dem Satze: »Was ist, ist vernünftig« zwar nicht den Radikalismus der Junghegelianer folgerte, aber zu einem ebenso scharfen Angriff gegen Hegels Schwächen vorstoßen konnte. Hegel hatte in der philosophischen Sucht nach Archimedes' Punkt, um die Welt aus ihren Angeln zu heben, seine eigene Anschauung von Gott außer und über die geschichtliche Entwicklung gestellt, ja überhaupt mit seinem System die Geschichte zu beenden geglaubt. Doch Gutzkow schloß in historischer Denkweise aus jenem Satze, daß dann die antike Gottesanschauung »keine Abirrung vom Gottes-

begriff, sondern eine Entwicklung innerhalb desselben, ein notwendiges Stadium seiner irdischen Darstellung« sei und gelangte, bewußt in selbständiger Erleuchtung eines »Damaskuswunders«, jedoch unbewußt wohl von Goethe, kaum von Schelling beeinflusst, zu einer Art von spinozistischem Pantheismus, den Zweck aller Geschichte darin zu glauben, »Gott darzustellen, Gott hervorzubringen, ihn, den Schöpfer, als das Resultat der Geschichte der Schöpfung sozusagen sichtbar hervorzulocken«. Noch 1834 wollte Gutzkow in jeder Erscheinung der Geschichte »eine Metamorphose des Weltgeistes« anerkennen.

Mit dem wachsenden Selbstgefühl des Jünglings vollzog sich eine Abkehr von einer Auffassung, der ein Mensch nur als Bruchteil der Menschheit, die Menschheit nur als Bruchteil der Natur und ihrer Geschichte erschien. Unter dem Drucke Menzels, des südwestdeutschen Liberalismus wich die historische Anschauung Einflüssen aus dem Naturrecht und der Kenntnis Rousseaus: der Betrachtung des Einzelmenschen. Doch niemals wurde mit der Geschichte jählings gebrochen, sie nur zeitweise unter ein ethisches Ideal gezwungen. Der ehrgeizige Sohn des Bereiters mochte sich von der Beschäftigung mit dem einzelnen Ich versprechen, seinen Hunger nach Glück zu stillen, er mochte seine eigenen Kräfte unterschätzen, die sich zum Dienst der Menschheit drängten und in der Befriedigung solchen Dienstes die Entsagung auf eigenes Glück vergessen konnten.

Zwar schien Gutzkow in seinen »Narrenbriefen« den Anschauungen seiner Berliner Tage noch nachzuhängen, wenn er in der Geschichte einen »großen Plan der Menschenerziehung« vollendet meinte. Ob er hier, vielleicht unter einem frischen Eindruck von Lessings »Erziehung des Menschengeschlechts« vorübergehend der Menschheit eine Gottheit gegenübergestellt dachte, wage ich nicht zu entscheiden. Doch schon in jenen »Narrenbriefen« kehrte sein Haß gegen »die sogenannten historischen Größen« »die friedliche Welt stiller Gemüter« hervor, die allein »den schönen Beweis ihrer Unsterblichkeit führen« könne. Mochte hier nur der Geist des Jünglings, der gern verneinte, dem Heroenkult Hegels absagen, so drückte er doch die verschiedene Begabung in eine abstrakte Gleichheit hinab und konnte nach wenigen Schritten die radikalsten Formen des Naturrechts ergreifen.

Auf der folgenden Entwicklungsstufe wandte sich Gutzkow von einem Sammelbegriff der Menschheit ab, dem Einzelmenschen zu, tastete nicht mehr nach Endzwecken der Geschichte, sondern berauschte sich an einem sofort zu verwirklichenden Zweck im Einzelleben, und seine »Philosophie der Tat und des Ereignisses«

(1835/36) stellte sich hierin bewußt in Gegensatz zu Hegel. Doch suchte der Schüler des klassischen Idealismus den Einzelzweck nicht im Genuß, sondern beschränkte jetzt nur seinen früheren weltumspannenden Pantheismus auf den Menschen an sich. »Jeder Tag spricht das große Geheimnis Gottes in seinen sämtlichen Stufen aus.« Und Gott wird ihm »der Urtypus unserer sublimen Begriffe und die Ahnung jener Bilder und Grundlagen der Ideen, die von Anbeginn der Dinge im Schoße der Welt-schöpfung ruhten. Und um diesen Typus, diesen Gott, der in uns wohnt, zu erzeugen, leben wir; um ihn aus dem Nebel unserer Sinnennatur und dem unvollkommenen Bewußtsein eines in die Materie gebannten Geistes zu befreien, so daß er immer strahlender und deutlicher in seinen Zügen hervortritt«. Verrät sich der Schüler Hegels in der Gegenüberstellung von Geist und Materie, so lehnte er sich nicht nur in der Lehre von der allzeitigen Zweck-erfüllung des Einzel Lebens an Herder an, sondern fühlte sich, wie Herder, von seiner Lehre nicht befriedigt. Während Herder sie durch einen Entwicklungsgedanken zu ergänzen suchte, die Gegenwart auch als »Grundlage der Zukunft« betrachtete, grübelte Gutzkow über der Möglichkeit einer Wiedergeburt, über »einem frischen Kreislauf in einer höhern Sphäre«. Auch Wienbarg knüpfte wohl an Herder an, wenn er einen geschichtlichen Endzweck mit den Worten verwarf: »Das Leben ist des Lebens höchster Zweck.«

Konnten Gutzkows Anschauungen bis hierher nur seinen Abfall von theologischen Lehren beweisen, so offenbart sich das Kraftgefühl des 24jährigen und seine politische Willensrichtung in den Forderungen, die er bei solcher Auffassung des geschichtlichen Lebens an den Einzelmenschen stellt. Gutzkow verkannte nicht die revolutionäre Seite in der Lehre eines Mannes, für den »die Weltgeschichte der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit« war, doch schien ihm ihre Objektivierung alles Geschehens den Entschluß zu töten und eine Apathie zu erzeugen, »welche in schwachen Gemütern Feigheit werden kann«. »Statt einer Philosophie des Ereignisses« dachte er, »mehr eine Philosophie der Tat« zu geben.

War der »Zweck des Menschen nicht die Geschichte«, so ist sein Zweck doch nicht das Leben schlechthin, sondern nur das moralische Leben. »Leben ist kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe.« Wenn die Erinnerung an Kant, dessen Schrift »Zum ewigen Frieden« dem Schreiber zur Hand war, den von Hegel verstoßenen Moralgedanken wieder hineinrug, so wurde er zunächst folgerichtig durchgedacht, in den Mittelpunkt gerückt und die naheliegende Frage, warum dann überhaupt Geschichte

geschehe, dahin beantwortet: »Die Verschiedenartigkeit der Sitten und der Zeiten dient nur dazu, die höchste Vollkommenheit der Tugend möglich zu machen: die, daß sie nicht auf Nachahmung beruht.«¹⁾ Doch wenn plötzlich in geistiger Taschenspielerie die Moral sich als »das Gesetz der Freiheit« entpuppt, so spüren wir wieder den Einschlag Hegels, wittern die Richtung dieser Philosophie der »Tat«, fühlen die Selbstgenügsamkeit eines moralischen Einzellebens gesprengt, und für Sekunden spottet der verfemte Verfasser der »Wally« seiner Zensoren, reißt blitzschnell den philosophischen Mantel von dem Satze herab: »Die Freiheit ist der einzige große Faktor der Geschichte«²⁾.

So wird es offenbar: Sich mit der Vervollkommnung des Einzelmenschen zu bescheiden, strömte nicht aus Gutzkows innerstem Wesen, sickerte vielleicht nur aus der gemüthlichen Bedrängnis eines Gefangenen, der seine leibliche Ohnmacht an den Mauern seines Kerkers mit Händen fühlen konnte. Der Jüngling, den es vor wenigen Jahren zum weiten Berufe des »Priesters, Volkslehrers« gedrängt hatte, war vom Leben noch zu wenig beengt worden, um sein Lebensideal von der Menschheit loszulösen, sich mit der abgeklärten Selbstzucht des alten Goethe dauernd durchdrungen zu haben. Wie der Trieb zur »Tat«, den seine Philosophie in das Leben des Einzelmenschen gebannt hatte, den kargen Spielraum durchbrechen würde, war schon damals zu erkennen. Setzte »der einzige große Faktor der Geschichte: Freiheit« die Menschheit als Tummelplatz voraus, so verhüllte die Möglichkeit »eines frischen Kreislaufs in einer höhern Sphäre« nur die tiefere Befriedigung durch einen Entwicklungsgedanken.

Schon 1837 wandte sich Gutzkow wieder zur Betrachtung der Menschheit, und »der Geist der Geschichte«³⁾ bewegt sich

¹⁾ Der Satz fehlt in der ersten Ausgabe, wurde jedoch schon um 1845 als Anmerkung beigelegt und erschien mir nicht anders, doch deutlicher und kürzer als die verworrenen Gedankengänge des Textes selbst. Übrigens übersieht dabei Gutzkow, daß auch das moralische Ideal sich in den geschichtlichen Zeitaltern verschieden ausprägt, während er 1830 den Begriff von einer Gottheit der Entwicklung unterstellt hatte.

²⁾ Die zugrunde liegende Frage, ob Gutzkow damals dem Glauben an eine unbedingte Willensfreiheit angehörte, läßt sich kaum schlechthin bejahen. Doch sind die Stellen, in denen der »Zufall« als gleichbestimmend neben menschliche Eigenschaften, wie »Mut«, »Dreistigkeit« gesetzt wird, zu dunkel, um zu Schlüssen ermutigen zu können.

³⁾ In dem »Geist der Geschichte« wage ich nicht bestimmt den alten Pantheismus wiederzufinden. Der Mangel an einer größeren geschichtsphilosophischen Bekenntnisschrift erschwert für die späteren

ihm »in kreisartiger Wendung, allein nie kehrt sein Ende in den Anfang zurück, sondern er steigt ins Unendliche spiralförmig empor«. Und er erläuterte das gleiche Bild 1841: »Jede Epoche der Geschichte hat ihren Charakter. Und jeder Charakter reicht über die Epoche, der er angehört, noch einmal hinaus, wenn spätere Zeiten auf ihn zurückkommen.« Der eifrige Leser des Tacitus hatte sich wohl jener berühmten Stelle vom Kreislauf aller Dinge erinnert; seine Hoffnung, die das Gesetz der Reaktion in seiner ganzen Bitternis erfuhr, doch sich den Glauben nicht verschütten ließ, hatte jenes herbe Bild vom Kreis zu einer Spirale gemildert, sich unter dieser Vorstellung den Gedanken an eine Entwicklung zu eigen gemacht.

Naturrecht.

Das Zeitalter Gutzkows war zu tief von historischem Geiste durchtränkt, um zu glauben, die reale Welt zu den Nebelgebilden eines philosophischen Ideals zurückdrehen zu können. Ohne den Gedanken an jähem Bruch, rückte man vielmehr der Menschheit das Naturrecht nur zum Ziele vor, wozu sie sich organisch entwickeln müsse. Auch der Politiker Gutzkow, dessen Philosophie sich niemals über die Geschichte hinweggesetzt hatte, wehrte sich 1832 gegen den Vorwurf, als wolle der Liberalismus ein mechanisches Kunstwerk zusammensetzen, und in seinen »Narrenbriefen« beutete er die historische Erkenntnis von der Verschiedenart der Völker zu der zweischneidigen Folgerung aus, man dürfe die Unmöglichkeit einer Republik nicht aus dem Untergang der Republiken Rom und Athen beweisen.

Selbst in den Tagen, als er in der Selbstvollendung des Einzelmenschen die Geschichte erfüllt sah, hatte er die Buntheit der geschichtlichen Erscheinungen nicht geleugnet, sie jedoch nur als Stütze für sein Ideal der vollkommenen Selbsterziehung zugelassen. Daß jedoch dieses Ideal noch allzu rasch zum Abstraktionsgebilde eines Menschen hindrängte, von den gegebenen Entwicklungsformen sich mehr gehemmt als gefördert sah, aus dem sich und den Menschen überschätzenden, stürmischen Optimismus der Jugend geboren war, erhellt aus den Sätzen: »Eine Tendenz zur Abstraktion ist aber unleugbar. Doch ist sie nicht

Jahre die Forschung. Schon 1842 schien er der Natur wieder eine unirdische Macht entgegenzusetzen, und während die etwas spielerisch gehaltene Stelle von 1842 noch zwischen der »ewigen Weisheit Gottes« und einem »Dämon« schwankte, glaubte er 1845 an einen Gott, der »sich seinen Weltplan von einer frivolen Politik nicht verkümmern lassen« werde. Man mag zweifeln, ob der entrüstete Demokrat nicht bloß eine rhetorische Wirkung beabsichtigte.

absteigender Natur, sie liegt nicht dem Anfange, sondern dem Ende der Geschichte zu. Je weiter wir zurückgehen, desto tiefer ist der Mensch in natürliche und politische Verhältnisse verstrickt, desto konkreter, unfreier, durch Vorurteile gebundener ist seine Erscheinung.«

In den folgenden Jahren, nach seiner Rückkehr zum Begriff der Menschheit, offen im Bündnis mit dem Entwicklungsgedanken, sagte Gutzkow dem Radikalismus abstrahierender Theorien eindeutig ab und wiederholte in verschiedenen Bildern: »Man kann immer nur das Alte verbessern, einen Acker, der brach gelegen, umpflügen, ihn düngen, man kann Früchte erzielen, aber Grund und Boden müssen gegeben sein.«¹⁾ Doch wenn er in seinem geschichtlichen Urteil »nicht das Resultat des Kampfes, sondern die sich gegenüberstehenden Kräfte« entscheiden lassen wollte, so widersprach er seiner kurz zuvor historisch eingestellten Erkenntnis, »daß das, was geschieht, wenn auch nicht immer, doch selten anders geschehen konnte«, so suchte die Leidenschaft des Parteimannes einen Ausweg, um über die Niederlagen seiner Lieblinge in Gegenwart wie Vergangenheit nicht trauern zu müssen.

Als Ziel seiner Zeit leuchtete es stets dem Schüler Hegels, des Naturrechts vor, »die Begriffe zunächst nur aus der Vernunft zu entwickeln, die Geschichte als eine Stufenfolge dieser selben nach Freiheit ringenden Vernunft zu verstehen«. Zu den Tiefen des Problems stieß Gutzkow vor, wenn er alles für organisch erklärte, »was der Mensch dazu machen will«. Denn dem Glauben an ein organisches Wachstum und dem Glauben an ein künftiges Naturrecht liegen häufig verschiedene, nicht zu ergründende Auffassungen von der menschlichen Willensfreiheit zugrunde: dort die Neigung, sich die Früchte nur in Sonne und Regen, nicht auch durch die Pflege des Gärtners zureifen zu lassen, hier das Ideal einer Frucht und der kraftvolle Glaube, die Rundung zum Ideal eigenwillig beschleunigen zu können.

Theodor Mundt in seiner oberflächlichen, sich selbst nicht klaren Art hielt die »künstlich abstrahierten Ziele« nur für »innerhalb der Reflexion, aber außerhalb der Geschichte« gelegen, verkannte dabei, daß der Glaube an ein Naturrecht und die Versuche zu seiner Erfüllung von anderen Erscheinungsformen der Geschichte nicht zu scheiden sind. Wenn er trotzdem die Geschichte für ein »freies Fortleben der Völker« ansprach, so schien

¹⁾ Doch der Satz: »Jetzt gilt die Realität« wurde bezeichnenderweise erst von dem alternden Gutzkow in der letzten Gesamtausgabe seiner Werke hinzugefügt.

er ihrer Willensfreiheit die Beschäftigung mit dem Naturrecht nicht zuzubilligen.

Der Staat als Notwendigkeit.

Von den drei Schlagworten: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, worin die Kämpfer von 1789 die sich im innersten Kern widersprechenden Elemente des Naturrechts verschweißt hatten, griff am schärfsten und tiefsten die »Freiheit« den Staatsgedanken an, während die weltbürgerliche »Brüderlichkeit« nur die ethische Formulierung einer Folge war, die sich bei der Sprengung des Staates von selbst vollzogen hätte. In Frankreich führte die plötzliche, durch Erziehung nicht vorbereitete Befreiung der Einzelpersonlichkeit zu einer auseinanderfließenden, oft verbrecherischen Willkür, die man schon 1793, von den legitimen Großmächten auch in der Existenz gefährdet, durch einen übermächtigen Staat nach Rousseaus mehrdeutiger Lehre dämmte und noch heute bündigt. In Deutschland konnte das Problem, den Trieb der Einzelpersonlichkeit mit den staatsverlangenden, staatsbildenden Kräften auszugleichen, zu lange geprüft, zu lange an der Wirklichkeit gemessen werden, als daß sein allmählicher, geschwächter Eintritt in die Geschichte vieljährige Erschütterungen veranlaßt hätte.

Dem Optimismus junger Einzelpersonlichkeiten, die sich zu ganzen Literaturrichtungen, wie zur Epoche der »Stürmer und Dränger«, zur Frühromantik zusammenschließen konnten, entsprach es, das Individuum, zum mindesten das geniale Individuum, aus den Fesseln des Staates zu entketten. Doch der unmittelbare Anblick der Greuel in der französischen Revolution mochte in dem deutschen Klassizismus die Forderung gefördert haben, die Freiheit der Einzelpersonlichkeit auf die Selbstzucht zu gründen, sie zu immer höherer Selbstvollendung auszubilden. Ohne unmittelbare Erfahrungen aus der Zeitgeschichte, in Abwehr gegen die starren Bindungen des Menschen durch die historische Romantik, durch die lastende Restauration, kehrten die Jungdeutschen zunächst zum Preis der Gesetzlosigkeit zurück, — je nach des einzelnen Entwicklung früher oder später.

Im selben Werke, wo Gutzkow im Angriff auf die geschichtlichen Heroen sich dem Ideal der Gleichheit näherte, hatte er dem Problem der Freiheit schon bis in die letzte Folgerung nachgegrübelt, und sein Frohlocken über die »wahre Bestimmung des Staats«: »seine Zerstörung«, dämpfte sich nur in der Erkenntnis, daß ein jeder erst »das unbeschränkte Gefühl seiner Person gewonnen haben« müsse. Widersprechende, staatsfreundliche Äuße-

rungen aus den nächsten Jahren offenbaren, daß diese tastenden Gedanken sich in einer Weltanschauung noch nicht gefestigt hatten, daß sie mehr aus jenem Überschwang jugendlichen Kraftgefühls abgebröckelt waren, das seiner Phantasie in den Wirrnissen Südamerikas ein Reich unbegrenzter Möglichkeiten vorgaukelte.

Doch schon zu Beginn des Jahres 1835 bahnte sich die Entwicklung an, die ihm im Gefängnis die Einzelpersönlichkeit vor die Ziele der Menschheit rücken sollte. Der »Staat als Resultat« dünkte ihm »immer Tyrannei, sei es nun mit drei Roßschweifen oder mit Volkstribunen«, und der Schüler Rousseaus fragte: »War der Mensch nicht früher als der Bürger?« Und am Ende des Jahres, in seiner »Philosophie der Tat und des Ereignisses« verwarf er folgerichtig für die moralische Auswirkung der Einzelpersönlichkeit die Notwendigkeit des Staates. Selbst bei dem Zugeständnis, »daß die Fortschritte der Aufklärung fast in allen Ländern mit einer Zunahme der Verbrechen verbunden sind«, konnte er den Staat in bewußtem Angriff auf Hegels »Material des vernünftigen Endzweckes« nicht als »Kulminationspunkt der Kultur« feiern, sondern nur »als eine von der leidigen Notwendigkeit gebotene Maßregel wechselseitiger Sicherheitsleistung« ansehen. Dem Staate Hegels, mit dem sich seine Träger: Religion, Kunst und Wissenschaft zu einem Bau verkitteten, hielt er die bittere Erfahrung vor: Ein solcher Staat »wird Sokrates wegen Blasphemie zum Tode verurteilen und seine Angeber, Menschen wie Miletus und Anytus, mit einer Bürgerkrone beschenken«¹⁾.

Mit der Annahme von Zielen der Menschheit, einer Entwicklung erschloß sich Gutzkow schon 1837 aus der geselligen Veranlagung des Menschen »seine natürliche Bestimmung«: »das Leben im Staat«. »Der Staat beherrscht nicht bloß unsere physischen Kräfte, unsern Arm und unsere Geldmittel, sondern dringt in die feinsten Poren unseres Geistes ein und läßt uns keinen Begriff bilden, der nicht erst durch seine Atmosphäre Dauer und praktische Konsistenz erhalten hätte.« Wenn er 1843 skeptisch fragte: »Wer sagt euch, daß die Staaten, die bestehen, um ihrer selbst willen da sind?«, so gedachte er nicht, nach Zertrümmerung ihrer Schranken das Ich schlechthin zu befreien, sondern nur von seinen Fürsten zu erlösen; denn der freie Mensch wird mit seinem Bruder und Freund, doch ohne die Fürsten »die Kette einer neuen gesellschaftlichen Ordnung schließen«.

¹⁾ Noch 1837 hob Gutzkow im Streite gegen die Zensur Religion und Wissenschaft, das kulturelle Leben aus dem Staate heraus und befahdete Hegels Extrem mit einem extremen Gegenstoß.

In ähnlichen Gedanken bewegte sich Heinrich Laube. Bündig forderte er 1833 die Gesetzlosigkeit: »Der einzelne wird sich selbst Gesetz, die Willkür aller ist das Gesetz des einzelnen und umgekehrt.« Stutzig geworden, vertrat er es bald darauf, den Weg zur Freiheit aller vorübergehend über die freiwillige, sich veredelnde Selbstentäußerung des Einzelmenschen zu führen. Und wenn er auch sofort nach der Erkenntnis, die Allgemeinheit bedürfe der »Schränken der Gesellschaftlichkeit«, sich »von den notwendigen Fesseln« frei ersehnte, so läßt sich doch aus seinen flatterhaften Gedanken die Folgerung erhaschen, daß auch der junge Laube sich aus seinen Phantasien allmählich auf den Boden senkte und unter der Tatsache einer staatlichen Gesellschaft Notwendigkeiten fühlte, die er mit dem Triebe seines Ich nicht anders denn sonst zu versöhnen dachte: durch einen Kompromiß.

Wenn Gutzkow, Laube, die jungdeutschen Genossen mit ihrer Persönlichkeit gegen eine Jahrtausende alte Gesellschaftsform anrannten, so mag man es nicht Epigontum schelten, das der Kindheit der Romantik und der Klassizisten nur leichter und rascher nachgelebt hätte; denn der Geist, der sich aus den Trümmern seiner Skepsis sein eigenes Gebäude zimmert, und sei es aus Latten, tut mehr, als wer sich schnell in dem ererbten Palaste hoher Gedanken heimisch fühlt.

2. Kapitel.

Gutzkows Auffassung vom Staate seiner Zeit.

Gutzkows Charakter und seine Tätigkeit als Journalist waren nicht dazu angetan, sich nur folgerichtig nach seiner jeweiligen Weltanschauung zu äußern. Von dem Anhänger eines rein persönlichen Lebenszweckes könnte eine philosophische Systematik verlangen, daß er jede Beschäftigung mit allgemein menschlichen Aufgaben zu verlassen hätte; von dem Gläubigen an Anarchie müßte der Radikalismus fordern, sich auch jeder Mitarbeit am Staate zu entschlagen. Hatte schon an sich der einer geschichtlichen Entwicklung geöffnete Sinn Gutzkows die Wandlung zur Staatenlosigkeit niemals sofort geheischt, ging er in der nur auf die Persönlichkeit gestellten Periode seines Lebens an Problemen der Gesellschaft meist auch gleichgültig vorüber, so war der Mann der Presse, der Literatur oft zu sehr auf rasche Wirkung gewiesen, als daß er hätte die Muße finden können, jederzeit seine innerste Anschauung preiszugeben und damit vielleicht sich überhaupt der Debatte über ein Tagesproblem zu versagen, und oft war es nur dem Schwimmer in der Tagesströmung mög-

lich, die Wellen von einem ihm mißliebigen Ziele abzustoßen. Der Geschichtsschreiber hat nicht kleinlich jeden Widerspruch zu erörtern, doch auch größere Gegensätze in Gutzkows Anschauungswelt nicht zu verschweigen, vor allem, wenn sich eine spätere Stufe seiner Entwicklung daraus zusammenfügen sollte.

Zeitströmungen.

Preußens kluge Bürokratie erleichterte nach den Freiheitskriegen dem verarmten Bürger den wirtschaftlichen Kampf, und wer, von feindlicher Besatzung und eigener Kriegsfahrt an Wille, Gesundheit und Vermögen erschöpft, sich nach friedlicher Ordnung sehnte, durfte hoffen, des Lohnes für zähe Arbeit nicht verlustig zu werden. Gingen in den ersten Jahren des Friedens die politischen Wünsche von 1813 in den Alltagsorgen unter, deren Befriedigung nicht aussichtslos war, so stumpfte in den nächsten Jahrzehnten — wie stets — eine zunehmende wirtschaftliche Sättigung das Bürgertum, sich auch politisch unter einer höheren Fügung zu gedulden¹⁾. Selbst die unruhigen Erben der französischen Revolution, die Redner der süddeutschen Kammern, mäßigten Ende der zwanziger Jahre Sprache und Gesten, und nicht allzu zähneknirschend erkannten ihre Wähler die Ohnmacht des Volkes vor Regierungen und Bundestag; denn der Handel blühte, der Reichtum wuchs. Die breiten Schichten waren wieder unpolitisch geworden. Fast nur auf den Hochschulen »bestiegen Männer des Katheders die Tribüne«, fast nur in einer dünnen Oberschicht lebten noch politische, der Gegenwart fremde Ideale.

Wohl erschütterte die Juli-Revolution weitere Kreise in Deutschland, doch die Gärungen dauerten nachhaltiger nur in Kreisen von Gebildeten. Wenn für Gutzkow jene Zeit der dreißiger Jahre sich als mit Gärung geschwängert darstellt, so birgt sich in diesem Urteil fast nur eine Redefloskel des Journalisten, der seiner eigenen Tätigkeit den Charakter der Epoche einpassen wollte. Der klägliche Ausgang der Revolution von 1848 beweist, wie oberflächlich die Gedanken des Fortschritts in das deutsche Bürgertum eingedrungen, wie fast nur die Führer entzündet

¹⁾ Dieser Gefahr zürnten auch politische Führer jener Tage. So würdigt unter andern Gutzkow 1848 rückschauend diesen Gesichtspunkt, wohl weniger von der Stimmung der Stunde befangen als in den »Säkularbildern«, wo er aus materieller Unbehaglichkeit eine Sucht zur Neuerung herleiten will. Vgl. auch sein Epigramm: »Die merkantilische Frage:

Ja, der Handel soll blüh'n, der Friede und friedlich Vertrauen!
Fiel' der Gedanke nur nicht schnarchend in schimpflichen Schlaf!«

waren, wie leicht noch der politische Liberalismus des deutschen Bürgers an den Widerständen der Beharrung zerschellte.

Indes das Jahr 1830 hatte die Träume und Wünsche des Naturrechts so weit aufgewühlt, daß sie Gutzkow als Chaos fühlte, wenn sich auch nur die gebildeten Geister in diesem Chaos tummelten. Von der aufkommenden Industrie wurde die neue Strömung des Realismus herangetragen; der bald einsetzende Verkehr auf den Eisenbahnen rieb die Menschen häufiger und schneller aneinander; die Persönlichkeiten schliffen sich zu einem gewissen Gleichmaß ab. Doch jenes Geschlecht war auch noch tief in eine idealistische Zeit verwurzelt, täuschte sich noch nur zu willig über die eigene Kraft, die Erfüllbarkeit ihrer Ideale, setzte den Wert der einzelnen Persönlichkeit noch nicht in ein maßvolles Verhältnis zur Allgemeinheit, und nicht zum wenigsten die jungdeutsche Bewegung war eine Epoche der Halbheit, des Übergangs.

Mehr ein Kind des klassischen Idealismus, nahm der Politiker Gutzkow fast nur unbewußt vom Realismus an, scheute zurück, ihm bewußt tieferen Einfluß zu erlauben. Schon 1837 gedachte er, in dem Chaos der politischen Ziele die nüchterne Hilfe des »Materialismus« abschütteln zu können, und 1848 mochte ihn auch die Erkenntnis fernhalten, daß der Idealismus in der Paulskirche realer dachte, als er es schon vermochte, erscheinen doch dem Nachlebenden nicht nur viele seiner Wünsche von 1848 phantastischer als die Stimmung jener Tage, sondern auch in seinem realistischer denkenden Alter, in den siebziger Jahren, wiegten sich viele seiner Gedanken traumhaft am Inhalt der Dinge vorbei. Früh spürte der Dichter im Realismus die Gefahren seiner Überspannung, doch er warnte zu früh, zu einer Stunde, als die Bewegung kaum ihre ersten Wirkungen ausgelöst hatte.

Staat und Kräfte der Restaurationszeit.

Seit 1837, seit Gutzkow mit dem Gedanken der Gesetzlosigkeit nicht mehr spielte, drang er tiefer in das Wesen des Staates seiner Zeit. Sobald das heranreifende Bürgertum die Notwendigkeit des Staates und die in der Staatsmacht liegenden, für es selbst ausbeutbaren Möglichkeiten begriff, mußte es trachten, sich des Staates für seine Interessen zu bemächtigen und den Staat hinwieder durch die Mitarbeit des Volkes zu kräftigen. Und sobald der Aufschwung der neuen Industrie, die Dehnung des Handels sich verstärkte, mußte es das Bürgertum drängen, in größeren Staaten, später in Machtstaaten die verstreuten Kräfte der Bevölkerungen, bloßer Kulturnationen zusammenzuballen.

Den Riß zwischen der sozialen Gliederung und mancher damaligen Staatsform spürte Gutzkow nicht in allen Verästelungen, doch deutlich empfand er, daß es in Preußen der gesellschaftlichen Schichtung nicht mehr genügte, wenn einer Staatsform aus dem vergangenen Jahrhundert nur die Vermittlung der Selbstverwaltung eingebaut war. Den Mangel einer Kuppel, deren Wölbung nicht zahlreiche, sichernde Pfeiler mit dem Boden verbanden, prägte er in die Worte, daß der Befreiung aus den alten Sitten nicht die völlige Befreiung aus alten Gesetzen gefolgt sei, oder daß »die Interessen und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens«, wofür »der nackteste und gefühlloseste Ausdruck« das Geld sei, stärker würden, »als die Abstraktion des Staates«, d. h. des Staatsgebäudes seiner Zeit¹⁾.

Die sinnlich sichtbaren Träger dieser veralteten Staatsform: Fürstentum und Adel, wurden für Gutzkow zu Feinden der Gesellschaft schlechthin. Er war zu heiß überzeugt, für das »Volk«, für die »Zeit« gegen eine Minderheit zu streiten, als daß man ihm vorwerfen kann, ein ehrgeiziger Journalist habe in der Gleichsetzung seiner Meinung mit dem »Zeitgeist« den politischen Gegner nur zu schrecken gesucht. »Frigor« erschien dem freidenkenden Demokraten »der Mystizismus, wenn er auf eine nur gemütliche Behaglichkeit und eine halsstarrige Opposition gegen die Fortschritte des Jahrhunderts begründet ist; frigor das Mittelalter, das ohne Fug und Grund wieder eingesetzt werden soll; frigor der politische Absolutismus, der sich auf die Theorie der Legitimität und göttlichen Einsetzung beruft«. Unfreie Zustände dünkten ihm die Sittlichkeit der Völker zu vergiften, und die »sybaritische Genußsucht« eines Gentz schien sich ihm nur im »bequemen Prinzip der Stabilität« betten zu können.

Der Geschichtsschreiber muß zweifeln, ob sich unter dem Purpur eines Königtums von Gottes Gnaden, unter dem zähen Feilschen des preußischen Landadels um jedes Vorrecht, unter der Selbstzerknirschung einer erwachenden Mystik wirklich nur das verfaulte Machtinteresse einer einzelnen Kaste verbarg, ob

¹⁾ Wenn Gutzkow 1837 auch von den »Nachtwächteraufgaben« des Staates nicht zu weit entfernt ist, »Leben, Handel und Industrie« dem Staate schroff gegenüberstellt und ihm fast nur ihren Schutz einräumt, so bezeichnet es die damalige Lage des Liberalismus, der theoretisch schwanken mochte, ob er den Staat infolge seiner gegenwärtigen, für liberales Bedürfnis unbrauchbaren Form überhaupt beiseite schieben sollte oder ihn für seine Zwecke umbauen könnte. Die Bemerkung Gutzkows zu verwerten, nehme ich Anstoß, da sie nur beiläufig in einen Aufsatz hineingestellt ist, dessen Spitze sich gegen die Zensur richtet.

nicht geistige Hemmungen in breiten, unter ihr stehenden Schichten jene Anschauungen bedingten und rechtfertigten. Doch auch der Nachlebende weiß die herbe Anklage berechtigt, die Gutzkow auf die Restauration und ihre Staatsmänner wälzte. Im Sieg des Augenblicks hatten sie die Revolution zu ersticken vermeint. Statt den Feind zu suchen, hatten sie sich das »blöde Auge« vor der Zukunft verbunden. Und »man vernichtet die Revolution nur dadurch, daß man sich bemüht, ihr nichts zum Vorwande dienen zu lassen«.

Hatten die »Narrenbriefe« sonst eine historische Einstellung Gutzkows nicht vermissen lassen, so legt er darin doch seiner Betrachtung des Fürstentums den naturrechtlichen Maßstab Börnes an: Die Fürsten werden nur als Menschen gesehen: »Können sie ihrem Volke irgendeine Weihe geben, die sie in ihrem Leben selbst nicht besitzen?« Und die Verteilung der Kronen wird mit ironischer Kindlichkeit und der Verbitterung eines Untertanen wie ein altes Märchen erzählt: »Wenn uns der Zufall dabei nicht die erste Rolle gab, so nehmen wir mit Freuden die zweite.«

Mit der wachsenden historischen Denkweise vertiefte sich Gutzkow, nicht ohne Rückfälle, in das Problem des Fürstentums, und von seiner Notwendigkeit für die Zeit schon 1837 durchdrungen, gestand er dem Fürsten die »Repräsentantenrolle eines notwendigen Begriffs« zu. Wie der damalige gemäßigte Liberalismus, verzichtete er auf die folgerichtige Forderung nach der Republik, und selbst von starken Gefühlsmomenten der Vergangenheit überwältigt oder die politische Erziehung seines Volkes nur langsam, nicht mehr ruckweise wünschend, sah er 1845 durch die Erblichkeit des Repräsentanten die Freiheit der Bürger notwendig begrenzt. »Im Wettstreit um die höchste Macht, die erste Würde würden sich alle vernichten.«

Mit dem Pathos eines Revolutionärs von 1789 hatte Börne die wirtschaftliche Seite des Problems betont: »Und Tausende wandern jährlich nach Amerika aus, wandern gedankenlos vorüber an einigen und dreißig duftenden Küchen und schiffen sich ein, um in einem fremden Weltteile ihren Hunger zu stillen!...« Gutzkow streifte die Frage, indem er 1837 mit großzügiger Statistik beteuerte, ein staatenloses Europa ohne Fürstentum, Adel und Kriege könne die doppelte Menschenzahl ernähren, und indem er 1842 durch die zynischen Ziffern von Malorties Handbuch die Führung des hannoveranischen Hofhaltes in ironischer Kritik an den Pranger stellte.

Sich einmal zum Erfordernis einer erblichen Spitze kennend, suchte Gutzkow die Schwächen nicht mehr im System,

sondern nur in den Eigenschaften seiner jeweiligen Träger, und den Dichter verrät es, wenn er sich frühzeitig in die Seele eines Fürsten einzulesen suchte, wenn er frühe und im Alter an das Problem seiner Erziehung rührte, das der Roman der Gegenwart wieder aufgreifen sollte. — — —

Im Kerker hatte Gutzkow in seinem Tagebuch gegrollt: »Da ich einmal knechtisch erzogen bin, werde ich ewig hassen, was vornehm ist«, und es kurz danach wiederholt: »Denn was ich am stärksten hasse, ist die Aristokratie.« Bei dem Ehrgeiz des Bereitersohnes, dem manches Ziel versperrt war, der sich den Tummelplatz für seine Fähigkeiten erst hart erkämpfen mußte, wurzelte der Adelshaß schon in der Verbitterung kindlicher Enttäuschungen, in den brennenden Gefühlen des Enterbten. Nur einmal wollte er in Anlehnung an englische Verhältnisse jedem, auch dem bürgerlichen Grundbesitzer von bestimmter Größe, den persönlichen Adel zubilligen, doch nur als Titel und ohne Anrecht auf einen Ministersitz, und nur selten zwang sich später seine prüfende Weltkenntnis, »die anziehenden Eigenschaften des deutschen Adligen«, wie bei Rochau, »dem aufrichtigen Republikaner«, anzuerkennen.

Anders als Montesquieu, der sich nach der Erfahrung seiner Zeit in Palisaden für König und Volk gegen die verbrecherischen Berater nicht genug tun konnte, fühlte Gutzkow die Triebkräfte der Restauration nicht im Beamtentume. Er unterschied in den Gesinnungen des einzelnen und seiner Generation, erklärte sie aus dem Geist ihrer Erziehung, und der geldbedürftige Journalist würdigte, zwar etwas verächtlich, den Druck, den Gehalt und Beförderung auf die politische Überzeugung üben mußten.

Nur in die Schilderung von Diplomaten und Staatsmännern ließ sein Adelshaß die Satire spielen, so wenn der Musterschüler Gutzkow dem jungen Adligen die Stufen zum Ministersessel pflasterte: »Abgang aus Prima mit Nr. III. Ankunft in Göttingen und Bonn mit zwei großen Hunden. Examen, Durchfall. Übergang vom Recht zur Verwaltung. Landratsstelle. Landrat, immer noch Landrat, aber Ritter vieler Orden. Chef einer Regierung. Vizepräsident einer Provinz. Präsident einer Provinz. Minister.« Harmloser probte er seinen von der Zensur gebändigten Witz an dem bösen Geist der Legitimität, dem Fürsten Metternich, der »all' die Staatsmänner, welche seit 1815 strauchelten, weil sie sich bewegten, überragte, weil er eben stillstand«, und spöttisch haftete beim Besuche seines Schlosses Johannisberg Gutzkows Blick auf einer Statuette im Arbeitszimmer des Staatskanzlers: der Statue des Marschalls Vorwärts.

Liberalismus und Demokratie.

Wenn Ranke als das führende Problem seines Jahrhunderts »die Auseinandersetzung beider Prinzipien, der Monarchie und der Volkssouveränität, mit welcher alle anderen Gegensätze zusammenhängen«, beurteilte, so wird es der Angehörige des 20. Jahrhunderts ergänzen müssen. Zum Kampf zwischen Herrscher und Beherrschten, zwischen einer feudalistischen Regierung und geistig wie wirtschaftlich reif gewachsenen Schichten des Volkes hatte die große französische Revolution zwei Schlagworte aufgeboten, die, der Welt an sich geläufig, doch zum ersten Male herrisch zusammengekoppelt wurden und die Tatsache ihres Widerspruchs sogleich, in den ersten Jahren der Revolution, mit Blut in die Geschichte der Menschheit schreiben sollten: die Worte: »Freiheit« und »Gleichheit«.

Und während die beiden Begriffe als Diener des souveränen Volkes gegen den Absolutismus stritten, begannen sie sich zu radikalisieren und wurden zu selbständigen, sich selbst feindlichen, kampffähigen Ideen — schon in der französischen Revolution, doch offenkundiger im 19. Jahrhundert. Hinter dem Begriff der Freiheit lauerte als letzte Folgerung die schrankenlose Persönlichkeit: die Anarchie, hinter der Gleichheit die Vernechtung des Einzelmenschen: der Kommunismus.

Obwohl die Lehre der Aufklärung beide Begriffe: Freiheit und Gleichheit, wenn auch nur geschwächt, zu verwirklichen trachtete, schob sich die Forderung der Freiheit vor den Gedanken der Gleichheit, hatte doch schon der Absolutismus seine Untertanen mehr oder weniger in Gleichheit einzuebnen begonnen. So löste denn in Frankreich der Druck des Absolutismus zum Beginn der Revolution von 1789 zunächst nur den Gegendruck der Freiheit aus, doch so schrankenlos, daß man schon nach wenigen Jahren, seit 1793, sich zu den Lehren des demokratischen Hobbes, Rousseaus, zurückwenden mußte und unter Bonaparte nur die Gleichheit des alten Absolutismus vollendet, Ansätze zur politischen Freiheit noch kaum vergönnt wurden.

In Deutschland, wo der hemmungslose Freiheitsgedanke sich nicht in einer blutigen Anarchie betätigt, nicht geschreckt hatte, wo er sich in stiller Geistesarbeit auswirken konnte und mußte, wiederholten sich seine Sprünge zum Radikalismus und seine langsame Anpassung an die Lebensverhältnisse in den geistigen Entwicklungsstadien fast aller liberalen Denker, auch eines Gutzkow oder Laube, die zeitweise sich an der Anarchie begeistert hatten. Und noch weniger als in Frankreich drängte man allzu leidenschaftlich in Deutschland, wo der aufgeklärte Absolutismus durch Fürsten, wie Friedrich II. oder Joseph II., an der sozialen

Einebnung gearbeitet hatte, wo soziale Härten in der deutschen Gutmütigkeit sich milderten, auf eine vollere Erfüllung des Gedankens der Gleichheit. Freund wie Feind war sich dieser Fürstenepoche als bahnbrechend für den Liberalismus bewußt. Im badischen Landtag von 1831 gedachte man der »Entwicklung der Zivilisation« durch Friedrich II., Joseph II. und Karl Friedrich von Baden. 1832 stellte Gutzkow, wenn auch in unklaren geschichtlichen Anschauungen, fest, daß gegen den Adel der Fürst sich selbst und den Bürger durch Ausbildung der Souveränität gewappnet habe, und sein ganzes Leben hindurch rühmte er den großen Friedrich. Schon Haller wußte den Despotismus einem bevorrechtenden Ständewesen feind, und wie er, bekämpfte 1833 der konservative Jarcke die nivellierende Neigung von »Revolution und Absolutismus«.

Das Freiheitsziel, wie es die Menschenrechte der französischen Revolution aufgerichtet hatten, wurde in Deutschland durch literarische und politische Einflüsse der verschiedensten Richtung zu anderen Idealen verändert. Die freie Entfaltung der Persönlichkeit, von der die Frühromantik sowie die Epoche des »Sturm und Drang« oft ohne deutliche Beziehung zur Politik geschwärmt hatten, wurde von dem Klassizismus an das Ideal der sittlichen Selbstzucht gefesselt, durch die Einführung des pantheistischen Selbstgefühls vertieft und metaphysisch erweitert. Wie von den Lehren der Aufklärung, den ersten Gesetzen der großen französischen Revolution, wurde zwar der Einzelmensch herausgehoben, doch statt des materiellen Glückes wurden ihm sittliche Werte zum Ziele gesteckt. Der literarische Rückschlag erfolgte durch die historische Romantik, durch ihre Betonung der historischen Lebensbedingungen und den Glauben an einen persönlichen Gott, an überirdische Mächte, und sie fand wieder ihre Gegenwirkung in der Schule der Jungdeutschen, die von irdischer Glückseligkeit zum Ideal des Klassizismus und rücklings taumelten, zu kraftlos, die Probleme zu neuem Guß zu verschmelzen. In seltsamer Verkennung von Ursache und Folge hoffte noch 1851 Gutzkow von dem »auf Menschenrechte begründeten Staat« die Veredelung des Menschen selbst. »Das Menschenrecht wird das stärkere Gefühl der Menschenpflicht erwecken.«

Die literarischen Einflüsse im deutschen Liberalismus wurden von den politischen Verhältnissen genährt. Wenn auch die Freiheit, womit Napoleons Heere in ihren Aufrufen die deutschen Barbaren zu erleuchten kamen, nach wenigen Jahren in weiten Landstrichen Deutschlands gegen die ungebetenen Bringer des Lichtes zurückschlug, so war mit seinen prahlenden, anmaßenden

Trägern doch nicht der Gedanke wieder verjagt worden, und der Waffensieg aus eigener Kraft hob manchem Bürger und Bauern den Kopf höher als früher, bückte ihn nicht mehr so tief vor Adel und König. Wohl sank nach den Kriegen die gesättigte Freiheitslust der breiten Massen in sich zusammen, doch wie ein lebenskräftiges Feuer unter dem Druck der Asche nur um so zäher glimmt, sich zu einer um so helleren Flamme weiterbrennt, so entzündete jede bescheidene, auch nur täuschende Verwirklichung des Ideals in irgendeinem Lande, jeder Märtyrer des Kerkers oder des Schafotts den Gedanken von neuem, besonders in der Jugend, deren Lebenstrotz und Lebensfülle in den greisenhaften Zügen einer sterbenden Epoche nicht mehr zu lesen vermochten.

Karl Gutzkow betonte nur in jener kurzen Zeitspanne von 1835/36, als er seine Einzelpersönlichkeit gegen den Staat stemmte, das »Auflösende im Liberalismus«; sonst spiegelte seine Denkweise die Abwandlungen wieder, die in den meisten liberal-demokratischen Kreisen Deutschlands der Freiheitsgedanke seit 1789 erfahren hatte, und dazwischen dünkten auch ihm »Jahrhunderte« zu liegen, in denen die Erkenntnis der besten Verfassung und Verwaltung riesenhaft fortgeschritten sei. Der Liberalismus wurde ihm »zu einem wesentlich nur befreienden Prinzip«, ohne die Absicht der Zersetzung.

Schon 1832 schwang nur die Empörung gegen den bevor-mundenden Staat, nicht gegen den Staat an sich in den zornigen Sätzen: »Aber wir bedürfen immer mehr, als wir zu bedürfen scheinen. Und umgekehrt, soll man uns Recht widerfahren lassen, wenn wir nicht eingestehen, daß uns Unrecht geschehen sei?« Wohl nicht zum mindesten aus den wüsten Auftritten der französischen Revolution hatte man die Zweischneidigkeit der Menschenrechte gelernt, und auch in Gutzkows Anschauung durften sie nicht mehr den Staat zerreißen, mußten nur »als absolute Notwendigkeit gelten«, »wenn man sie auch relativ einschränkt«. Für Gutzkow und mit ihm fast für den ganzen deutschen Liberalismus hatte sich der Gedanke der Freiheit schon längst zu bestimmten staatlichen Forderungen verdichtet, deren mehr oder minder radikale Parteigänger 1847 auf der Versammlung zu Heppenheim sich noch gemeinsam beraten konnten. Nur wenige Köpfe zur Sprengung des Staates erhitzend, war in der scharfen Pressung der Restauration aus dem Gedanken der Freiheit nur noch der Rausch des souveränen Volkes gegoren, nach Börnes Ausdruck nur die Zerstörung der »Gewaltherrschaft«, nach Gutzkows Wort die Sehnsucht nach dem »entfesselten Staat«. Denn »das Volk braucht nicht zu schmeicheln, ihm ist alle Macht,

sein ist alle Herrschaft, und die Regierung ist sein Untertan« (Börne)¹⁾.

Wohl schrieben die Enkel der Epoche des aufgeklärten Absolutismus auch die Gleichheit auf ihr Banner, doch nur in kleiner Schrift und auch hier schon fern von jedem Radikalismus, sich des Widerspruchs mit der Freiheit bewußt. Gutzkow, der Demokrat, drückte die Gleichheit zu einer bloßen Bedingung der freien Menschenentwicklung hinab, und in bewußter Erinnerung an eine Periode der großen französischen Revolution schauderte er vor ihrer radikalen Folge, vor dem »Vernunftstaat«, fürchtete »statt der Despotie der Überlieferung die Despotie einer gesellschaftlichen Logik, die überdies fanatisch werden müßte, da ihre Formeln leere Hülsen sind, in die sie sich beeilen muß, schnell und à tout prix einen Kern zu legen«²⁾.

Die heutigen Begriffe von »Liberalismus« und »Demokratie« in den sich überjagenden Wellen des vormärzlichen Fortschritts festhalten zu wollen, ist vergeblich. Der Kampf gegen den gemeinsamen Gegner preßte, auch in den wenigen deutschen Parlamenten, Männer der, verschiedensten Richtung in denselben Bänken zusammen, und der politische Gedanke tastete noch zu unsicher nach praktischer Schulung, um sich nicht in demselben Kopfe in Widersprüche zu verlieren. Erst die Probleme, die sich in der Paulskirche zum ersten Male in ihrer Größe entrollten, begannen, die Geister des Fortschritts in schärfer umrissene Parteien zu sondern.

Die Kinder einer gemeinsamen Weltanschauung, Liberalismus und Demokratie, unterschieden sich zunächst nur in mehr oder minder leidenschaftlichem Fortschrittsdrang³⁾, doch allmählich begann der Liberalismus, die wirtschaftlichen Ziele der ihn tragenden Bevölkerungsschichten lauter zu betonen, sich von den alten politischen Freiheitsidealen abzuwenden, sich der

¹⁾ Ähnlich bezeichnet Gutzkow in einem Gedicht »Die Fürsten« sie als »des Volks Leibeig'ne«.

²⁾ Die richtige Deutung der Stelle ergibt sich auch aus der etwa 1875 zugefügten Anmerkung Gutzkows: »Wie beim Staat der Sozialisten!«.

³⁾ Wenn dagegen Stahl 1863 die Demokratie als eine »Apotheose der menschlichen Gattung« anspricht, so erstaunt bei diesem großen Riß zwischen Liberalismus und Demokratie der geringe Unterschied seiner Folgerung; denn Stahl übersah nicht, daß selbst das absolute Veto eines Königs die ideale Staatsform des Liberalismus: die konstitutionelle Monarchie, von der demokratischen Republik fast nur formal, nicht »dem Erfolge nach« unterschied. Wenn für ihn die demokratische Partei »die Gleichheit bis zum Äußersten« durch-

ihn sättigenden politischen Gegenmacht anzupassen. So beobachtete auch Hermann Wagener, der Redakteur der Kreuzzeitung, aus dem engen Gesichtskreis eines Mitlebenden: »Das damalige Changement von Demokratie in Nationalliberalismus bestand wesentlich in der Erkenntnis, daß man die Herrschaftsbestrebungen auf dem politischen Gebiete einstweilen einstellen oder wenigstens cachieren müsse, um zunächst auf dem volkswirtschaftlichen und sozialen das unentbehrliche Fundament zu gewinnen.« »Nur in dieser Beleuchtung ist es verständlich, daß der Nationalliberalismus zu jedem politischen Kompromiß bereit war, wenn er dafür eine volkswirtschaftliche oder soziale Er rungenschaft einzuheimsen vermochte, und daß er seine politischen Prinzipien bereitwillig verleugnete, wenn ihm dafür eine materielle Konzession entgegengebracht wurde.«

Denn die Stoßkraft einer Partei ist nicht allein, doch wesentlich bedingt durch die Lebensfähigkeit der wirtschaftlichen Zwecke, die einzelne Schichten der Gesellschaft zusammenschließen, und es ist bezeichnend, daß Gutzkow, dessen nachmärzliche Überzeugungen ihn dem sogenannten demokratischen Flügel des Liberalismus näherten, auch vor 1848 für die wirtschaftlichen Wurzeln seiner Weltanschauung sich seltsam unempänglich erwies. Wohl beschäftigte er sich mit Problemen der Wirtschaft und des Kommunismus, doch in den Zuckungen des Zwistes zwischen Adel und Bürgertum, zwischen Königtum und Volksgewalt spürte er nicht die Schläge eines Jahrhunderts alten Kampfes nachzittern, ihn nicht sich unter neuen Formen verstärken: des alten Kampfes zwischen Stadt und Land, der neuen Frage, ob Deutschland sich zum Industrievolk und zu einer Weltmacht emporringen sollte, oder ob es zu einem selbstgenügsamen Bauernland und zum Tummelplatz für fremde Händler herabsinken würde. Verstrickt in politisch eingestellte Begriffe, erkannte der demokratische Kämpfer Gutzkow 1832 wohl das wirtschaftliche Interesse seiner Gegner, doch von seiner parlamentarischen Kammer erträumte er eine »Vertretung der Intelligenz«, und 1842 stempelte er die ihm halb fortschrittlich, halb unfrei erscheinende Zwittererepoche Frankreichs zum Grund für

führte, wenn sich ihm die Demokratie mit dem Kommunismus zu vermischen begann, so schöpfte er aus Erinnerungen an die oppositionelle Einheitsfront des Vormärz, wie denn auch seine Einteilung in Parteien der Legitimität und der Revolution einen Aufbau, keinen Bruch in der Gliederung der gegnerischen Parteien verlangte, um sie schließlich mit dem sozialistischen System als dem »notwendigen Ende im Fortgang der Revolution« zu krönen.

seine Beobachtung daselbst, »daß Parteien und Interessen zusammenkommen, sie wissen nicht wie«.

Wie jede große Bewegung, deren geistige und wirtschaftliche Strömungen sich zusammengießen, trug der Liberalismus in sich den Schwung einer starren Religion und den Fanatismus der Bekehrung. Gutzkow, dessen Kritik sich die spröden Dogmen des Christentums entzweischlug, sehnte sich für den Liberalismus nach einem GemeinGesetz, wie der Bibel, einem Werk der Berufung, und der Schwärmer für die Menschenrechte erging sich 1848 im Terrorismus der Überzeugung: »Volksklassen gibt es, die man überall mit Kanonen zur Freiheit zwingen muß, ob sie nun in Neapel auf der Schattenseite des Toledo oder in polnischen Bauernhütten auf der Bank hinterm Ofen kauern.«

Denn die Ideen des Liberalismus hatten sich in jenen ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts aus Utopien heraus so dicht zusammengeballt, daß ihre Anhänger eine Macht in den Fäusten fühlten und die Mittel zum Machtkampf zu messen begannen. Von dem Idealismus der Jugend, daß die Widerlegung der Ansicht »auch die Macht überwunden hat, die sie verteidigen wollte«, lebte sich Gutzkow bald zu der dumpfen, machtberechnenden Drohung, zu einer viel überhörten Mahnung durch: »Die Reaktion hält die Krisis auf; aber sie macht sie reifer.«

Kommunismus.

Im tiefsten Wesen Gutzkows, in der seiner Begabung sich bewußten, nach weiter Wirkung treibenden Persönlichkeit war es begründet, wenn der Freiheitsgedanke ihn zeitweise bis zu anarchischen Träumen berauscht hatte, wenn ihm jedoch die politische und gesellschaftliche Erfüllung des Gleichheitsideals genügte, wie sie die Demokratie bot, wenn er fast niemals dem Radikalismus einer wirtschaftlichen Gleichheit nachhing; denn vor ihrer Folge, der Ertötung der Persönlichkeit, schreckte der Anhänger der Freiheit zurück.

Dem Journalisten, den nicht zum wenigsten die feine Witterung seiner Zeit zum Erfolge getragen hatte, konnte sich die seit den Freiheitskriegen auch in Deutschland kräftiger einsetzende Umstellung des Wirtschaftslebens nicht verbergen. Die Erkenntnis der Dampfkraft hatte den Maschinenbetrieb ermöglicht, begann zwar, die Waren zu verbilligen und den Verkehr zu befreien, hatte jedoch große Schichten der Völker in Tätigkeit und Bedürfnis vereinheitlicht. Wohl fühlte der Sohn des Bereiters die gleichen Wünsche der neuen Masse beengend für die freie Entwicklung seiner kräftigen Persönlichkeit, wohl fühlte der Zög-

ling der Romantik und des Klassizismus den Geist der Geldinteressen sich höher recken, doch schon der junge Gutzkow erkannte den Materialismus nur für ein vorübergehendes »Symptom des Zeitgeistes«, und der Irrtum war ihm fremd, als sei ein neues Problem entstanden, als habe sich nicht ein altes Problem nur in neue Formen gekleidet; denn die Idee der Gütergemeinschaft ist so alt wie unsere Kenntnis von der Menschheitsgeschichte, und neu war nur die Organisation der Menschen, die sie trugen.

Hatten früher die »Enterbten« der menschlichen Gesellschaft sich nur in den Zeiten wirtschaftlichen Tiefstandes zu Versuchen des praktischen Kommunismus zusammenraffen können, so vereinigte jetzt die Häufung in gleichen Werkstätten ständig die Menschenmassen, die eine fast gleichmäßig karge Entlohnung, eine geringe, fast gleiche Fertigkeit in der untersten gesellschaftlichen Schicht noch festhielten. Und entsprechend den Verhältnissen der Wirklichkeit standen sofort Systeme des Kommunismus zu neuem Leben auf, und erst später, mit den stärkeren Unterschieden in Reichtum und Fertigkeiten der neuen »Klasse« begannen sich auch ihre Bedürfnisse und Wünsche zu zersplittern.

Im vierten und zu Beginn des fünften Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts beschäftigten vor allen die Lehren des Grafen St. Simon und seiner Schüler die denkende Welt. Besonders in »Wally«, den »Zeitgenossen« und seinen Pariser Reiseberichten setzte sich Gutzkow mit dieser Form des Kommunismus und den sie begleitenden Bestrebungen der »freien Liebe«, einer neuen Ethik auseinander, und 1843 öffnete er die Spalten seines »Telegraphen« dem Schneidergesellen Weitling, um Bruchstücke aus seinen Werken den Lesern mitzuteilen. Doch obgleich ein Kommunist auf Gutzkows Zimmer stürmte und an den Sieg des Kommunismus Deutschlands Heil knüpfte, zog Gutzkow selbst nur »unbekehrt von dannen«¹⁾.

Wohl schlug er die Richtung zum Kommunismus ein, wenn er 1835 auf die »Drohnen, die von Renten leben«, auf die »Immoralität des Börsenspiels« deutete, doch der junge Volkswirtschaftler bedauerte hier nur die »Kapitalien, die dem Gewerbe und dem

¹⁾ V. A. Hubers Zeitschrift »Janus«, I, Halle 1847, veröffentlichte in einer »Geschichte der geheimen deutschen Verbindungen in der Schweiz« Bruchstücke aus Gutzkows Briefwechsel mit dem werbenden Weitling, woraus ich wohl Interesse, doch auch Ironie und sicherlich Skepsis, kein Bekenntnis zu lesen vermag: »Ich bin für das kommunistische Prinzip, hätte aber doch manches mit Ihnen gesprochen. Schreiben Sie für den Kommunismus, wenn er auch erst im Himmel eingeführt wird« (S. 369).

Ackerbau entzogen werden«. Wohl stichelte er in seiner »Schule der Reichen« auch auf das Erbrecht, und an Fouriers Lehre verärgerte ihn der Schutz der »faulen Rente, des faulen Erbes und der Börse«. Doch hier stieß er nicht gegen das Eigentum an sich, nur gegen Kräfte des Eigentums vor, die durch ihre verdienstlose Ungleichheit das freie Wachstum der Persönlichkeit beschneiden oder fördern konnten, dem mittellosen Journalisten aber nur Hemmnisse waren; denn unwiderleglich war ihm und ist das Unrecht im Vorsprung des Kapitalisten trotz Bildung und Talent des Nichtbesitzenden.

Die Vorteile, die seine eigene Persönlichkeit ihm reichte: Begabung und Fleiß, gedachte er nie und nimmer der Menschheit zu opfern: »Der von Natur Dumme wird ewig hinter dem begabten Kopf zurückbleiben«, und wenn er die Gütergleichheit durch den Fleiß sofort zerstört glaubte, so ließ er sich von dem Terror eines Ideals noch nichts träumen, der ihm seine Arbeitsstunden nach oben begrenzen könnte. Auch hatte der Charakter des erfolgreichen Schriftstellers Bedürfnisse in sich aufgesogen, auf die sein Mitleid mit dem Elend doch nicht mehr verzichten wollte. Seinen Trieb zur gedankenreichen Einsamkeit würde »nicht die Aussicht auf einen Anteil an der Teilung aller Reichtümer der Erde« in »eine kommunistische Kaserne« sperren können und, wie der schönheitslüsterne Heine sich im St. Simonismus mehr für die Erleichterung der Liebe als des Zahlungsverkehrs erwärmte, schauernd die weißen Marmorstatuen von schwierigen Fäusten zertrümmert ahnte, so wollte auch Gutzkow 1842 an den Grotten und Tempeln zu Versailles nicht »nur den Schweiß der Völker sehen, der sie gekittet hat«.

Ähnlich wie sich Börne durch den Kommunismus »in seinen rein menschlichen Verhältnissen« vernichtet glaubte, schüttelte Gutzkows Selbstliebe und Selbstbehauptung den sich aufrichtenden Alp der Vergewaltigung durch die Schwachen von sich ab: Wenn »wir keinen Bissen Fleisch in den Mund zu nehmen wagen dürften aus Angst, daß in Birmingham mancher Unglückliche kein Brot hat, wenn dazu gehören sollte, daß wir von keinem Mitglied der untern Volksklassen mehr sagen dürften, der eine wäre oft unverbesserlich dumm und der andere ein unverbesserlicher Faulenzer, dann bekommt die Empfindlichkeit der kommunistischen Schriftsteller eine Höhe, die unerträglich ist.« Daß in dem ehrgeizigen Dichter vielleicht am schroffsten der Trieb zur Unsterblichkeit sich gegen den Kommunismus sträubte, hat zwar nicht Gutzkow, wohl aber der in dieser Wesensseite ihm ähnliche Hebbel, der Sohn eines Maurers, enthüllt: »Die Idee des echten Kommunismus schließt allen Besitz, also auch den geistigen aus.

Wenn er ausgeführt wird, so wird nur die Menschheit noch malen, dichten, komponieren; Dichter, Maler, Komponisten wird es aber nicht mehr geben; denn keiner darf sich nennen, und jeder ist ein Verbrecher, der es tut.«

Waren so mehrere geistige Führer Deutschlands zum Kommunismus selbst noch nicht reif, so war Gutzkows Ethik dazu nicht einmal willens. Wohl freute sich der Feind der Theologen, daß die Massen nicht mehr auf die ausgleichende Macht im Jenseits vertröstet wurden, statt an Hoffnungen sich am Brote sättigen sollten, wohl hob er den Mut der verspotteten, aufrichtigen Bekenner eines irdischen Glücks über »jede christliche Scheintugend«, doch den wuchernden materiellen Interessen errichtete er eine Schranke an der Moral, und die Hebung aus dem Elend war ihm nur eine Stufe unter der »geistigeren und moralischeren« Erhöhung der arbeitenden Klassen. 1842 leugnete sein erstarkender Gottesglaube das Glück als irdischen Zweck und so die Voraussetzung jedes kommunistischen Systems: »Ich würde das Gefühl, das mich in ein Jenseits ruft, nicht verstehen, wenn ich schon hienieden glücklich wäre.« Mit der Erkenntnis von der schlechten Natur des Menschen wuchs sein Wunsch nach einer moralischen Erziehung des menschlichen Geschlechts, und 1846, im Gefühl seiner trotzigen Selbsthilfe, seines Rechts auf erhöhte Entlohnung, rückte der nun berühmte Schriftsteller dem Kommunismus seine »feige Diesseitigkeit des Lebens« vor, schalt auf »weinerliche Genußsucht«: »Die einzige Bildungs- und Glückseligkeitsquelle der Menschen ist das Sondereigentum.«

Konnte schon keiner Theorie des Kommunismus Gutzkow sich befreunden —, die Formen, in denen die Lehre damals auftrat, schreckten ihn völlig zurück. Daß die bildungslose, blinde Masse sich auch von Charlatanen gängeln ließ und leichtgläubig einer kaum verhüllten Selbstsucht sich anvertraute, mochte Gutzkow weniger befremden, als wenn der spätere St. Simonismus den Philosophenstaat seines Meisters oder Platos durch eine Priesterkaste, auch für den Demokraten Börne abstoßend, krönte, und der Dogmenhasser höhnte über den »verschmitzten Cagliostro« Entant, über eine Seligsprechung »als ketzerischer Heiliger«.

Die geistige Unzulänglichkeit, die sich für das Ideal des Kommunismus noch nicht erkräftigen konnte, mochte Gutzkow in sich selbst und in seinen Mitmenschen erkennen, und er fühlte tief »die nachwirkende Kraft der Vergangenheit«. Daß die Natur die Menschen verschieden begabt, durch tausenderlei Bedürfnisse und Gewohnheiten zu Einzelmenschen geprägt hatte, lehrte ihn ein Blick auf die Geschehnisse des Tages. Und 1846 führte er die galizischen Bauernmorde an polnischen Adeligen nicht auf die

Begeisterung am Kommunismus zurück, sondern auf das Kopfgeld von österreichischen Behörden, und mit Ernst Moritz Arndt zeigte er nach dem besitz- und prozeßsüchtigen Charakter der Bauern, um die Entdeckung kommunistischer Gelüste im deutschen Bauerntume zu kennzeichnen. Auch der Phantast Börne fühlte die immer noch irdisch-schwere, niederziehende Macht des Geldes zu deutlich, um den St. Simonistischen Schwärmereien des Sohnes seines Bankiers nicht die Bemerkung anzuhängen: »Wenn ich Geld bei ihm hole und ich ihm einen Wechsel anbiete, wird er mir gewiß sagen: Das ist ja gar nicht nötig, sein Geld sei auch das meinige. Ich freue mich sehr darauf.«

Indessen lebte Gutzkow auch in Stunden einer anderen Sehnsucht. Auch in ihm konnte der Gedanke bohren, warum jene »nachwirkende Kraft der Vergangenheit« sich im menschlichen Charakter gegen eine Gütergemeinschaft sträubte. 1837 fragte er skeptisch, ob die »Poesie der Geschichte« ihre bunten Abwechslungen und heroischen Schauspiele durch die Kosten einer hungernden Menschheit nicht zu teuer erkaufe, und es dünkte ihm »besser, es war niemals ein Shakespeare da, als daß seinetwegen die Harmonie der sorglosen Existenz in der Welt gehindert wäre, besser, wir alle sind unbekannt und müssen hinterm Pfluge ackern, als daß unsertwegen eine Aristokratie der Geister etabliert werde, die auf hundert Menschen immer neunzig Darbende brächte«. Die Folgerungen dieses Glaubens zog der Zeitgenosse von Karl Marx jedoch nicht, und so schien es eine Stimmung zu sein, die in seine innersten Anschauungen und Bedürfnisse sich nicht einzudrängen, sie nicht zu revolutionieren vermochte. Doch wühlte wohl das Problem unter der Oberfläche weiter, und fünf Jahre später löste es sich auf dem Boden des Entwicklungsgedankens; denn den Sohn des Klassizismus entrüstete es am Kommunismus, »in seinen Kreisen Gleichgültigkeit an Dingen« zu verbreiten, »die nicht nur in die teuersten Interessen unserer Bildung verwachsen, sondern auch das einzige Hilfsmittel sind, um das, was am Kommunismus gut und wahr ist, zu verwirklichen«.

Im Banne der geschichtlichen Erfahrung lehnte es so das kräftige Eigenleben Gutzkows ab, den Radikalismus der Gleichheit in sich aufzunehmen, sich mit seiner im Idealismus wurzelnden Ethik in Widerspruch zu setzen. Er zog es vor, »den Staat, wie er jetzt ist, nicht für einen Rechnungsfehler zu halten, den man nicht tilgen kann, wenn man nicht ganz auf den ersten Ansatz, auf das Einmaleins und die vier Spezies der Gesellschaft zurückgeht«, sondern »für einen erkrankten Organismus, der sich heilen läßt, ohne ihn darum zu zerstören«.

Und von den Forderungen des Liberalismus befriedigt und überzeugt, entging es dem demokratischen Politiker ebensowenig wie dem Spötter Heine, daß der Kampf gegen den mächtigen gemeinsamen Feind die wesensgleichen Elemente in Restauration und Kommunismus verknöten konnte. Daß dem Kommunismus auch vom Naturrecht des Christentums die radikale Forderung der wirtschaftlichen Gleichheit zu predigen war, spürte Gutzkow aus einer Fühlung des preußischen Gesandten in London, Bunsens, mit Weitling: »Es ist authentisch, daß die Bibelsprüche im Kommunismus unseren apostolischen Staatsmännern ebenso gefallen haben, wie dessen Polemik gegen den ‚Liberalismus vulgaris‘.« Und jene Gleichheit, die nicht die Freiheit erweitert, empörte in jeder Form den Demokraten und näherte ihm die scheinbar entferntesten Verfassungen: »Der Kommunismus versöhnt sich lieber mit der absoluten Monarchie, wenn sie die äußere Form seiner breiten Existenzbasis sichert, als mit einer Republik, wo sich nur das Talent allein auszeichnen könne.« Daß schon frühzeitig der Konservatismus auch seine wirtschaftlichen Waffen gegen die liberalen Gedanken mit dem Rüstzeug der radikalen Linken gemein hatte, das Verelendungsgesetz, die Aufsaugung des Kleinbetriebs, wie Karl Marx, berechnete, hätte Gutzkow nach einem Aufsatz in der Kreuzzeitung von 1851 hinzufügen können.

Die Kirchen.

Der feurige Demokrat, den sein Liberalismus »als eine Sache der Religion« entflammte, der gegenüber dem Staate und den Kirchen seiner Zeit »eine dritte Gemeinde« zu erbauen gedachte, hatte sich doch 1845 so weit abgekühlt, daß er nicht mehr schlechthin jeden religiösen Gedanken als Schlacke verwarf, sondern aus der geläuterten Religion und ihrer Verschmelzung mit der Philosophie sich die Zukunft gießen wollte, die entwicklungsspröden Elemente der Religion durch das gemeinsame Schreckbild des Materialismus zu sich zu biegen hoffte. Denn daß auch in religiösen Fragen das sich dehnende Bedürfnis der Gesellschaft die verrosteten Zwangsgebote, sei es des Staates oder der Kirche, sprengen wollte und mußte, hatte ihm schon 1837 das Problem der gemischten Ehen nachdrücklich bewiesen.

Die religiöse Hochspannung, worin der Protestantismus in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts lebte, mußte in einigen Geistern jäh zerreißen, um die sie ablösende Epoche zu öffnen. Während David Friedrich Strauß sich dem »Speck der Stiftungen in der theologischen Mäusefalle« nur durch einen riesenhaften Ruck entriß und in den Radikalismus umschlug,

befreite sich Gutzkow, den die Armut auch zeitweise in theologische Stipendien, in den ihm altvertrauten, frömmelnden Dunstkreis des »Vetters Wilhelm« gezwängt hatte, von der schwärenden Rückwirkung in seiner »Wally«. Doch bis in sein Alter haften die Spuren der Verbitterung. Mit dem Wesen eines protestantischen Predigers schienen ihm Augendienerei, Versklavung der Überzeugung und Parteigezänk verquickt, und oft stieß sich sein Freiheitsdrang an dem Dogmengerüste der protestantischen Lehre.

Wenngleich er noch 1845 um Deutschlands religiöse Einheit »gern etwas Leipziger Rationalismus, gern einige Pakete protestantischer Synodalbeschlüsse und die sämtlichen Jahrgänge der evangelischen Kirchenzeitung« preisgegeben hätte, so entfernte ihn sein überwiegend kritischer Verstand von katholischen Bräuchen, von ihrem Reichtum an Gefühlen und Sinnlichkeit weiter als vom Protestantismus. Hinter die wuchernden Formen von Wallfahrt und Heiligenkult zum Wesen vorzudringen, mühte sich erst der Verfasser des »Zauberers von Rom«, und in seinen jugendlichen Jahren diente der heilige Rock von Trier nur seinem Spott.

So schärfte sich früh sein Blick für tief versteckte Elemente in der ihn abstoßenden Kirche. Schon 1837 erkannte er ihren Egoismus, der, vom Staate nicht abhängig, auch den Staat untergraben könnte, und er warnte vor dem »leidenden Widerstand« in einer fanatisierten Masse. Ihr konservatives und revolutionäres Doppelgesicht verkörperte sich ihm in dem Verfasser des »Athanasius«: »Görres in der Kapuze blickt sich einen Augenblick scheu um und wirft, ohne daß es seine Obern sehen, schnell die rote Mütze unter seine alten Landsleute.«

Gegen diesen staatszersetzenden, weltbürgerlichen Zug der Kirche richtete sich der Stolz des Deutschen hoch: Den Italienern wollte er »die geistige Größe unseres Vaterlandes, die Höhe unserer Bildung, die naive Torheit unsers einmal an Autoritäten sich so gern anschließenden Gemütes« nicht opfern. Doch in den alten Gedanken eines deutsch-katholischen Kirchentums, das auch Ernst Münch¹⁾, ein Wortführer des an starkem Königtum hangenden Liberalismus, 1831 gefordert hatte, vertiefte sich Gutzkow erst mit Johannes Ronge, für den der Demokrat sogar

¹⁾ Historiker und Publizist, geboren zu Rheinfelden (Schweiz) am 25. Oktober 1798, gestorben ebendort am 9. Juni 1841, 1824 außerordentlicher Professor für geschichtliche Hilfswissenschaften in Freiburg, 1828 Professor in Lüttich, dann Staatsbibliothekar im Haag, 1831 Bibliothekar der Königlichen Handbibliothek in Württemberg.

den Schutz der Fürsten heischte, von dem er zu Zeiten eine nationale, freie Kirche der Versöhnung erhoffte. Schon 1832 schwebte dem demokratischen Publizisten Wilhelm Schulz¹⁾ der ähnliche Plan vor, alle religiösen Elemente Deutschlands in einer demokratischen, nur locker gefügten Nationalkirche zu sammeln.

Wie fast für jeden Anhänger des Liberalismus stellte sich für Gutzkow die katholische Kirche damals als Hort der Wiener Restauration, als mehr oder minder offenbare Zuflucht der historischen Romantik dar, doch dem Kämpfer dünkte sie nur ein mürbes Bollwerk, dünkte der Papst nur Bannstrahlen zu schleudern, »die nicht mehr zünden«. Ein Historiker wie Ranke und der feinnervigste Journalist jener Tage, beide Protestanten, spürten das leise Rollen nicht, das in den katholischen Kreisen Europas vor einem flammenden Ausbruch zitterte.

3. Kapitel.

Gutzkows innerstaatliche Forderungen.

Die Staatsform der Republik.

Hatte Gutzkow in seinen »Narrenbriefen« das Fürstentum nur naturrechtlich beurteilt, gab es dort für die Könige keine geschichtlichen Aufgaben, so war die Republik für ihn die notwendige Folge, und er kokettierte mit dem Bilde der »Emanzipation der Könige«. Heinrich Heine, der Royalist aus Schönheitssinn, den es vor dem schweißigen Handschlag des allzu souveränen Volkes ekelte, hatte die Könige nur von der Etikette und dem goldenen, purpurnen Schaugepränge ihrer adligen Marktschreier emanzipieren, sie mit freiem Spaziergang, freien Gefühlen und freier Heirat beglücken wollen. Die bissige Ironie des jungen Gutzkow, des Jüngers eines Börne, gedachte, sie »von ihrem Pariastand« zu erlösen, sie »an öffentlichen Orten beim Gottes- und Musendienst nicht mehr allein, wie auf Armen-

¹⁾ Später sich Schulz-Bodmer nennend, geboren zu Darmstadt am 13. März 1797, gestorben am 9. Januar 1860 in der Schweiz, zuerst Offizier der Rheinbundtruppen, nach ihrem Übertritt begeistert für die nationale Sache. Wegen einer politischen Flugschrift aus dem Militärdienst entlassen, beschäftigte er sich trotzdem mit demokratischen Propagandaschriften. Deshalb zu drei Jahren Haft verurteilt, entfloh er 1834/35 aus der Festung nach dem Ausland und wurde Privatdozent in Zürich. 1848 wurde er in das Frankfurter Parlament gewählt.

sünderbänken, sitzen« zu lassen, ihnen den »Zugang zu ehrlichem Erwerb und Nahrungszweig« nicht mehr zu versperren.

Es bezeichnet die politische Denkweise weiter Kreise jener Zeit und der sie ausstrahlenden jugendlichen Jungdeutschen, daß sie eine Staatsform, nach der sie die Entwicklung drängen fühlten, übersprangen und sich vorerst an republikanischen Träumen ergötzen, zwar nicht gerade die Republik mit dem Kommunismus gleichsetzend, wie deutsche Bauern im Jahre 1848, aber doch reichlich mit Wahnvorstellungen erfüllt, so daß Gutzkow den »Ewigen Frieden« auf die Republiken herniederschweben sah, Theodor Mundt sie bestimmte, »die vollkommensten innern und äußern Zustände der Menschheit zu umfassen und auszuprägen«. Während der nach einer Privatdozentur steuernde Mundt seine republikanischen Sehnsüchte ängstlich mit dem Gesetz der Reaktion verkleidete, auch die beschränkte Monarchie zum Absolutismus zurückstrebend und in später Ferne den radikalen demokratischen Gegendruck aufgereizt ahnte, so gestattete der großmütige Laube seiner »halbliberalen Zeit« die Verfassungen »mit dem monarchischen Brimborium«, mühte sich nicht um die Verfassungen, die sie noch nicht besaß, und bald verschenkte er die beschränkte Monarchie schlechthin, bald vertraute er an die Zeit das Wachstum dieser »halbreifen Republik«. 1848 dünkte sich der Zentralausschuß der Demokraten Deutschlands politisch mündig, über jene »Übergangsform, die schon andere Völker durchgemacht«, erhaben, »da wir in unserem Bewußtsein längst bis zur Reinheit des neuen Prinzips durchgedrungen sind«.

Gutzkow erklärte noch 1835 die Staatsform für vollkommen, zu deren Umschreibung er »öffentliche Erziehung« und »die juristische Gleichstellung der unehelichen Kinder« heranzog. Daß er hier in den Fährten Rousseaus und in phantastischer Verkennung der wesentlichen Merkmale auf die Republik deutete, erhellt aus seinem Bekenntnis zur Republik, das er wenige Wochen darauf im Gefängnis niederschrieb, ihrer baldigen Wirklichkeit wehmütig entsagend. Selbst 1838, als ihn die Verfolgung längst das Dasein des Fürstentums gelehrt und sein Verständnis für diese Staatsform ermuntert hatte, trotzte er dem kühlen Räte des Fürsten zu Solms-Lich, der deutsche Republikaner könne ja auswandern, den Satz entgegen: »Die Republiken Amerikas können ihm das nicht geben, was er sich unter einem Aufbau dieser Staatsform auf den Trümmern unserer Monarchien vorstellt.« Mag hier und noch später an einzelnen Stellen der Traum der Jugend nachzittern —, der geächtete Journalist war von der Strafe der mißachteten Lebens- und Zeitformen nicht so verbittert worden, um seine Kraft und die Lehre seiner Leiden der Heimat

zu entziehen, doch war er jetzt gesonnen, seine Wünsche an die Bedingungen seiner Zeit und seines Landes zu knüpfen.

Das Beamtentum.

Da Gutzkow in Fürstentum und Adel die Klammern der Restauration erblickte, so bemängelte er am Beamtentume nur den engen Kreis der Vollmachten und die Sucht zu argwöhnischer Kontrolle. »Die formloseste Regierung ist die wohlfeilste«, weil sie seinem Freiheitsbedürfnis das »Heer lästiger Beamten« fernhielt. Wie der Verstandeskluge eine durch Generationen hochgezüchtete Beamtenehre nie in Rechnung stellte, so grübelte er fast stets nur über die Besoldung. Sie je durch Titel und Orden verbilligen zu wollen, konnte dem Demokraten nicht befallen, vielmehr empfahl er hohe Entlohnung zum Schutz gegen Bestechung und nach amerikanischem Muster die Angleichung der Gehälter, um dem Strebertum vorzubeugen und die Überzeugungstreue zu retten. Daß diese Nivellierung auch den Arbeitswillen lähmen konnte, entging ihm. Ebenso empfahl er den Nationen, ihre Deputierten nicht durch »die Ehre ihres Vertrauens« zu bezahlen, sondern, Englands Zustände bessernd, sie durch Geld gegen die klingenden Münzen eines Ministeriums zu feien.

Auch jene Zeiten der Unzufriedenheit und des Gegensatzes zwischen kraftvollem, doch politisch ungeschultem Volk und kraftloser Leitung hörten den mißtrauischen Ruf nach Öffentlichkeit in Regierung und Diplomatie, und in bitterer Sehnsucht rühmte der Untertan des Bundestags es England nach, daß zum Dienst seiner Konsulate und Gesandtschaften nicht die Leistungen in Wettrennen und Fuchsjagden befähigten.

Volksvertretung.

Wenn Rousseau Abgeordnete zur Vertretung des Volkswillens abgelehnt, Wilhelm von Humboldt sogar Einstimmigkeit der sämtlichen Bürger gefordert hatte, so war der deutsche Liberalismus der dreißiger Jahre doch zu stark mit Erfahrung durchsetzt, um nicht auch theoretisch die Abstimmung des ganzen Volkes auf Ausnahmen zu beschränken. Von der Einstimmigkeit des Volks oder seiner Vertreter konnte schon die ertötende Geschäftsordnung des Bundestags abschrecken.

Vielleicht hat es der damalige Liberalismus nicht geäußert, daß der Genfer Rousseau seine Forderung nur aus schweizerischen Zuständen verallgemeinert hatte, doch wußte man die Möglichkeiten, um die Volkssouveränität zu betätigen, durch völkische Verschiedenheiten bedingt. Wenn die Heimat der liberalen Ideen,

das Musterland Montesquieus, die germanischen Verwandten auf dem Festland gern zur nachahmenden Angleichung reizte, wenn Gutzkow in der Nachbildung auch sonstiger englischer Einrichtungen, ihres Pairswesens, ihrer aristokratischen Neigungen sich ein Lockmittel für die Bevorrechteten deutscher Staaten versprach, so hielt er England doch infolge seiner fremdartigen historischen Grundlagen für »eine Spezialität ohne recht passende Anknüpfung für andere Staaten«. Indessen war er 1842 auch von der kritiklosen Begeisterung für Frankreichs Zustände so weit ernüchtert, daß er sie nur ohne die den Vertretungsgedanken verkleinernden Auswüchse auf fremden Boden verpflanzen wollte. »Das Repräsentativsystem leidet in Paris an der Nationalität der Franzosen und der nachwirkenden Kraft einer Geschichte, die sich aus der Anarchie der Leidenschaften zum Bewußtsein der Freiheit und des Gesetzes allmählich erst entwickelt hat.«

Die Forderung der Volksvertretung war für den Liberalismus zunächst nicht Ziel, sondern Weg und Schlagwort. Zur Volksvertretung trieb nicht die zur Schau getragene Gerechtigkeit, die Gesamtheit des Volkes vertreten zu wollen, sondern das Bedürfnis nach Macht, zu den persönlichen und wirtschaftlichen Freiheitsidealen des Bürgertums durchzudringen, das Bewußtsein, durch die Zahlen der bürgerlichen Massen Adel und Geistlichkeit zu erdrosseln. Die politische Unerfahrenheit der neu auftauchenden Schichten, die sich um »Freiheit« für jegliche Zwecke des Einzelmenschen, nicht um Staat und ihre Vertretung im Staate sorgte, entblöhte sich grell in den ersten Jahren der großen französischen Revolution. Erst nach der Erkenntnis der Unmöglichkeit, erst nach Aufnahme des Entwicklungsgedankens fügte sich der Liberalismus in die Notwendigkeit des Staates. Man beschied sich, die freiheitlichen Wünsche nur mehr im Rahmen des Staates zu verfolgen, und die Volksvertretung wurde jetzt für noch rückständige Länder zum Ziel, das die Erfüllung eines jeden solchen Wunsches schon in sich verbürgte.

Wie sich Gutzkow schon der Zugeständnisse bewußt war, die der Freiheitsgedanke an die Wirklichkeit hatte zollen müssen, wie er im Verfassungsbegehren den Trieb zur Sonderung, zu eigenwüchsiger Persönlichkeit sich mit der Unterordnung unter die Allgemeinheit verzweigen sah, so täuschte er sich auch nicht darüber, daß nur eine gesellschaftliche Umschichtung und Verschiebung der Kultur- und Wirtschaftsträger nach Ausdruck im Staatsgefüge verlangte, daß die Vertretung des »Volkes« nur die Vertretung der größten Volksschicht bedeutete. »Die Formen der gärenden Gesellschaft und die Widersprüche der Interessen«

dünkten ihm einem »feudalen Ständewesen nicht mehr günstig«, und dank Macht, Reichtum, Bildung schien ihm der dritte Stand die Staatsinteressen glücklicher zu vermitteln als der Adel. »Die Konstitution sichert nicht jedem das, was er hat, sondern nur das, was ihm gebührt.«

Über das unlösbare Problem, wie eine Vergewaltigung der Minderheit zu vermeiden sei, klügelte er sich mit dem Troste hinweg: »Die Minderzahl fügt sich der Mehrheit, weil das der Mehrheit Zuträgliche nur augenblicklich der Minderzahl wehe tun kann, indem bald in einem weise regierten Gemeinwesen eine Ausgleichung folgen wird.« Etwas nüchterner, wenn auch noch reichlich ideal, erbaute sich der Zentral-Ausschuß der Demokraten Deutschlands wohl am englischen Zweiparteiensystem, wenn er in seinem Aufruf vom 16. Juli 1848 die Gerechtigkeit der Parteiherrschaft entwickelte: »Ein Hauptgrundsatz des politischen Lebens ist es, daß die Partei der Mehrheit im Staate herrsche, die der Minderheit aber unterdessen sich der unbeschränkten Freiheit bedienen könne, ihre Ansichten und Zwecke durch die theoretischen Mittel der Rede, der Schrift und der Vereinigung auszubreiten, bis es ihr gelingt, so viel Anhänger für sich zu gewinnen, daß sie ihrerseits zur herrschenden Mehrheit wird.«

Nach außen betonte der Liberalismus gern, daß die Vertreter des Volkes das ganze Volk, nicht mehr ihren Stand vertreten würden, und auf dieses Ideal Theodor Mundts, sich »nicht mehr Professor, nicht mehr Geheimer Hofrat«, sondern Staatsbürger zu fühlen, ging der Liberalismus und mit ihm Gutzkow einen ernsthaften Schritt zu, indem man die Abgeordneten aus der Bindung des Wählerwillens lösen wollte. Wenn jedoch Gutzkow dem Ständewesen das Parlament und seine Möglichkeit entgegenhielt, den Städter Uhland als Vertreter der Bauern aufzunehmen, so verhehlte er nicht, daß er nicht die Versöhnung der ständischen Interessen zu verbildlichen trachtete, sondern den unteren Schichten einen Sprecher gewinnen wollte, der von den zungenfertigen Vertretern der bisher bevorrechteten, herrschgewohnten Stände nicht mattgeredet würde.

Doch mußten auch Hemmungen im deutschen Bürgertume gebrochen werden, das schaudern konnte, seine Eigenwünsche nur mehr im Wohle für die Allgemeinheit berücksichtigt zu finden, und Gutzkow glaubte, durch Vorgänge in der französischen Kammer beweisen zu müssen, von der verständnisreichen Intelligenz einer Volksvertretung sei ein Eingriff in berechnete Sonderinteressen nicht zu fürchten. Solch kurzsichtige Selbstgier, die damals der Wohlwollende aus der politischen Unreife des deutschen

Volkes sich deuten mochte, brandmarkt noch heute deutsche Stände und Stämme.

Zeitweise schien Gutzkow bereits so tief im Staatsgedanken zu atmen, daß er den staatskräftigenden Charakter einer Volksvertretung nicht rührig genug rühmen konnte. Warnend beschwor er die staatszersetzenden Anträge des Adels auf preußischen Provinziallandtagen herauf, bedauernd entbehrte er für die 1837/38 aufgewühlte Erregung in den Rheinlanden des Öls einer Volksvertretung, frug angstvoll nach den Quellen der Begeisterung und Kraft, wenn Heer und Beamtschaft einmal geschlagen seien. Doch ob diese Gedanken von Gutzkow schon heftig empfunden wurden, ob hier nicht ein Köder an das Fürstentum ausgeworfen, sein Bündnis mit dem Adel gelockert werden sollte, ist schwer zu sondern.

Es ist fraglich, ob ein Keil im Bündnis zwischen Fürstentum und Adel dem Liberalismus die Schritte erleichtert hätte. Wenn Heine der Farben nie genug hatte, um die Scheußlichkeiten von Adel und Priesterschaft malen zu können, so ergötzte sich auch seine Mitwelt wohl nur an seinem Witz, lernte kaum von ihm die Politik. Der Feudalismus war schon vom erstarkenden Fürstentume gebeugt, gebrochen und fristete sein Leben nur noch an der Hand eines starken Königtums, eines kräftigen monarchischen Gedankens. Auch eine Persönlichkeit wie Friedrich Wilhelm IV. konnte die Entwicklung nicht mehr zu einer staatsschwachen Adelswillkür zurückschrauben. Es verrät den politischen Instinkt eines Börne und Gutzkow, wenn ihnen der Adel nur zu verächtlichen Plänkeleien, das Fürstentum zum Sturmziel diente.

Das Fürstentum in Deutschland hatte seine hohe Zahl benutzt, um eine um so breitere Schaustellung von Laster und Vorzug zu ermöglichen, und Ereignisse, wie in Hessen-Kassel und Braunschweig, ersichtliche Unbilligkeiten einiger Höfe ließen es wenigstens nicht lächerlich erscheinen, wenn Gutzkow 1842 die staatsrettende Aufgabe einer Volksvertretung unter der Herrschaft von Wahnsinnigen rühmte, wenn er die Vertretung des Nationalvermögens, nicht der Güter einzelner Stände verlangte, wenn der demokratische Dramaturg und Dichter die Theater der Residenzen der Laune fürstlichen Geschmacks entziehen, durch die Freigebigkeit der Landesvertretung betreuen wollte. In seiner Jugend mehr Politiker als Künstler, ärgerte sich Gutzkow 1832 auch an Ludwig I. von Bayern, der ihm die Staatsgelder in Pinakotheken und Kirchen verschwendete.

Doch die Verfassungen, unter denen sich einzelne deutsche Staaten sonnten, stillten Gutzkows Gefühl für tatsächliche Macht noch nicht, und mißtrauisch erinnerte er sich jener Mutter, »die

ihren Kindern Pflaumen kaufte, um ihnen die Kerne zum Spielen zu geben, das Fleisch aber für sich zu behalten«. Er durchschaute, daß ein Vertrag mit dem Volke und eine formelle, »den Untertanen selbst schuldige Verantwortlichkeit« der Herrscher ihre »Vorrechte und Gewaltschritte« auch bekräftigen statt lähmen konnten, daß »noch keine Kammer, kein Ministerium einem Fürsten das politische System, das er einzuhalten«, hatte diktieren können. Noch herber hatte Wilhelm Schulz der süddeutschen Verfassungen gespottet: »Es geht also hier mit den Komödien, die man in den Sitzungssälen der Stände spielt, wie mit einer gewissen Gattung von Komödien, die einmal auf unsern Theatern in der Mode war: Der alte Vormund möchte das Recht auf das Vermögen seiner großjährig gewordenen, jungen und schönen Mündel in neuer Form sich bewahren, indem er sich selbst zum Ehemann ihr aufzudringen strebt; und so sollen auch unsere Verfassungsurkunden den Heiratsvertrag enthalten, um die junge Freiheit der Völker und das *tel est mon plaisir* der Fürsten zu immer unfruchtbarer Ehe zu mesallieren.«

Gutzkows starre Überzeugung lehnte zwar 1839 den »badi-schen Separatliberalismus« ab, der »durch Schmeicheleien und Konzessionen mancherlei Art den ‚bürgerfreundlichen‘ Großherzog Leopold« in seine Pläne zu ziehen suchte. Dagegen stand er an nutzloser Grundsatztreue manch anderem Liberalen nach, wenn ihn die häufig beliebte fürstliche Bewilligung einer Verfassung weniger belästigte und er einen starken Kern in stacheliger Schale nicht verschmähte. Nur 1848, im Rausch der Revolution, betrank sich auch Gutzkow an der Phrase: »All' diese Gaben von oben herab, wie ausgeworfene Münzen geschenkt, das hätte keinen Bau gegeben von Dauer und von Kraft.«

Wo der Hebel anzusetzen sei, um die hohle Macht des souveränen Volkes auszufüllen, hatte Gutzkow früh beobachtet und wünschte die parlamentarische Regierung aus England und Frankreich übertragen. 1842 verteilte er die Rollen der Macht wie folgt: »Die Kammern Ausdruck des Volkswillens. Die Minister die Beamten der Kammern. Die Krone schwebend über dem Ganzen als moralische Garantie des Gesetzes, der Ordnung, der Gnade.« Den zweiten Hebel, den Willen des Volkes zu ertrotzen: das Recht der Steuerverweigerung, hatte Wilhelm Schulz empfohlen, um in den konstitutionellen Staaten einen Zusammenschluß ihrer Volksvertretungen und der Regierungen selbst zu erzwingen und, auf diesem Wege zur Nationalrepräsentation, zur Einheit Deutschlands vorzuschreiten. Ob dieser Hebel schlechthin und jederzeit brauchbar sei, schien Gutzkow zu schwanken. Während er 1833 der Volksvertretung infolge der

Verantwortlichkeit für die Staatsschulden das Recht entzog, je die Zinszahlungen dafür einzustellen, und so die Erhebung der Steuern sich nie ausgesetzt denken konnte, wollte er später die ministerielle Willkür durch verweigerte Steuern beschränken können.

Das Gefühl für Wesen und Schein äußerte sich auch in dem Urteil, das der Preuße, weniger der Liberale Gutzkow über die süddeutschen Kammern und ihre Stellung zum Bundestag fällte. Zwar erkannte er nicht, wie das Potsdamer Kind Theodor Mundt, den preußischen Zwangsfortschritt von oben her an, der vielfach den Gehversuchen der süddeutschen Kammern vorausgeeilt sei, doch klatschte Gutzkow schon 1832 mit seiner Narrenpritsche auf »die Phantome von Oppositionen, die sich in Deutschlands Duodezstaaten bilden, als gält' es dem englischen Ministerium«, und später deckte er die klägliche Rolle bloß, die Süddeuschlands souveräne Völker vor dem souveränen Fürstentum in Frankfurt spielen mußten. — — —

Daß die Bewegung des Liberalismus zur »Freiheit und Gleichheit« nur von bestimmten, ausgereiften Schichten ins Rollen gebracht war, drückt die Behandlung des Stimmrechts aus. Von einigen Schwärmern abgesehen, die sich erst durch die wirtschaftliche Gleichheit für beglückt erklärten, waren die Anhänger des deutschen Frühliberalismus nicht einmal durchweg und jederzeit einer politischen Gleichheit geneigt. Nicht allein, daß sich nahezu jeder vom anderen unterschied, — auch im selben Kopfe schwankten je nach Stimmung und Erfahrung in verschiedenen Lebenszeiten die Schattierungen. Nahezu einig in dem Erfordernis der politischen Reife, flatterten die Ansichten über diese Reife weit auseinander.

Sich seiner geistigen Führerstellung und des eignen Geldmangels bewußt, geißelte Gutzkow 1837 den französischen Wahlzensus als einen »Despotismus der Leidenschaftslosigkeit, der Apathie, des geängsteten Reichtums«, unerträglicher, »als die frische, vollblütige, gesunde Tyrannei« eines Alleinherrschers. 1838 aber fand sich für den praktisch denkenden Politiker gegenüber dem Ständewesen nur der Maßstab der Steuern, »annäherungsweise der sicherste Ausdruck des Anteils, den der einzelne am Wohle und der Erhaltung des Ganzen nehmen wird«. 1848 achtete seine Erregung der radikalen Märztage in den Vollstreckern einer von ihm gebilligten Revolution die Träger einer elementaren Kraft und rüstete jeden Deutschen, jeden Preußen mit dem allgemeinen Stimmrecht als einer »friedlichen Waffe« aus. Doch schon im Herbst 1848 abgekühlt, vermißte er in gewissen, zur Freiheit zu zwingenden Schichten noch die politische

Reife, die er jedoch nicht durch die Guillotine, sondern durch Unterricht lehren wollte, und warnte die Demokraten, »nicht zu tief nach unten hin die Massen zu befragen«, während schon nach wenig Jahren die Reaktion in ihm den Gegendruck auslöste und er sich von dem »freien, unverkümmerten Stimmrecht« eine Rückwirkung »auf die religiöse und sittliche Weihe des Volkes« versprach, durch die läuternde Hebung der politischen Gleichstellung die Proletarier des Handwerks dem Staate zu gewinnen hoffte.

In der Frage des Zweikammersystems bietet Gutzkows Entwicklung, wie so oft, einen Gradmesser der liberalen Ausreifung an Staatsfreudigkeit und Wirklichkeitssinn. Während er 1832 über »das Ewige, das Unveränderliche, das Unvergeßliche, oder was weiß ich« in einer ersten Kammer höhnte, 1838 bei einer gesetzgebenden, nicht ohnmächtig beratenden Befugnis der Stände wenigstens einen »Sinn« in Doppelkammern witterte, stellte sich ihm zwar auch 1842 die erbliche Pairie nur als das »geringere« Übel gegenüber einer nicht erblichen ersten Kammer dar, weil ihm die Regierung selbst genug »des Widerstandes und der Trägheit« zu verkörpern dünkte; indessen es offenbart sein politisches Wachstum, die Wirklichkeit nicht mehr zertrümmern, sondern sich nur günstig biegen zu wollen, wenn er dem französischen Liberalismus vorwarf, in seiner Abneigung gegen jegliches Vorrecht die Macht der Regierung gesteift, ihr nicht wenigstens durch die Erblichkeit der ersten Kammer den stets nach zehn Jahren möglichen, willkürlichen Pairsschub geraubt zu haben.

Selbstverwaltung.

Wenn der junge Gutzkow genügsam rühmte: »Eine Gesetzgebung wie die englische und eine Verwaltung wie die preußische, beide gleich vollendet, beide mit gleicher Willenskraft, würden im Vereine ein Land unglücklich machen«, so mischte sich schon damals in die Anerkennung die Ironie, als zwingte die Selbstverwaltung Preußen, auf ein Parlament zu verzichten; denn Gutzkows Bedürfnis nach Freiheit und Macht ließ sich niemals mit dem schmalen Tummelfeld der freien Verwaltung schlechthin abfinden, und mit den Jahren ging er in der Forderung nach einer Volksvertretung völlig auf. In einem gesetzgebenden Körper, in Petitionen, »in etwas Journallärm, in ein paar Schutzworten eines Deputierten« fand er einseitig auch Hilfe gegen eine starre, stumme Bürokratie, die Tschechs Verlassenheitswahn bis zum Attentate hatte steigern können. Selbst als er noch 1837 in Frankreich die Selbstverwaltung in Stadt und Gemeinde vermißte,

so mißbilligte er nur das Machtmittel der Regierung, durch das Präfektursystem sich die Wähler ködern, die Gesetzgebung sich unterjochen zu können.

An der dauernden Erkenntnis, daß auch in der Selbstverwaltung der Bürger sich freiheitlich und doch zugunsten der Gesellschaft betätigen, daß sie in unzähligen Schattierungen sich verwirklichen könne, hinderte Gutzkow das Mißtrauen gegen die Regierungen Deutschlands. Schon 1837 erschienen ihm nur kostspielige und politisch belanglose Angelegenheiten an die Selbstverwaltung verwiesen, und 1842 begründete er sie mit der Schuldenlast der Städte, »daß der Staat wünschen muß, mit ihren inneren Angelegenheiten verschont zu bleiben«, und mit der Vergeßlichkeit des Deutschen, in der Sorge »für die Straßenlaternen seines kleinen Ortes« sich um »das Licht seines Vaterlandes« weniger zu kümmern. Zwar verkannte er nicht, daß die billige, »wunderbar elastisch« machende Zentralisation Frankreichs, »dem Despotismus und der Freiheit« gefügig, jede Möglichkeit, das Land zu regieren, entfessele, doch er tröstete sich mit fragwürdigen Sentenzen: »Paris wacht«, »und was die Mehrzahl in Paris gibt, kann das Land getrost hinnehmen«.

Indessen wenn der freiheitsbedürftige deutsche Demokrat für die französische Provinzgottheit schwärmte und ihr »Heer lästiger Beamten« in Kauf nahm, so versteckte sich unter der Begeisterung für die Fremde nur die Liebe zu Deutschland, und nicht der einzelne ist schuldig, wenn ihn das Elend deutscher Geschichte auf Irrwege lockte. Wehmütig entrollte Gutzkow neben Frankreichs straffer Kraft Deutschland in »seiner bunten Mannigfaltigkeit«, und zählte als Gewinn auf: »pittoreske Reisen, größere Bildung, aber auch den Fluch der Uneinigkeit«. Rasch hatte sich die Eigenbrödelei der Deutschen nach der Epoche des Absolutismus wieder an die Selbstverwaltung bequemt, konnte die Einheit verzögern. Wenn sonst in liberalen Führern Deutschlands die Freiheit mit der Einheit des Reiches um den Vorrang kämpfte, so war es die Freiheit der Gesetzgebung, die Freiheit des souveränen Volkes, zu deren Opfer man sich vielfach nicht entschließen konnte, doch die Freiheit der Selbstverwaltung gab der Demokrat Gutzkow der Einheit preis.

Staat und Wirtschaft.

Auch in den Lücken seiner politischen Teilnahme ist Gutzkow ein Sohn seines Geschlechts. Noch rauchten in Deutschland die Kamine nur zögernd und spärlich, und des seherischen Weitblicks, worin preußische Staatsmänner die Einheit Deutschlands

mit Wirtschaftsinteressen, nicht mit Begeisterung unterbauten, achteten in Deutschland nur Wenige. Auch der Redakteur der »Frankfurter Börsenzeitung« spekulierte lieber mit den Chancen spanischer Freiheitsgenerale, als daß er sich zu tief in Ein- und Ausfuhrziffern, in Bankbilanzen, in Schutzzöllen und Valutaberechnungen langweilte. Nur zu den Problemen der Bevölkerung führte ihn sein dichterisches Mitgefühl, und die Fragen der Steuerpolitik, des staatlichen Schuldenwesens warf ihm schon seine eigene, geldbenötigende Lebenshaltung auf.

Das Gespenst der Malthusianer hatte auch Gutzkow beängstigt. Daß jedoch Auswanderung an der Volkskraft zehre, daß die englische Armentaxe Bettler zur Zeugung von Kindern ermunterte, daß künstliche Hemmungen des Staates nur die unehelichen Geburten förderten, stand ihm fest, und mehrere Jahre durch konnte der Verehrer St. Simonistischer Lehren statt dessen vorschlagen, den moralischen und juristischen Zwang zur Ehe zu entkräften; denn viele Ehen schließe nur der Druck einer unehelichen Geburt, und ohne solchen Druck blieben die nachfolgenden Kinder der Ehe ungezeugt, — eine seltsam menschenfremde Vorstellung, deren Verwirklichung die Ziffern der Geburten und im besonderen der unehelichen Geburten emporschnellen würde.

Nur flüchtig beschäftigte den Städter Gutzkow die Bodenpolitik, so wenn er zur Hebung der ländlichen Verkümmernng eine durchgreifendere und erleichterte Ablösung der Grundgerechtsame befürwortete, wenn er an den Plänen zu Güterzerschlagungen die ungenügende Größe des Teilguts bemängelte. Doch schon die Beschäftigung mit den kommunistischen Idealen stieß ihn zu eingehenderer Sorge um das Proletariat der Städte.

Daß die Werbekraft kommunistischer Ideen sich mit dem Reichtum eines Volkes mindere und mit seiner Armut mehre, formte er in den Scherz, man habe in Paris bei Emeuten keinen Bürger mit Sparkasseneinlage ertappt, und um ein Volk zu bereichern, forderte er grundsätzlich Handels- und Gewerbefreiheit; Wegfall von Monopolen, verdamnte den Wettbewerb staatlicher Unternehmungen als unförderlich, stellte Handelstraktat und politisches Bündnis sich in schroffer Unabhängigkeit entgegen, und den Zweifel, ob die Kolleghefte des jugendlichen Journalisten einem Anhänger der reinen Physiokraten oder Adam Smiths nachgeschrieben waren, mag der verbraucherfreundliche Satz zugunsten von Adam Smith entscheiden: Die Gewerbefreiheit »ist nur das Mittel zum Wohle des Publikums«. Vom Freihandel, unter dem frühzeitig deutsche Industrielle und Theo-

retiker manche jungen Fabriken verkümmern sahen, wandte sich Gutzkow erst 1852 ab und forderte energischen Zollschatz für den Erzeuger, selbst auf Kosten des Verbrauchers.

Doch anders als das harte Kraftbewußtsein eines andern Emporkömmings, Hebbels, der auch dem Handarbeiter nur den freien Arbeitsmarkt des Malers, Handwerkers oder Landmanns zubilligen wollte, eine staatliche Unterstützung oder Verpflichtung zur Arbeitsabnahme als Schröpfung der Bürger und Bauern betrachtete, sah Gutzkow die wirtschaftlich Schwachen ohne fremden Eingriff im Daseinskampfe zertreten: »Der Staat hat die Verpflichtung, nicht bloß, wie es in England geschieht, die Armut zu ernähren, sondern vielmehr die, sie zu beschäftigen und das Armwerden, ist es nicht durch physische und moralische Umstände bedingt, politisch unmöglich zu machen.« So widerte den Schüler Malthus' der Müßiggang, den die Armentaxe Englands züchtete, und er durchschaute hier die Möglichkeit des englischen Unternehmertums, den Lohn tiefer zu schrauben, als für die Lebenshaltung notwendig, und den Fehlbetrag auf die Unterstützungskassen des Kirchspiels zu bürden. Dagegen empfahl er die Arbeitshäuser des Festlands, die Bauten von Kanälen, Häfen, Dämmen, nicht Prunkgebäuden, Notstandsarbeiten des Staates.

Wenn solch soziale Fürsorge sich noch innerhalb der wirtschaftlichen Wünsche des Liberalismus halten konnte, so lehnte Gutzkow doch frühzeitig den Auswuchs des Liberalismus, das Manchestertum, ab, und die soziale Fürsorge war ihm eine Brücke zu sozialistischen Staatsplänen, denen ihn zeitweise die Erkenntnis näherte, daß die Einrichtungen eines Fourier, Owen gescheitert waren, doch ein Bedürfnis kundgaben. Die Leichtigkeit, womit Gutzkow sich in eine völlig entgegengesetzte wirtschaftliche Anschauung hineinschwang, bezeichnet nicht zum wenigsten seine Unwissenheit in solchen Problemen, bezeichnet vielleicht auch die gärende Verworrenheit des ganzen Zeitalters, aus der sich die festen wirtschaftlichen Systeme erst formen sollten. 1837 wollte Gutzkow eine Kommission aus Kennern der Theorie und Praxis zusammensetzen, um neue Arbeitsgebiete zu entdecken und bei Abbruch eines Arbeitszweiges die brachliegenden Kräfte dorthin zu leiten. 1842 gedachte er, einem »Ministerium der öffentlichen Wohlfahrt« es anzuvertrauen, das Verhältnis vom Arbeiter zum Unternehmer, vom Unternehmer zum Kapitalisten zu regeln, die Gewinne je nach Bedarf zu hegen oder zu beschneiden, feiernde Kapitalien arbeiten zu lassen, wollte er durch Verbot von unsinnigem Luxus, hohe Besteuerung hohen Vermögens zwar nicht Armut und Reichtum »mit Aufopferung aller individuellen Rechte,

mit Aufopferung des Prinzipes der Familie gegeneinander« ausgleichen, aber den Reichtum so regeln, »daß sein Ertrag allmählich die Armut aufhebt«.

Von diesen Forderungen, in der Neuzeit teils verwirklicht, teils als Utopien gestraft, zog sich jedoch Gutzkow schon seit 1843 Schritt für Schritt zurück. Zwar wünschte er noch 1848 in einem später gestrichenen Nachsatze wirkliche Versuche, »der ungleichen Verteilung der Lebensgüter« abzuhelpen, doch zunehmend glaubte er, ein Ausbau der politischen Freiheit und Gleichheit hindere die soziale Revolution, erfrische das öffentliche Leben moralisch, erleichtere Verkehr und Arbeit, hoffe, nicht das Eigentum, »sondern das Privilegium des Eigentums« zu fällen, täuschte sich selbst durch diese Phrase über den Vorsprung, zu dem auch bei politischer Gleichheit das Eigentum begünstigt. Befangen in die Einseitigkeit des politischen Kämpfers, erkannte er nicht mehr wie in seiner Jugend, daß nicht am allgemeinen Stimmrecht, sondern am Reichtum eines Volkes der Kommunismus verarme, daß die Gewähr politischer Gleichheit ihm nur ein zündendes Schlagwort entziehe, seine politischen Kampfmittel schwäche. Doch auch 1848 suchte er wenigstens nicht mit Gewalt, sondern mit dauernder Abhilfe den Kommunismus zu dämpfen, erschien ihm der Trieb der Menschheit, »die Zäune wegzureißten, die den Hungernden von einem Obstbaum trennen«, »so keilförmig und andrängend, daß ihm mit Kartätschen nur momentaner Widerstand geleistet wird«. — — —

Wenn der junge Gutzkow das Schuldenwesen der Staaten aus dem Gesichtswinkel der Privatwirtschaft beurteilte, Leichtsinns der Regierungen befürchtete, nach den Zwangsmitteln zur Erfüllung der Schuld fragte, die Kapitalien der Anleihen dem Ackerbau und Gewerbe entzogen glaubte, sie unproduktiv schalt, so schaute er wieder durch die Brille Adam Smiths und des eigenen Ärgers über arbeitslosen Börsengewinn. Und selbst 1854 fand der Dichter nur eine ideale Rechtfertigung der Anleihen: »die Bürgerschaft einer Zeit nämlich für die andere, die Bürgerschaft aller für den einzelnen«. Wie der Epigone der Physiokraten und des deutschen Klassizismus die Durchdringung von Staat und Mensch, Wirtschaft und Staat zunächst nur matt zu spüren begann, so fürchtete er in der Verantwortung der Stände eher einen Vorschub für borgende Regierungen, und erst später schien der Agitator für Volksvertretung die Furcht vor Staatsschulden hintanzusetzen, schien er eine drückender werdende Verschuldung Preußens als Verbündeten in seinem Kampf zu betrachten, witzelte über die preußische Seehandlung, welche »die Konstitution borgend zu Wasser gemacht«.

Adam Smiths Theorien und eigene Gefühlsmomente schaukelten sich auch auf dem Programm des jugendlichen Steuerdilettanten. Produktion und Verbraucher schützte er durch Ablehnung indirekter Steuern, und sein Eifer gegen die drohenden Rentner suchte emsig nach Mitteln, um die Rente zu erfassen¹⁾. Doch das Staatsbudget war dem Liberalen stets zu hoch, selbst noch 1852, in einem Jahre, als er vom Staate zu begreifen schien, daß er zu mehr als zu beutelüsternem Zugriff auf den Reichtum seiner Untertanen fähig war.

Denn lange Jahrzehnte dauerte es, bis der liberale Freiheitsdrang, die übliche Sparsamkeit des Bürgers den Bedürfnissen der Gesellschaft zu opfern bereit waren, lange Jahre feilschte das Mißtrauen des Liberalen mit einem Staat, den er nicht leitete, um jeden Pfennig, wog peinlich die Gegenleistung an der Leistung ab. Noch 1848 begrüßte Gutzkow im neugeordneten Staatsbau »den Wächter der öffentlichen Ordnung, den wir bezahlen«, und das weltbürgerliche Ideal eines der kriegerischen Fürstenwillkür entwundenen Volksheeres hatte nicht seinen geringsten Grund in dem nüchternen Wunsche, die Steuern zu kürzen. Wenn Gutzkow durch »die Landwehren mit einem stehenden Elitekorps« die Übel der stehenden Heere vermeiden wollte, so griff er den Grundsatz des preußischen Volksheeres nicht an, sondern nur sein kostspieliges Verhältnis der aktiven Truppe und Reserve. Menzel, als sein »Adjutant« einmal einige Mißbräuche im preußischen System aufgraben zu müssen glaubte, erklärte sogar ohne den üblichen demokratischen Argwohn auf Fürsten in einer Note kurzab die »konstitutionelle Idee der Nationalbewaffnung« in Preußen am reichsten erfüllt, ähnlich wie 1831 Wilhelm Schulz an Preußen die demokratische Heeresverfassung gerühmt hatte.

Gutzkows Heeresverbesserungen von 1848 wollten dagegen noch immer den Bürger von »Überanstrengung« verschonen, und in seltsamer Wirrnis mischte sich ein optimistischer Menschen glaube mit einem wachsenden Mißtrauen gegen die Menschen des Auslands, wenn der Politiker die Kriegsarmee Preußens von 800 000 Mann für zu niedrig schätzte und der Dichter sich am Geiste seiner neuen, billigeren Nationalgarde begeisterte: »Die

¹⁾ Der rote Faden der lückenhaften Erörterungen ist vielleicht die Absicht, Einkommen und insbesondere den Kapitalgenuß, nicht dagegen das arbeitende Kapital an Geld, Rohstoffen usw. zu besteuern. Mehr oder weniger tief schürfende Einzelheiten über Renten-, Gewerbe- und Besoldungssteuer siehe in »Zur Wissenschaft vom Staate«, Ausgabe B, X, S. 26, 33, 38/39 (Erstdruck: Menzels »Literaturblatt« 1833, Nr. 60, S. 237, 1. Spalte, S. 240, 2. Spalte und Nr. 62, S. 247, 1. und 2. Spalte).

Übernahme der Offiziersstelle ist eine Gefälligkeit, die man dem vielleicht zu viel beschäftigten, tapfern und gebildeten Gemeinen, der noch größere Ansprüche darauf hätte, zu danken hat.« Es waren die Betrachtungen des geruhigen deutschen Bürgertums, das erst nach Anerkennung im Staate, nicht in der Welt verlangte, dem es noch nicht träumte, daß seine Wirtschaft aus dem kostspieligen Heere einst noch Zinsen über Zinsen ernten würde.

Erziehung und Strafrecht.

Wenn Gutzkow in aufgewühlten Stunden sich am Zwang zur Freiheit fanatisieren konnte, so vertraute er doch in beruhigteren Zeiten der friedlichen Werbekraft der liberalen Idee, durchsetzte späterhin nicht einmal die Erziehung mit den Lehren der Freiheit. »Nicht zur religiösen oder politischen Aufklärung sollen wir erziehen, sondern nur zur Fähigkeit, sich selbst zur religiösen und politischen Aufklärung auszubilden.« Und so bäumte er sich gegen die verkümmerte Pädagogik der siegreichen Restauration, gegen ihre »Beraubung der Menschheit an den neuen Reichtümern, die sich ihr Leben erwerben will«, gegen Fesseln um die Lehr- und Lernfreiheit der Hochschulen, und diese kleinen »Staaten im Staate« wollte er nur von dem an sich schon überragenden Verfassungsstaate überwölben lassen.

Und wie ihm nach dem Rausch der St. Simonistischen Frauenbefreiung als Niederschlag nur das schwärmerische Ideal blieb, das nicht an der Masse, sondern am einzelnen Menschen hangende Weib müsse »die Geschichte vor Verwilderung« schützen, so sann der jugendliche Zeitgenosse Goethes schon frühzeitig, den Materialismus zu entkräften. Wenn er als geistiges Gegengift auch öffentliche Aufzüge und den Besuch von Theatern verordnete, so riet es nicht Menschenverachtung, sondern die Erfahrung seiner unter der Armut verlebten Jugend, nach der geistigen und körperlichen Fähigkeit zur Erholung auch die Art der Erholung zu wählen. — — —

Zwar unterschätzte der Zögling und Enkel eines preußischen Schulmeisters nie die sittlichende, staatsstärkende Kraft des Elementarunterrichts, forderte zeitweise für die Elementarlehrer, diese stärksten Helfer der Gesetze, höhere Entlohnung, doch las er in der Statistik die mit der Bildung steigenden Zahlen der Verbrechen, und, in seine Werbung für Volksvertretung versponnen, tat er den Unterricht der Schule kurzweg als »äußere Bildung« ab und begrüßte das Heil in freiheitlichen Zuständen, die ein mit der Bildung gewecktes Bedürfnis des Volkes stillten. Tiefer drang wohl Hebbel in den Zusammenhang, wenn er mit Zu-

ständen der Politik nicht die Verbrechen an sich verquickte, sondern nur Revolutionen und ihren oft verbrecherischen Radikalismus begründete: »Es rächt sich, wenn der Kreis der Freiheit nicht so weit ausgedehnt wird, ... wie der Kreis der Bildung sich ausgedehnt hat; es rächt sich jedoch nicht weniger, wenn man den Kreis der Freiheit über den Kreis der Bildung hinaus erweitern, wenn man der Bestialität Raum verschaffen will, sich auszutoben.«

Doch war auch Gutzkow in sein politisches Ideal nicht so vernarrt, der Welt nicht so entfremdet, daß er auf eine andere Bekämpfung der Verbrechen verzichtet hätte. In jener selben Schrift, in der er das Verbrechen in den Strömen der Freiheit ertrinken sah, machte er den Freiheitsmangel in Deutschland und Frankreich (sic!) für die Grubeleien verantwortlich, welche die Ursachen zum Verbrechen beheben wollten, aber sich unterdessen um die Besserung der Strafverfahren nicht bekümmerten. »Dies Organisieren der Gesellschaft, dies Beschwören der Natur und der sich selbst entwickelnden Potenzen der Geschichte — da stelle man Windfahnen hin; der Wind wird sich danach richten und so wehen, wie es die Fahne haben will!«

Da Gutzkows Billigkeit sich gegen den Grundsatz einer nur sichernden, deshalb unterschiedslosen Strafe sträubte, stellte er sich auf den Boden der Besserungstheorie, indem er die Sucht nach Vergeltung nicht leugnete, doch sie durch Wünsche der Moral zu reinigen suchte. Und von diesem Standpunkt der Besserung aus verwarf er die Galeerenketten Frankreichs: »Der Galeerensklave, der die Blicke der Welt aushalten will, muß frech bleiben«, verwarf er die Übertreibungen der Einzelhaft wie der gemeinschaftlichen Abschließung, wo unter dem Zwang zur Stummheit nur Heuchelei und Verstocktheit sich duckten, empfahl er eine gesunde Mischung beider Verfahren. Und wenn Gutzkow die Verbrecherkolonien lobte, so vereinte er die Kindlichkeit Rousseaus mit der antiken Schwärmerei der deutschen Klassizisten: »Rom soll auf diese Art entstanden sein, und in der sichtlichen Blüte dieser Kolonien, in ihrem gewerblichen und sogar sittlichen Aufschwunge liegt ein Trost für die Menschheit«, und etwas Realismus lockt in der paradoxen Wahrheit des Satzes: Zwölf Diebe, sich selbst überlassen, würden ihrem neuen Gesetzbuch nicht den Diebstahl zum Grundsatz leihen. —

Im Urteil über die Todesstrafe wandelte sich Gutzkow, wenn er auch stets über die Theorie der Vergeltung spöttelte, und matter als Viktor Hugo, als Leonid Andrejew, doch stets der Dichter es noch stark genug fühlen mochte, daß hier nicht Tod gegen Tod, sondern die tage- oder monatelange Todesfurcht des verurteilten

Täters gegen den mehr oder minder rasch sich vollziehenden Mord zu wägen war. Dem jungen Gutzkow erlaubte die Heiligkeit des Lebens nur, auch einen in den Tod willigenden Mörder höchstens durch einen ermöglichten Selbstmord, nicht durch den Henker der Gesellschaft richten zu lassen, und er näherte sich dem bloßen Erfordernis nach Sicherung, wenn er nur eine Strafe am Bürger, nicht am Menschen zuließ. Der Theorie der Besserung, die hier nicht die Besserung des Täters, sondern die bessernde Abschreckung der künftigen Mörder bezweckt hätte, hielt er die widersprechende, allerdings noch kurzfristige Statistik entgegen und die Entsittlichung, die das blutige Schauspiel der Todesstrafe entzündete.

Indessen im Alter widerrief es Gutzkow. Seine Selbstquälerei, vielleicht die Erfahrung längerer Statistik hatte auch den Glauben am Menschen zu Bitternis verschärft. »Das ewige Zuchthaus« schreckt nicht ab. Es läßt immer die Hoffnung auf Entweichung oder Begnadigung zu.« Der vergräunte Idealist schien auch die Prügelstrafe zu vermissen und stellte als Ergebnis der verbesserten Gefängnisse fest, »daß manche verlorne Existenzen stehlen, um nur wieder in die geregelte Ordnung von Obdach, Kleidung, Ernährung zurückzukehren«. —

Die Forderung Montesquieus nach zeitweise wechselnden Richtern, demselben Stande entnommen wie der Angeklagte, setzte der Liberalismus früh in sein Programm, die starre Bindung der Gesetze durch freieres Urteil zu lockern, und wenn Gutzkow auch hier die Segnungen des Absolutismus pries, so wünschte er doch das Recht seiner einheitlichen Gesetzbücher nicht in Kabinettsjustiz, schriftlichem und heimlichem Verfahren geübt. Die Gefahren der Öffentlichkeit und Geschworenengerichte, die in Frankreich Tagesdebatten vor den Richterbänken wiederholten, den »Despotismus der am Ruder befindlichen Parteien« erlitten, konnten den Journalisten nicht schrecken. Dem Berufsrichter gegenüber empfahl sich ihm sogar die patrimoniale Gerichtsbarkeit. Milde und weise geübt, hinderte sie, »daß die Vergehen sofort als Verbrechen angesehen wurden, und daß die meisten auf dem Lande üblichen Frevel nicht gleich mit dem Zuchthause, das den fernern Sitten der Gefangenen so gefährlich ist, bestraft wurden«.

Nach Patrimonialgericht und Jury griff er als Krücken, um ein Verbrechen zu bestrafen, »ohne den, der es beging, sofort zum stationären Verbrecher zu machen«. In der Halbwahrheit des Wunsches, der es weislich unterließ, sich tiefer über das Verhältnis seiner Mittel auszulassen, vergaß Gutzkow, daß sich das neue, nivellierende Recht mit einer auf ständische Vorrechte gegründeten Ausübung nicht vertrug, vergaß, daß er mit der

Voraussetzung einer milden und weisen Handhabung das schiefste Verfahren zu einem Ideale herrichten konnte, daß jede Besserung von Zuständen gerade den Einfluß persönlicher Menschlichkeiten zu dämpfen trachtet. Doch wenn Gutzkow der liberalen Begeisterung für das Volk und das Geschworenengericht sich nicht schrankenlos hingab, so mochte er die Schichten, in denen er geboren und als Knabe erzogen worden, feinfühlig und kühler erkennen, mochte hier noch oft die Reife zur höchsten Sittlichkeit, zum Richteramt, vermissen.

Die Judenfrage.

Auch in der Judenfrage kämpfte Gutzkow mit Hindernissen, die ihm aus Instinkt und Überlegung erstanden waren. Wenn in seiner Abneigung gegen Heine auch Heines Judentum mitwog, wenn er sich bitter grämte, als er das Judentum seines Gottes Börne erfuhr, wenn ihm die Stammesfremdheit nicht die literarische Größe verleide, sondern Börnes Wert ihn zum Verständnis stammfremder Eigentümlichkeit weitete, so entdecken sich hier die Etappen, bis Gutzkows Verstand und Billigkeitssinn sich aus den für das Judentum günstigen Forderungen des Naturrechts nicht mehr zu lösen vermochte. Doch die Abneigung seines Rasseinstinktes dauerte fort und schärfte ihn für die Schwächen des Judentums, für eine zeitgemäße Milderung im Radikalismus des naturrechtlichen Verlangens.

Zwar folgte er den Mangel der jüdischen Bildung aus der Jahrhunderte alten Isolierung der Juden, lehnte deshalb die Besserung ihrer Bildung als Voraussetzung zur Befreiung ab, aber den verstandesklugen Verfasser des »Uriel Acosta«, der sich auch in die Gefühlsmomente des Katholizismus gewaltsam hineinzwängen mußte, widerten immer stärker die fremdartigen Dogmen, die Gebräuche aus Jahrtausenden, der Hang zum Sabbath, die spröde Abkehr von Sitten des Christentums. Wand sich Gutzkows Widerwille zunächst noch in Floskeln, das Judentum müsse sich den Stimmungen des christlichen Pöbels anpassen, quälte er sich um möglichst geglätteten Ausgleich mit der christlichen Gesellschaft, so vermißte er später bitterer das jüdische Verständnis für christliche Sonderart, und der scharfsichtige Jünger des Naturrechts erblickte der Gründe immer mehr, die völlige Befreiung des Judentums seinem Zeitalter absprechen zu können.

1841 wollte er dem Judentum die Laufbahn des Staatsbeamten und den Schuldienst wehren. Bald genügte ihm die jetzige, aus Unterdrückung geborene Erziehung der Juden nicht, um für die Mäßigung eines Beamten Gewähr zu leisten, befürchtete er

»eine zusammenhängende Kaste, wo die jüdischen Gerichtspräsidenten ihre jüdischen Vettern und Schwäger schneller ins Assessorat bringen würden als die christlichen Mitbewerber«, bald wies er auf das protestantische preußische Beamtentum und seine Schwierigkeiten in den katholischen Rheinlanden, um einen Zusammenstoß mit der noch nicht aufgeklärten christlichen Mehrheit zu besorgen. Dagegen schien 1846 Gutzkow den Optimismus Laubes zu teilen, der durch völlige Einfügung die starre Fremdart des Judentums zu gewinnen, ihr Weltbürgertum zu überwinden dachte; damals wagte auch Gutzkow, im Hinblick auf die vielfach von Juden geschriebene deutsche Presse, die Voraussage, daß vom Augenblick der Emanzipation an »alle Interessen Deutschlands kräftiger und einiger in Schrift und Wort vertreten sein würden«.

Trennung von Staat und Kirche und die Jesuiten.

Das absolute Königtum hatte dem Erben vieler seiner Ideen, dem Liberalismus, im Verhältnis zwischen Staat und Kirche die Richtung gegeben. Gegen religiöse Fragen gleichgültig oder hochachtend — der Liberalismus übernahm vom Absolutismus den Drang des mächtigen Staates, der Kirche das staatliche Spielfeld zu sperren, und von den beiden Möglichkeiten, die eine solche Absicht offen ließ: Staatskirche oder Trennung, konnte der Freiheitswunsch des Frühliberalismus, sein Grundsatz der freien Überzeugung nur die Trennung wählen.

Auch Gutzkow, den die Hierarchie in jeder Form, sei es der Lutheraner, des Katholizismus oder der St. Simonisten, nur mit Abscheu erfüllte, verwarf zunächst den Gedanken der Staatskirche schroff, und der demokratische Staatspolitiker setzte auch eine demokratische Kirchenverfassung zum Ziele: den Grundsatz der »Gemeine«. Tröstete er sich mit der natürlichen Entwicklung, im Staate werde die liberale »Bewegung zu Fuß oder zu Pferde« (Mirabeau) auch die Kirche mit sich reißen, so suchte er die Trennung doch durch die gewandte Warnung zu beschleunigen, Staat und Kirche, verkuppelt, müßten in einer Revolution auch gemeinsam zerschellen.

Indessen die Ereignisse des Tages richteten vor seinem spähdenden Blick auch den Nachteil völliger Trennung auf: die Erstarkung der Kirche, und glaubte er 1837 noch durch ihre Sprengung, durch Zersplitterung in freireligiöse Gesellschaften auch die Gefahr zu zerstäuben, so barg er, im Kölner Kirchenstreit der Staatsidee verbündet, sich und seine Besorgnis zusehends eifriger unter den Fittich des Staates — vielleicht nur aus Taktik des Augenblicks. Wenn der Protestant auch die Wucht einer

Organisation nie faßte, die durch die fanatische Flamme metaphysischer Hoffnung gehärtet war, so schien er für eine kurze Stunde dämmernden Gefühls doch ernsthaft von der Trennung zu befürchten, ein »geistlicher Staat im Staate mit Exkommunikationsformeln und zu lösenden Abendmahlszetteln« möchte sich schließen, und ihn schauderte schon genugsam in den Beängstigungen des weltlichen Staates, in seinen Steuern und Rekrutierungen. — — —

In der Haltung zu den Jesuiten befreite sich Gutzkow nicht von der unklugen Vorsicht des Liberalismus, die vom Gegner nur als Schwäche gedeutet werden konnte, die durch ihre Verletzung der Gerechtigkeit nur die Agitationen schürte. Denselben Journalisten, der gegen die Restauration drohte, daß die Ideen sich durch eiserne Wände fräßen, graute es hier in einer »Furcht, die ihren Ursprung in einer unerklärlichen Idiosynkrasie hat«, und er konnte sein Gewissen, seinen Verstand in einem Satz wie folgt beruhigen: »Ob die Verfolgung der Jesuiten gerecht oder ungerecht ist, sie werden einmal gefürchtet.« Der Vorkämpfer für Freiheit im geistigen Kampfe mutete es der »Gesellschaft Jesu« zu, bei Widerstand einer Minderheit ihren Missionaren um des lieben Friedens willen den Zutritt in eine Stadt zu wehren. Er scheute sich nicht, das viel abgegriffene Schlagwort vom heiligen Zweck noch weiter abzuschauern; 1872 grub er, unzufrieden mit der Jesuitendebatte, Pascals »Provinzialbriefe« zum Unterricht für »unsere großen Staatsmänner im Reichstag« aus, und der fleißige Leser Rankes stellte das seltsame Kausalgesetz auf: »Ebenso sind die Jesuiten nur deshalb in die Welt gekommen, um von den Jansenisten angegriffen zu werden. Das ist gut gewesen für die Aufklärung.«

4. Kapitel.

Die Mittel zu den innerstaatlichen Zielen.

Revolution.

»Glauben Sie denn, daß sich irgend etwas Positives für Deutschlands Politik tun läßt? Ich glaube, Sie taugen zu mehr als zu einer Erbse, welche die offene Wunde der deutschen Revolution in der Eiterung hält. Treiben Sie wie ich den Schmuggelhandel der Freiheit: Wein verhüllt in Novellenstroh, nicht in seinem natürlichen Gewande: ich glaube, man nützt so mehr, als wenn man blind in Gewehre läuft, die keineswegs blind geladen sind.« So suchte 1835 ein Brief des verständigen Gutzkow

den Feuerkopf Georg Büchner zu säntigen, und 1850 bekannte er an seinen Schwager als seine innerste Natur: »Ging' es nach meinem Ziele, so hätt' ich mich schon längst in irgendeinen Schloßhof gestellt und auf eigne Hand Revolutionen gemacht. Was wäre das aber? Wer seine Kräfte falsch placiert, begeht ein Unrecht. Barrikaden bauen, Volkssprecher sein, schreiben, alles soll die Anwendung einer Mission sein. Ich weiß recht gut, daß man sagen kann: Ja, wenn jeder so reden wollte... wohl! ich kann aber nicht anders!« Leise mag man unter den Worten hören, wie der Dichter seinem zersetzenden Verstande zürnt, der ein frisches, wagendes Gefühl sofort erkältete.

Die Nerven des frühe nur geistig Arbeitenden, des sich aufreibenden Journalisten waren zu dünn und zerrissen geworden, um die Verbrechen im Gefolge einer Revolution zu ertragen. Konnte er noch 1835 in kecker Drohung prahlen: »Unsere Jugend studiert die Revolution, weil sie die Freiheit liebt und doch die Fehler vermeiden möchte, welche man in ihrem Dienste begehen kann«, so wünschte er ein Jahr später (in der Buchausgabe) die »Verbrechen«, nicht die »Fehler« zu vermeiden, und der Ersatz dieses einen Wortes erhellt die Entwicklung und sein neues Gefühlsleben.

In diesem Jahre hatte die Wallykatastrophe seine Selbstbesinnung und Wandlung beschleunigt, und sein neuer Glaube an den moralischen Zweck der Geschichte durfte die politischen Probleme nur friedlich lösen. Sein rastloser Verstand reichte ihm Beobachtungen, seine Wünsche zu stützen: Die Geschichte wartet vor dem Ende jeder Revolution: der Militärdiktatur oder Monarchie, und die wirtschaftliche Not der Gegenwart zieht nicht von Tumulten, doch von politischen Revolutionen ab. Abgesehen von der Frage, ob die wirtschaftliche Einschätzung der Zeit nicht irrig war, irrte er als Idealist, der, den Knoten zwischen Staat und Wirtschaft nur dunkel fühlend, dem Hunger sein demokratisches Banner nicht anvertrauen wollte.

Auch sein späterer Glaube an eine Entwicklung schreckte vor Umsturz zurück, begnügte sich mit friedlichem Aufbau, und schon 1838 war er von dem »Trägheitsgesetz« der Geschichte so durchdrungen, daß er den Traum an »eine plötzliche, idealische Umgestaltung« nur »einem einzigen schönen Frühlingsabend in schwärmerischer Jugendzeit« gönnen mochte. »Was die Geschichte Neues und Überraschendes bringt, das ist wie ein plötzlicher Regen im Sommer, wo alle Hausfrauen eilen das Wasser einzufangen. Die Menschheit fällt darauf immer wieder in die alte Lage zurück und wartet mit Muße ab, daß sich allmählich das in der Aufregung schnell Eroberte befestige und mit dem

Vorhandenen verschmelze.« Und spöttisch wollte er die brüllenden Stürmer von Wachthäusern der »Haut eines Löwen« entkleiden.

Denn schon früh hatte der Realismus des Politikers verzichtet, »Zwing-Berlin« zu überrumpeln, und schon Gutzkow, der »Narr«, schüttelte wehmütig zur Revolutionierung Deutschlands den Kopf: Die hauptstädtischen »Garnisonen von 10 bis 50000 Mann« hatten ja nicht mit Papier geladen. 1838 riet Blasedow in einem Poloniusbrief seinen vier Söhnen: »Bieten sich euch Konspirationen, so fragt erst, ob schon die Armee gewonnen sei. Sagt man: »Nein, erst einige Rekruten«; dann erwidert: »Wir warten lieber noch eine Weile!« Drängt euch die Freisinnigkeit und die Lust nach politischen Märtyrerkronen, so bedenkt, es gibt der gesetzlichen Anknüpfungen genug, um sich das Leben sauer zu machen.« Noch 1875 stempelte rückschauend Gutzkow »bewaffnete Revolution« zur Narrheit »einem Heerwesen gegenüber, das in Deutschland durch dreißig Souveräne mit dem Schweiß des Volkes genährt und gepflegt wurde«.

Wenn Gutzkows verfeinerter Instinkt, sein Verstand vor dem Blut einer Revolution zurückbebt, so täuschte sich sein geheimes Grauen auch über ihren möglichen Eintritt in der Zukunft. In dem französischen Juliergebnis unzufrieden die Republik missend, und deshalb in nüchterner Kritik, nicht in fliegender Begeisterung, hatte Börne prophezeit: »Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat... und man den Franzosen nicht freiwillig gibt, um das sie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nötig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.« Auch Gutzkow erkannte den Sieg der französischen Julitage verstümmelt, »Berichtigung notwendig«. Doch er wollte durch die neue Revolution die Monarchie nicht stürzen, und wenn er mit spielerischer Gebärde das Ohr nach einem dumpfen Rollen hielt, so gedachte der Journalist nur zu entsetzen und die Staatsweisen zu friedlichem Fortschritt zu treiben. Und so wurde der »Doktrinär« und Dramaturg Gutzkow 1848 von der Revolution überrascht, »wie von einem Blitz aus heiterm Himmel«¹⁾.

Dichtung und Presse.

»Die junge deutsche Literatur oder das jetzige junge Deutschland hat nie um Volksgunst gebuhlt, ihm gilt die geistige Revolution, die aber wiederum die materielle (politische) nicht ausschließt. Diese junge Literatur sucht ihr Publikum, ihre Freunde,

¹⁾ Auch seine Beobachtung von 1842 dürfte mehr Witz als Warnung sein: »Sie pflastern Paris mit Holz, um der Revolution den Baustoff zu entziehen. Aus Holzblöcken lassen sich keine Barrikaden mehr

Anhänger, Helfershelfer im Kreise der Gebildeten.« Wenn so ein Geheimbericht vom 15. November 1835 die Jungdeutschen kennzeichnete, so beleuchtet ein Konsularbericht aus dem Jahre 1832 den Boden, auf dem eine solche Richtung emporsprossen konnte: Der deutsche Buchhandel nähre sich nur noch von Zeitschriften und Flugblättern politischen Inhalts, und man müsse ein wildes Rennen von Frechheit und Demagogenkünsten in der politischen Arena gewärtigen.

Doch die tiefsten Wurzeln dieser politisierenden Literatur hafteten schon im Klassizismus und der historischen Romantik. Die in weiten Kreisen verletzende Teilnahmslosigkeit Goethes in den Freiheitskriegen, gegenüber der Politik des Tages hatte eine wilde Gegenströmung entfesselt, in der ein Wolfgang Menzel und Ludwig Börne nicht müde wurden, dem großen Dichterfürsten in Weimar jegliches Talent abzuerkennen und gegen die Ideale des Klassizismus zum Angriff zu blasen. Und wenn die historischen Romantiker aus Gram um Deutschlands Knechtung in ein mittelalterliches Traumleben geflohen waren, so mochten die handfesten Sieger der Freiheitskriege über die Literatur einer vergangenen, besiegten Epoche spötteln.

Die literarischen Stimmungen erfuhren noch den Druck der politischen Reaktion, und wie der Gegendruck auch den Gedanken des Liberalismus gefestigt, ihm ein Ziel gestellt hatte, so trieb der Eingriff der legitimen Angst in die Literatur bald zu Maßnahmen des Schutzes, des Angriffs: Die Verfolgung erzeugte den namenlosen Artikel der Presse, schleuderte das Flugblatt aus dem Dunkel, und die Zensur reizte zur Tendenz. Die letzten Monarchen des aufgeklärten Absolutismus gingen zu Grabe, mit ihnen der gönnerhafte Geist des genußfrohen Rokoko, das die höchsten und niedrigsten Freuden in seinen Dienst zwang. Man sicherte seine Krone, an der Revolutionen und Bonaparte gerüttelt hatten, und in der neuen Sorge verlor man die Muße, sich an Kunst zu ergötzen. Aus den Schützlingen des souveränen Fürstentums wurden die Diener und Führer des souveränen Volkes, aus träumenden Idealisten wurden berechnende Männer der Presse, über der abgeblühten, lauterer Schönheit von Drama und Lyrik wucherte Kritik, stach die Tendenz.

Denn manche wilde Lebenskraft fühlte sich vom hohen Staatsamt ausgesperrt, auf die Zeitungen geworfen; das zurückgesetzte Judentum tobte seine Enttäuschung in der Presse aus, erbauen. Lieber mögen die, die nicht hören können, überfahren werden, wenn sie auf dem Holzpflaster das Rollen der Wagen nicht vernehmen, als daß die, die nicht sehen wollen, ewig in Gefahr sind, ihre Würden zu verlieren.«

und der Dolchstoß tückischer Worte, eines zweideutigen Satzes kitzelte schon weite Schichten des Volkes, die zum politischen Eigenleben heranstreben. Nicht grundlos ängstigte sich Metternich scheltend um diese »gottlose Sekte« und mit besonderer Liebe um ihren Häuptling, um Gutzkow, der zwischen »Juristerei« und »leerem Zeitungsgerede« seinen eigenen vorgezeichneten Weg in der Presse ging: »mit dem Aufwand einer neuen, in die Erkenntnis der Zeit tiefer eingehenden Intelligenz«.

»Die kleinen Umstände werden uns helfen. Die dreisten Plänkeleien, die Rücksichtslosigkeiten der Presse, die Huldigungen, die man einzelnen Freunden des Volks darzubringen nicht aufhören wird, müssen die Gegenmacht ermüden; sie wird unter Zischen und Pochen von der Bühne treten.« So hatten die »Narrenbriefe« Inhalt und Hoffnung der Erstlingswerke Gutzkows geschildert und die Schulung Börnes verraten, der von Schiller und Goethe sprach, »denkend dabei an Montesquieu und Metternich«. Zwar hatten die dem Tageslärm abgekehrten Theorien des Klassizismus auf das ganze Zeitalter so stark gefärbt, daß weder Börne noch Heine rückhaltlos Dichtkunst und Politik vermengen wollten, Börne in der Epoche des Liberalismus für Verse kein Obdach wußte, Heine zuweilen reinliche Scheidung wünschte, doch beide waren zu berechnende Politiker, um auf die prickelnden Reize des Stiles verzichten zu wollen, Heine zu sehr Künstler, um der Schönheit der Form jemals entraten zu können. Und ihre Jünger lernten aus ihrer Praxis, nicht aus den unbefolgten Theorien.

Wenn der vorsichtige Mundt in der Kunst die kämpfenden »geistigen Zeitelemente« berücksichtigt wollte, so liegt der Sinn der Forderung darin, daß Mundt sie für nötig erachtete, daß es ihm nicht um die naturgemäß in jedem Dichtwerk sich einstellende Spiegelung der Zeitideen zu tun war. Der um Ärgernis wenig bekümmerte Wienbarg mag es erläutern: »Die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr«; »die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen... auch im Dienst des Vaterlandes, und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete«. Ähnlich wie noch 1840 Gutzkow — sich selbst entschuldigend? — ein dramatisches Talent nur in politischer Freiheit gedeihen sah, leugnete Wienbarg die Möglichkeit, in einer unfreien Staatsform die Menschheit ästhetisch zu erziehen, und in dieser Theorie mochte mit feinem Tastsinn ein Geheimbericht von 1836 den starken Hebel Wienbargs fühlen, wenn der Verfasser der »Ästhetischen Feldzüge« »politisch gefährlicher« als Gutzkow eingeschätzt wurde.

Zwar hatte auch der reifere Gutzkow 1836 und sein ferneres Leben hindurch nie »rein literarische Zwecke bei seinem Streben vor Augen«, doch stellte er sich niemals so herb wie Wienbarg in Widerspruch mit dem Klassizismus, mit Schiller, für den die politische Freiheit durch die sittlich-künstlerische Erziehung des Menschen vorgebildet werden mußte. Vielmehr — wie schon Paul Pfizer im »Briefwechsel zweier Deutschen« für den Mangel der Einheit Deutschlands weniger die Fürsten, als »die noch fehlende, rechte Volksgesinnung« haftbar gemacht hatte, so glaubte Gutzkow späterhin, wohl nach der eindringlicheren Lektüre Goethes¹⁾, nach der Selbstbesinnung im Gefängnis, nicht mehr, durch einige tändelnde Schläge auf den Amboß die Freiheit entzünden zu können, sondern er mühte sich ab, die spröde Masse erst zu schmelzen, die breiten Schichten des Volkes aufzuklären, zur Freiheit zu erziehen²⁾. Wenn er allerdings 1836/37 in seiner »Philosophie der Tat und des Ereignisses«, in seinen »Zeitgenossen« die Literatur dem Selbstzweck zusteuern, in die Bahnen der »Antike und der Romantik« zurücklenken ließ, seine künftigen Werke feierlich von Politik gesäubert versprach, so mag seine Verheißung durch die Tatsache gewogen werden, daß er einen solchen Artikel nach Berlin sandte, um als Redakteur einer Zeitschrift in der preußischen Hauptstadt genehmigt zu werden.

Doch seit jenen Jahren schied Gutzkow zusehends strenger zwischen den Formen seiner Äußerung, zwischen Dichtkunst und Presse. Auch aus Drama und Roman schwand die Tendenz zwar nicht, aber sie wurde geadelt durch die höhere Warte seines Urteils. Wenn er 1861 als Tendenz seiner Zeit die »Befreiung der Natur vom überlieferten Zwang« verteidigte, sie den Tendenzen früherer Zeiten, zu »Nationalität, Glaube, Gesittung, Bildung« gesellte, ist theoretisch nichts einzuwenden, und selten schuf er selbst noch Werke, die er an andern mit der liebevollen Kritik bedachte, »daß, wenn die Sache der Poesie nichts an ihnen gewinnt, doch die Sache der Freiheit nichts an ihnen verliert«. Ausdrücklich erklärte er die Tendenz feind der historischen Muse,

¹⁾ Schon etwa am 6. Januar 1835 hatte Gutzkow an den Buchhändler Liesching geschrieben: »Die Literatur zum politischen und historischen Raisonement machen, ist die Konsequenz einer Ansicht derselben, welche ich nur halb teile. Kann die Literatur nicht handeln, dann soll [sie], um doch etwas Positives zu schaffen, die Fragen der Kunst aufnehmen und sie mit der Zeit versöhnen.«

²⁾ Vgl. auch seine spätere Würdigung Schillers als eines Arbeiters »an der für Deutschland zuvor zu vollziehenden Revolution der Selbsterziehung«.

zog es später vor, das »Junge Deutschland« in die politische, weniger in die literarische Chronik zu reihen. Doch niemals gelang Gutzkow die absichtslose Ausstrahlung der Zeitideen in lauterer Reinheit, wie sie der junge Hebbel unter den Augen des jung-deutschen Meisters im »Telegraphen« gefordert hatte¹⁾, und »dem Geier gleich« schwebte nie das Lied eines Mannes, für den die Dichter nur »einsame Botenläufer« waren, »die des Morgens in der Winterfrühe, wenn kaum noch die Hähne gekräht haben, schon auf den des Nachts vom Schnee verschütteten Wegen die ersten Fußtapfen eindrücken müssen«.

Wenn Gutzkow seit 1836 das Feld seines Freiheitskampfes mehr in die Presse verlegte, so verschmähte er das Versteckspiel unter den Hüllen der Dichtkunst, wie er noch 1835 die religiösen Tendenzen seiner »Wally« nur nach ästhetischen Gesetzen gerichtet verlangte. Die Neigung, auch in der Presse je nach Gefahr über dem gleichen Grundsatz das Gewand zu wechseln, mochte einem Manne zugewachsen sein, dessen Charakter trotz die monatelange Haft geknickt hatte, mochte jedoch auch der politischen Klugheit eines biegsamen Journalisten angehören, dem ein Streik der Presse auf Maßnahmen der Zensur hin nutzlos, schädlich dünkte — eine jener Fragen, die für Schrift und Tun der Oppositionsparteien noch oft sich stellen sollten und je nach Lage verschieden gelöst wurden.

Die Zensur.

Gutzkow hatte die Zensur in ihrer spitzesten Form erfahren: im lebensvernichtenden Verbot seiner künftigen Schriften, und die glimpfliche Handhabung des Bundestagsbeschlusses dankte er der Zersplitterung Deutschlands, nicht Zensoren wie Tzschoppe. Buntscheckig, wie Auslegung und Vollzug der Karlsbader Beschlüsse, war auch die Gefährlichkeit der Zensurierten. Die zerrissenden Witze Heines, die Keckheiten des jungen Gutzkow und Wienbargs brütende Revolutionsstimmung spannte man mit dem flügelahmen Freimut eines Theodor Mundt zusammen. Und da man die geringste Regung niederzutreten suchte, weithin verletzte, so wühlte der Kampf gegen die Zensur auf breiter Front, bald offener, bald in heimlicher Verbissenheit, in allen Schattierungen der Forderung. Oft mochte es scheinen, als sei mit dem Sieg in diesem Kampf jeder Zweck des Liberalismus erfüllt, doch aus diesem vorlaut sich aufdrängenden Zank um die Zensur darf man nicht auf einen sich abspielenden Hauptkampf schließen, darf man nur

¹⁾ Zu Unrecht ist deshalb Hebbels frühe Auffassung später von Gutzkow in seiner Streitschrift »Dionysius Longinus« (Stuttgart 1878) gezeugnet worden (S. 55).

hören, daß die Schriftsteller von der Zensur auch die Verkümmernng ihres täglichen Brots besorgen mußten, darf man höchstens die sich schmeichelnde Hoffnung des Liberalismus hören, die freie Presse werde auch politische Freiheit, politische Macht wie eine reife Frucht herabschütteln.

Karl Gutzkows Stellung zur Zensur dunkelt sich in der Verstörung seiner Gefängnishaft. Einige Jahre zuvor, als der jugendliche Redakteur des »Forums der Journal-Literatur« sich gegen die Überzeugung gefeit erklärte, als brauche »ein wohlgegründeter Staat außer stehenden Heeren auch stehende Gedanken«, hatte der grämliche Zensor die halb klaffende, halb bissige Philippika gegen »Preßzwang«¹⁾ den erregbaren einigen Dutzend Lesern vorenthalten. Gewitzigt, faßte Gutzkow in den nächsten Jahren das heikle Thema kaum mehr an, in Glaube und Wunsch schwerlich gewandelt. Noch in seiner geschichtsphilosophischen Schrift schien er in einer freien Presse einen brauchbaren Regler des Staatslebens zu finden. Doch schon in den »Zeitgenossen«, dann in seinen folgenden Aufsätzen sagte er der unbedingten Preßfreiheit ab, und aus seinen widerspruchreichen Sätzen entziffert sich schwer, wann eigene Überzeugung, wann die Zensur seine Auslassungen über Zensur diktierte.

Es waren zugleich die Jahre, in denen sich dem jugendlichen Anarchisten die Forderungen der Gesellschaft erschlossen, teils gewaltsam aufgedrängt wurden, und 1837 schien er sich bereits so entsagend in den Dienst der Gesamtheit gestellt zu haben, daß er die zügellose englische Presse verurteilte und den paradoxen Satz drechselte: Die Preßfreiheit »ist für jeden einzelnen immer ein großes Glück und für die Gesamtheit nicht selten ein großes Unglück«. Schließlich vernachlässigte er das englische Grundrecht auf freie Äußerung, dieses »große Glück für den einzelnen«, so völlig, daß er kurz, doch darum nicht klarer forderte: »Die Zensur sei das Gesetz, die Preßfreiheit die Form der Ausführung dieses Gesetzes.«²⁾ Ohne Aufsicht des Staates, unabhängig, löste für ihn die Presse »alle gesellschaftliche und politische Ordnung« auf. Doch solche Ansichten beschloß eine eigene Zensurordnung, die er mit der Umkehrung seiner erst geäußerten Ansicht eröffnete: »Preßfreiheit ist der Normalzustand der Litera-

¹⁾ Der Aufsatz wurde von H. H. Houben im »Bibliographischen Repetitorium«, III, Zeitschriften des Jungen Deutschlands, I. Teil, Berlin 1906, S. 115 bis 122, zum ersten Male gedruckt.

²⁾ Diese Fassung des Gedankens, nicht der Gedanke wurde erst in die Neuauflage der »Zeitgenossen« um 1845 eingefügt. Daß ich richtig deutete, ergibt sich auch aus der ähnlichen Wortfassung eines Aufsatzes vom gleichen Jahre 1837.

tur; Zensur ist eine Ausnahme.« Sei es, daß die schnelle Arbeit des vergeßlichen Journalisten es verschuldete, sei es, daß er in dem Problem zwischen Einzelmensch und Gesellschaft innerlich noch hin- und widergerissen wurde, oder daß Ängstlichkeit seine Wünsche absichtlich vor dem Zensor trübte — Gutzkows Gedanke liegt so undeutlich, wie unter der Brechung schwankender Wellen.

Vielleicht eine Folge der unter Friedrich Wilhelm IV. gelockerten Zensur — jedenfalls wird erst in den vierziger Jahren Gutzkows Haltung zur Preßfreiheit entschiedener, verankert sich in seinem Wesen. Literarische Angriffe auf seine Person, sogar seitens Theodor Mundts, trieben den sich schwächer fühlenden Journalisten hinter die Schanze der Zensur. Auch die Abkehr von gesellschaftlicher Fessellosigkeit mochte jetzt zeitweilig bis zu der Erkenntnis gehen, daß sein eigenes Ich nicht sich selbst, nur einer großen Idee zu dienen habe, und seine verletzte Eigenliebe wie sein steigendes Bedürfnis zum Zusammenschluß, zu einer Partei klagte voll Bitternis, »daß Preßfreiheit allein, ohne ein großes, freies, staatliches Leben ein Messer sei, bei dessen Gebrauch sich der Eigner nur selbst verwunden würde«, daß ohne Verfassung und Zensur »sich die immer vogelfreien Personen, die Künstler und Schriftsteller, wie die Gladiatoren im alten Rom zum Vergnügen der zuschauenden Menge« niedermetzeln würden. Erstaunt mag man sich fragen, ob der Kämpfer für Freiheit die Pflicht zur politischen Erziehung nicht mehr der Literatur, der Presse auferlegen wollte, erstaunt mag man eine Verwirrung der Begriffe spüren, wenn er sich eine Preßfreiheit auch ohne mögliches freies Urteil über die ersehnten Staatsideale vorzustellen schien. Die häufiger stichelnden literarischen Fehden, das Gefühl seiner schwindenden geistigen Macht mag die Wirrung in dem scharfsinnigen Kopfe verschuldet haben, und deutlich erhellt sein Zwiespalt sich selbst und seine künftige Entwicklung, wenn er jenen paradoxen Satz der »Zeitgenossen« in der Neuausgabe von 1845 nicht minder paradox umkehrte: »Es ist eigen mit der Preßfreiheit; sie ist für jeden einzelnen zuweilen ein großes Unglück und doch für die Gesamtheit ein großes Glück.«

Und schon in jenen Jahren der verbitterten Zuflucht zur Zensur tauchen häufig, wenn auch flüchtig, andere Belege auf, daß Gutzkow in seinem tiefsten Wesen am Recht der freien Meinung festgehalten hatte und sie nicht für unversöhnbar mit dem neu errungenen Begriff einer staatlichen Notwendigkeit hielt. Mochte 1838 im Kölner Kirchenstreit der gewandte Taktiker nur die Verlegenheit der preußischen Regierung nutzen, Preßfreiheit zu fordern, um »die Äußerungen der Regierung zu ergänzen und zu erläutern«, mochte ein tantiemenbesorgter Theaterdichter

die Zensurbehörde epigrammatisch beruhigen, bei einer freien Bühne tobe das Volk den juckenden Lärmreiz im Theater aus, so wies er 1840 ernsthaft die preußische Regierung auf die Gefahr, wenn Berliner Schriftsteller bei der Erschwerung, neue Zeitschriften zu gründen, sich nach Leipzig oder sonsthin verdingten und in »auswärtigen« Blättern ihre gehässigen Berichte ausstellten. Und der streitbare Journalist, der die Vogelstraußpolitik der Restauration nicht höhnisch genug verwarnen konnte, lief in gewohnten Gedankengängen, wenn er aus dem Verbot der Schriften eines Weitling und Genossen nur »Märtyrer und Propheten«, nicht widerlegbare Schriftsteller erstehen sah.

Zu eindeutiger Klarheit bekannte sich Gutzkow erst wenige Jahre später: 1851 verkündigte er, im Einklang mit dem Programm des Liberalismus, das Grundrecht des freien Worts, und 1852 heischte er das »Selfgovernment« des Geistes.

Wenn sich Gutzkow auch in den verschiedenen Jahren zur Preßfreiheit im Grundsatz verschieden stellte, so rastete er nie, durch Vorschläge die ihn am tiefsten schneidende Waffe der Restauration stumpfen zu wollen — gezwungen von demselben Lebensinteresse, das auch den internationalen Buchnachdruck rügte und sich pathetisch über solche »Zeiten des Faustrechts« entrüstete. Im Gegensatz zu seinen oft hochfliegenden, idealen Wünschen vertiefte er sich, die Zensur zu schwächen, liebevoll in Einzelheiten. Bald empfahl er als bequemes Strafmittel die zwangsweise Wandlung einer täglichen oder wöchentlichen Zeitung in eine Vierteljahresschrift, bald erklärte er sich durch eine wohlfeile, schnelle Zensur bei Tag und Nacht befriedigt. Verständnisinnig erörterte er diesen selben Vorzug der Raschheit, sofern die zweite Zensurinstanz durch eine Einzelperson und erst die dritte mit einem Kollegium besetzt sei, und von den Zensoren, die sich nicht nur für eines Gutzkow Hohn und Witz als Scheibe bieten mußten¹⁾, forderte er vielseitige Bildung und persönlichen Takt. Ihre Beförderung durfte sich nicht mit der Sparsamkeit an »roten und blauen Federstrichen« schmälern, ihre Laufbahn in Justiz und Verwaltung mußte ihnen geöffnet bleiben, und nur mit dem Vorschlag der Selbstzensur war Gutzkows durchsichtiger Wunsch zu übertrumpfen: »Zensoren müssen einsichtsvolle Beamte sein, ohne Vorurteile, heitere, lebensfrohe Menschen, die keine unruhigen Träume haben....«

Die kurzfristige Vergönnung der freien Karikatur unter Friedrich Wilhelm IV. quittierte Gutzkow, selten zur Kurzweil

¹⁾ Einige mehr oder minder geglückte Epigramme Gutzkows auf diese dankbaren Objekte der vormärzlichen Satire in Ausgabe B, I, S. 318/19 (Telegraph 1841, Nr. 119, S. 474/75).

gestimmt und zu jener Zeit in literarischer Zänkerei besonders verärgert, mit einem Epigramm: »Freiheit der Karikatur ist Karikatur nur der Freiheit...«, und in seinem erwachenden Partei-sinn damals befürchtend, der Liberalismus möchte sich selbst zerfleischen, wollte er die »Freiheit des Zerrbilds« nur mit der Freiheit der Presse und diese wieder mit der Freiheit der Staatsform unterbauen. Zu ungelenk, das sich plötzlich bietende Mittel zu benutzen, erkannte er nicht, was der Absolutismus schon nach geringer Frist durch den Zurückzug der Erlaubnis erkannte, daß die freie Karikatur eine Waffe für, nicht gegen die sich fester schließende Partei des Liberalismus war: die Waffe der Propaganda.

Ansätze zur Parteibildung.

Schon 1831 wollte Ernst Münch in den deutschen Fortschrittsbestrebungen zwei große Parteien erkennen: eine national-germanisch-liberale mit der Aufschrift: »Ohne Vaterland keine Freiheit« und eine französisch-liberale Partei mit dem Aushängeschild: »Ohne Freiheit kein Vaterland«, ja, er wollte die letzte Partei schon in drei Gruppen splintern: eine »demokratische«, eine »konstitutionell-monarchische« und eine »unionistische« mit klerikal-süddeutscher Neigung. Dagegen entrollte sich Gutzkow, den nach Jugendart weniger die Sache als die Person anzog oder abstieß, die Parteilage Deutschlands im Jahre 1835 wie folgt: »Rechts die Doktrinärs mit ihren teils servilen, teils liberalen, mit ihren professorischen, genialen, leichten, schwerfälligen, besoldeten und uneigennütigen Bestandteilen«, einem Steffens, Görres, Jarcke, Varnhagen. »Zur Linken der Tiersparti mit seiner konstitutionellen Einseitigkeit, seinen Protestationen, seiner parlamentarischen Förmlichkeit, der Tiersparti mit seinen Advokaten- und Nationalvorurteilen, der Tiersparti mit seiner Verachtung Goethes, seinen ungerechten Maßstäben und bürgerlicher Selbstgenügsamkeit.« Gutzkow gefiel es, in diese verworrene Ideenmischung einen Rotteck und Menzel hineinzustellen. Das Junge Deutschland und somit sich selbst verglich seine Bescheidenheit mit der »Partei der tabula rasa, der blassen, finstern Partei des National«.

Wenige Monate vor der Wallywendung wurden diese anmutigen Farbenstudien entworfen, und wenn auch überall ihre Absicht durchschimmert, die Berechtigung des »Phönix« und ihres Mitredakteurs Gutzkow zu erweisen, seine idealen Ziele gegen die irdischen Pläne eines Menzel abzustecken, sie mit Strahlenkränzen zu beleuchten, den Leser zu verblüffen, Abonnenten zu fangen, so mag doch Gutzkows Einteilung ernsthaft

genug sein, um im Zusammenhalt mit Münchs Sätzen zu erweisen, wie willkürlich und mit welch zahllosen Möglichkeiten im vormärzlichen Deutschland die sich kreuzenden Richtungen zu entwirren und aufzureihen waren. Zur Parteibildung fehlten zwei Momente: die großen realen Probleme, die einten oder schieden, und das Gefühl für Unterordnung.

Wohl hatten sich bei den Arbeiten der süddeutschen Kammern Gemeinsamkeiten gefunden, Widersinniges sich gelöst, doch der Kreis der Geschäfte war zu eng gezogen, und beim kürzesten Seitensprunge stieß man sich am Bundestage wund. Die fortschrittliche Strömung des nördlichen Deutschlands berührte sich noch kaum mit den praktischen Problemen, für deren Verfolgung sich im Süden die Parteien zu scheiden begannen. Erst den hohen Zielen der Paulskirche war es vorbehalten, die verfließenden Stimmungen Deutschlands zu sammeln und zu sondern.

Doch bevor die Geschichte die klärenden Fragen zur Debatte stellen konnte, mußte in den menschlichen Trägern der Ideen ein seelischer Prozeß vollzogen, der Wille zur Partei gereift sein. Während sich die Männer von 1789 in Blut verschweißten oder bekämpften, wandelten sich in Deutschland ihre Gedanken in derselben Entwicklung, doch friedlich und in langen Jahren ab. Wie hier fast jeder Gläubige des Liberalismus sich einzeln vom Traum der Anarchie ernüchtern mußte, so vollendete sich in den einzelnen Jahrzehnten des beginnenden Jahrhunderts immer sichtbarer auch ein bewußter, oft nur unbewußter Verzicht auf das persönliche Ideal, vollendete sich die Neigung zur Partei. Das äußere Moment, das fühlbar lehrte, Sonderwünsche vor dem Wesentlichen der ganzen großen Idee zurückzustellen, war der Druck der Restauration. Nur durch Zusammenschluß, durch gegenseitige Anpassung konnte man hoffen, sich zu behaupten.

In seltener Klarheit spiegelt Gutzkow den Zwiespalt jener Epoche: die Ängstlichkeit, auch die Kanten seiner Persönlichkeit sich zu erhalten, und das von selbst emportreibende, bald von außen aufgezwungene Bedürfnis zur Partei. Schon für den betrachtenden jungen Gutzkow trugen im württembergischen Landtag »die besondern Bildungsgänge der einzelnen den Sieg über die Uniformität« davon, und als 1840 der machtstolze Journalist auch Heine zu meistern suchte, bedauerte er doch flüchtig, das eigene Lager zu spalten. Den Jungdeutschen, den trotz persönlichen Widerwillens der Beschluß des Bundestags 1835 mit den Genossen seiner Gesinnung auch äußerlich verkettet hatte, konnte es drei Jahre später herzlicher freuen, als derselbe Zwang von außen, die Vertreibung der Göttinger Professoren, in der Opposition den Rückhalt steifte, ihr die »Formen des Gesetzes«

lich, und 1843 widmete er einen kürzeren Aufruf dem Problem, Partei und Persönlichkeit auszugleichen.

Doch wenn er sich für den namenlosen Artikel der Presse einsetzte, später das Verhängnis des vielköpfigen, besser wissenden Dünkels malte, der Eigensucht nie laut genug die Selbstbehauptung im Selbstverzicht predigen konnte, so fühlte er selbst sich noch zu sehr Erzieher und Künstler der Form, als Bahnbrecher des weiten Gedankens, als »Granit«, um sich in das »Kieselgerölle« der Partei zu verlieren. Und noch 1875 bekannte der Schüler des selbstherrlichen deutschen Klassizismus: »Wer die politischen Kämpfe der Jahre 1830—1848 mit durchlebt hat, kann nicht gut ausschließlich auf einem der jetzt vorhandenen politischen Parteistandpunkte stehen.«

Mag man Gutzkows widerstreitende Gefühle als Mangel oder Vorzug seiner Persönlichkeit oder des ganzen Zeitalters empfinden — die Entwicklung schlug zugunsten der nivellierenden Partei aus, und sogar Ansätze zur Diplomatie des Parteilebens zeichneten sich bereits in dem geschmeidigen Journalisten ab. Als er im Kölner Kirchenstreit das Kampfziel mit der preußischen Regierung teilte, schwärzte er munter, fast zu aufdringlich bei seinem loyalen Bundesgenossen die feudale Partei als Partei der Revolution, der Demagogie an, verkehrte gewandt die vergangene Entwicklung in Zufall, die Gunst des Augenblicks zu unerschütterlichem Bündnis, und der Agitator, die sich entfremdenden Kräfte der bisherigen Machträger überschätzend, mochte einige Monate ernsthaft hoffen, der schwankenden Regierung die Stütze des Liberalismus dauernd unterzuschieben. Schon frühe schnitt er auch Einzelfragen des Parteilebens an: Hellsichtig sah er die Propaganda des Liberalismus mißleitet, verstopft, solange vom Absatz abhängende Kapitalisten, noch nicht die Partei die Presse an der Hand behielten, und das Ideal des geräuschlosen Parteigetriebes, das System der zwei Parteien: der Beharrung und des Fortschritts, sehnte mit Gutzkow der ganze Liberalismus aus England nach Deutschland einzuführen.

II. Teil.

Gutzkows Stellung zu Deutschland und den großen Mächten.

Wenn eine neue Idee in der Geschichte aufflammt und zündet, so wird sie fast stets von dem Glauben getragen: Der Mensch ist gut. Und bis eine solche Idee sich an den Bedingungen ihrer Umwelt reibt, sich stößt und verschleißt, lodert ihr Glaube wie ein läuterndes Feuer, wirbt die begeisterte, hellgläubige Jugend, und auch der Nachlebende vermag sich kaum des Taumels zu erwehren, der ihn aus der toten Vergangenheit beschleicht.

Wie die Bedingungen des Lebens den menschenvertrauenden Liberalismus bis zum harten Begriff des inneren Staates erzogen, so lief sein Optimismus im Bereiche der Welt dieselbe Bahn. Aus dem Weltbürgertum der Anarchie und des Naturrechts entwickelte sich der völkereinigende Gedanke des liberalen Kampfes, und erst da man den Irrtum abgestreift, als habe die Staatsform der vergangenen Jahrhunderte sich an die Kultur der Völker nicht geschmiegt, als sei der herrschsüchtige Feudalismus und Absolutismus nicht die Ausprägung des ganzen Völkerlebens gewesen, erst nach dem Verlust dieses Irrtums verschmolz sich der Liberalismus unlösbar mit dem Staat seiner Heimat, verstärkte das Eigenleben und die Selbstbehauptung seines Staates durch den Drang sich auszuwirken. Der Trieb zur freien Persönlichkeit in Ethik und Wirtschaft riß den Staat zum Imperialismus — einer Erscheinungsform in der Geschichte, die der mehr oder minder gezügelten Anarchie im inneren Einzelstaate entspricht.

Das Weltbürgertum der französischen Revolution und ihres Liberalismus verrauchte mit dem Pulverdampf von Valmy und wandelte sich in wenigen Jahren, fast in Monaten in eine Art von Imperialismus, zum mindesten in den Propagandadrang eines ideenstolzen, staatsdurchdrungenen Volkes. In Deutschland floß die Entwicklung friedlich und zäh, und wenn Bismarck

das wirtschaftlich kräftige Eigenleben seines Volkes in den Macht-
drang der Staatenwelt schleuderte, es zu bewahren verstand,
mit Selbstzucht auch den Imperialismus durchwebte, so
stürmte das ihm folgende Geschlecht fessellos auf einer Politik
fort, unter der die schwachen Grundmauern des inneren Staates
zusammenbrachen und die Macht der deutschen Volkspersönlich-
keit zur Tiefe rissen.

Es ist ein tragisches Schicksal in der deutschen Geschichte
des 19. Jahrhunderts, daß der Liberalismus lange Jahrzehnte
brauchte, um sich zum Staatsbegriffe durchzuringen, und dann
von seinem großen Versuche zum inneren Staatsbau noch zu
kraftlos zurückfiel. Als der deutsche Liberalismus nach einem
reichlichen Jahrzehnt wiederum und lebensfähiger in die Ge-
schichte hinaustrat, verzehrte der Kampf um die Einheit, diese
Voraussetzung des kommenden Imperialismus, seine Kräfte,
und nach dem Gewinn dieser Einheit sollte bald, mußte zu bald
die imperialistisch durchsetzte Weltlage seine Triebe übermächtig
nach außen drängen. In dem Maße, wie er die naturrechtliche
Idee des Weltbürgertums verlor und seine freiheitlichen Kräfte,
im Staate geballt, herrisch in die Weltwirtschaft einwarf, verlor
er den Drang zu seinen innerstaatlichen Zielen.

1. Kapitel.

Weltbürgertum und Volksgefühl.

Das Weltbürgertum des Naturrechts.

Am schärfsten verkörpert sich das Weltbürgertum des
Naturrechts in seinen beiden äußersten Zweigen, und da Gutzkows
Bedürfnis nach Freiheit nicht mit dem Kommunismus, doch zeit-
weise mit anarchistischen Gedanken spielte, so rügte der »Narr« es
1832 an seiner »Närrin«: »Da sprichst du von der Liebe zum Vater-
land und vergisest, daß überall die Welt Gottes ist. Bist stolz,
daß dich Berge von einem fremden Volke scheiden, und das Maul-
tier und das Saumroß des Kaufmanns bringen dem Nachbarn
deine Waren und er dir seine Sitten.« »Du nennst den Krieg ewig,
er steht dir höher als der Frieden, weil dir Sehnsucht mehr ist
als Befriedigung.«

Auch als Gutzkow nach seinem Ausflug in die Staaten-
losigkeit sich zum Staate zurückgewendet hatte, bot das Natur-
recht ihm wie seinen liberalen Mitkämpfern noch nicht die geistigen
Mittel, den Begriff des mächtigen Staates zu erfassen. Der
naturrechtliche Optimismus, der im Verhältnis des Einzelmenschen

zum Staate sich ernüchtert hatte, hing sich im Verhältnis der Staaten zueinander noch am alten Ideale fest. Zwar konnte er die großen Menschlichkeiten und Wesensunterschiede der völkischen Persönlichkeiten nicht leugnen, doch er konnte ihnen die schwächere Tönung geben, »daß die Neigungen der Völker immer nur aus momentanen Ursachen entspringen und der Normalzustand derselben eine wechselseitige, mehr liebende als gereizte Toleranz ist« (Gutzkow). Das vielgestaltige Eigenleben der Völker mit seinen großen und Schwächen konnte sich einer Rahel, deren frauenhafter Gesichtskreis sich im Weltbürgertum des deutschen Klassizismus geweitet und verengt hatte, soweit im Blicke verwischen, daß sie »Nationalstolz« »wie Eigenliebe oder andere Eitelkeit« ansah.

Von der Voraussetzung der guten Völker aus konnte das Naturrecht auch nie in das Verständnis machiavellistischer Staatstheorie und -praxis vorschreiten, und an den geheimen Zusammenhang zwischen dem Lebenstrieb eines Volkes und der politischen Gewissenlosigkeit seines »principe« tastete Gutzkow damals nicht, als er achselzuckend den billigen Satz ausgab: Gewisse politische Handlungen »kommen auf einen Eigennutz zurück, den man sonderbarer Weise moralischer Unlauterkeit niemals zu beschuldigen pflegt, wenn er auf das Interesse ganzer Gemeinwesen gerichtet ist«.

Auf einer weiteren Stufe der naturrechtlichen Entwicklung vom »Weltbürgertum zum Nationalstaat« setzte die tiefere Erkenntnis der Staatspersönlichkeit Zweifel an ihre bedingungslose Güte. Man rüttelte nicht mehr an den verschiedenen Gebäuden der Staaten, sie einzuebnen, doch man erstaunte noch, daß sie sich gegenseitig Luft und Licht bestreiten sollten. Man genügte sich an der Forderung eines künftigen ewigen Friedens. Wie das Naturrecht des inneren Staatslebens den Vertrag zwischen Volk und Fürst erst in allmählicher Erkenntnis aus einer phantastischen Vergangenheit zum bloßen Ziele der Zukunft gerückt, eine geschichtliche Entwicklung anerkannt hatte, so war man jetzt nicht mehr überzeugt, zu dem märchenhaften Zustande vor dem Turmbau zu Babel schlankweg zurückwandeln zu können. Doch man fragte, warum sich die Staaten auf ihren hohen Kulturstufen noch erbitterten, und der geistigen Wortführer wurde es für Gutzkow »würdig, diese Erbitterung als ein Unglück für die Entwicklung der Freiheit und Aufklärung darzustellen«.

1836, in seiner geschichtsphilosophischen Streitschrift, war Gutzkow bewußt gegen Hegels kriegerische Begeisterung, die sich auf den Mangel einer richterlichen Macht zwischen souveränen Staaten stützte, angelaufen und dabei getreulich den natur-

rechtlichen Gedanken Kants in seiner Schrift »Zum ewigen Frieden« nachgegangen. Der ewige Friede wurde Gutzkow zu einer Aufgabe, zum Zweck der ganzen Geschichte, bedeutete nicht mehr eine Rückkehr zur Natur, und wenn auch seine Skepsis, Ideen zu lehren, »selbst wenn die Ausführung derselben unwahrscheinlich ist«, seine künftige Richtung ahnen läßt, so entschloß er sich doch noch bündig zu der Forderung: »Ist der ewige Friede keine Tatsache, dann muß er eine Tendenz werden.«

In Deutschland wurde diese weltbürgerliche Neigung des liberalen Naturrechts noch von Strömungen des Klassizismus und der Romantik abgebogen. Selbst dem Freigeist und Demokraten Gutzkow eigneten Ideen, wie sie nur in der von ihm so hitzig befehdeten historischen Romantik und ihren katholisierenden, gegenstaatlichen Verästelungen sich bilden konnten. Ähnlich wie Radowitz den im Gottesreiche dienenden Staaten nur eine »heteronome« Politik zuerkennen konnte, so wollte auch Gutzkow an einer vereinzelter Stelle seiner Schriften die Bürger der Staaten als die gemeinsamen »Erben jener Welt« befrieden. Empfänglicher nahm er die Wirkung der Klassiker in sich auf, und wie diese den Begriff einer eigenen Volkspersönlichkeit schon so tief in sich aufgesogen hatten, daß sie, entfernt von einer Gleichsetzung aller Nationen, sich in Deutschlands überragender kultureller Bedeutung über seine politische Ohnmacht, über die Ohnmacht des Staates Deutschland trösten konnten, so galt es für die Zeitgenossen und Nachlebenden nur einen Schritt zu tun, um sich zum politischen Machtstaat aus einer Ansicht durchzurufen, die eine selbstbewußte Hochschätzung der eigenen Kultur schon in sich trug, wenn auch noch nicht die Erkenntnis der wirtschaftlichen Leistung und Möglichkeit sowie der politischen Mittel, das deutsche Eigenleben unter den fremden Völkern zu behüten.

Wenn aus dem Glauben Gutzkows, Europa bedürfe des Friedens, um die großen Segnungen seiner letzten drei Jahrhunderte zu durchfühlen und zu genießen, zunächst nur die einseitige Überschätzung kultureller und ethischer Werte zu deuten ist, so wird der klassizistische Einschlag in Gutzkow deutlicher spürbar, wenn für ihn im Jahre 1848 das Weltbürgertum des Deutschen nicht nur aus seinem Blick für »fremde Eigentümlichkeiten« zu folgern war, »sondern auch, weil sein Nationalinteresse ihn nicht wie den Engländer zwingt, Egoist zu sein. Unser Volk, so organisiert, wie es sein sollte, könnte allen Völkern an Großmut und Gerechtigkeit voranleuchten und durch die Tat beweisen, warum Weltweise, wie Kant und Herder, Prediger des ewigen Friedens, in Deutschland geboren wurden«.

In denselben Tagen, als Gutzkow sich manchem Schlafwandler der Paulskirche würdig hätte gesellen können, reckte Hebbel, als Künstler nicht minder in den Spuren des Klassizismus, für das einige Deutschland ein anderes Ziel empor, wenn er höhnisch fragte: »Was machte uns denn in ganz Europa verächtlich? Warum erhielten wir den philosophischen Ehrentitel? Doch wohl nur unseres frühreifen Kosmopolitismus wegen, der uns unter lauter Egoisten den Großmütigen spielen, uns oft Degen und Scheide zugleich verschenken ließ. Ich dachte, es wäre einmal Zeit, ihn zu verabschieden; wir brauchen nicht zu besorgen, daß er anderwärts engagiert wird, wir können den Liebling zu jeder Stunde wieder haben.« Auch Hebbel hätte schon jetzt freudig auf Krieg und Blut verzichtet, hätte einem »Völker-Areopag« sich gebeugt, doch würde ohne die Reife der anderen Völker das zuerst in die Menschheit aufgehende Volk sich nicht selbst vernichten?

Wurzelte so der zähe Dithmarsche in den Schollen seiner Heimat und ging gemessen den Weg zur Menschheit nur über sein Volk, vergaß nicht in bezauberndem Selbstbetrug die Tatsachen über seinen Wünschen, so lagen »dem Menschenfreunde« Gutzkow »die Reiche und Staaten auf der bunten Karte der Welt gleichberechtigt: Einer Farbe kann unser Herz gehören, aber darum ist diese eine noch nicht der Regenbogen, darum werden die grünen, roten und gelben Felder noch nicht grau, nicht farblos. Erst der Mensch und dann der Bürger und durch den Bürger für den Menschen wirken!« Und ein schneidendes Streiflicht blitzt über Gutzkows Entwicklung und die Denkweisen seiner durchlebten Epochen, wenn den 1848 geträumten Satz, er kenne nur die Politik eines »geläuterten und durch die Nationalität bestimmten menschlichen Naturzustandes«, der Zeitgenosse Bismarcks 1875 strich.

Man darf es nicht überlesen, man liest daraus Gutzkows Entwicklung, wenn er in den obigen Sätzen die Nation im Verhältnis zur Menschheit nicht mehr ausschalten wollte; doch sein Schwerpunkt ruhte noch auf der Betrachtung der Menschheit, nicht seines Volkes. Im weltbürgerlichen Problem hatte seine naturrechtliche Auffassung noch nicht die Beugung der historischen, mißtrauischen Erkenntnis erfahren, wie sie schon zu Beginn der dreißiger Jahre Schriften deutscher Liberaler aufwiesen.

So hatte in herben Strichen Paul Pfizer das Problem: Menschheit und Volk umrissen: »Die Behauptung, es sei die Bestimmung des Deutschen, nicht etwa vor allen Dingen Deutscher, sondern Weltbürger zu sein, ist ungefähr ebenso vernünftig als die Forderung, der bildende Künstler solle bei seinen Schöpfungen von

jedem Unterschiede des Geschlechts, des Alters und der Charaktere abstrahieren, um bloß die reine Menschheit darzustellen«, und »Eine Nation, die ihre Persönlichkeit nirgends zu behaupten und geltend zu machen weiß, kann auch keinen kosmopolitischen oder universalhistorischen Zweck erfüllen«. Eine mittlere Linie zwischen Gutzkows kühlen Menschheitsträumen und Pfizers warmblütigem Vorrang des Volkes zog Wienbarg auf Herders Geleisen in seinen »Ästhetischen Feldzügen«, freilich sich auf die Kunst begrenzend: Als Sohn seines Volkes steht der einzelne »zwischen ihm und der Menschheit und empfängt die Aufgabe, seine Individualität geltend zu machen, ohne weder dem rein Menschlichen noch dem Volkstümlichen den gerechten und notwendigen Tribut zu versagen«.

Das Weltbürgertum des liberalen Kampfes.

Mit schwindendem Optimismus, mit wachsendem Verständnis für äußere staatliche Aufgaben hätten die liberalen Anhänger des Naturrechts auch sein Weltbürgertum verlieren müssen, doch für kurze Jahrzehnte wurde der weltbürgerliche Gedanke durch das Weltbürgertum des liberalen Kampfes wieder erfrischt. Schwang in dem liberalen Naturrecht zunächst der Glaube, Freiheit dem Volke wie der Menschheit zu bringen, so wurde seine weltbürgerliche Flamme in Deutschland durch den Imperialismus Bonapartes abgekühlt, wenn auch nicht erstickt. Doch mit der heftigeren Rührigkeit des Liberalismus, sich im Innern des Staates durchzusetzen, schaute man nach Verbündeten aus und fand sie in den gleichartigen Bestrebungen des Auslands.

Mit dem alten aufglühenden Wahne des Naturrechts, nach dem Sturze des bösen, blutrünstigen Fürstentums umschlinge ewiger Friede die arglosen Nationen, mischte sich immer stärker die Nutzpoltik des liberalen Kampfes, die gegen die inneren Gewalten den Rückhalt in der Fremde suchte. Und wenn Metternich gegen den Herd der Revolution, gegen Frankreich, die legitimen Mächte verbündet hatte, so schloß die Gegenwehr große Teile des Liberalismus fast in allen Ländern zu einem weltbürgerlichen Block. Und immer tiefer drückte das Gefühl des gemeinsamen Kampfes das zugrunde liegende Weltbürgertum des Naturrechts hinab, bis es vergessen wurde, bis man sogar das weltbürgerliche Bündnis nur auf die Zeit des liberalen Kampfes beschränkte und jene Pfade betrat, auf denen sich der Liberalismus mit der Notwendigkeit des Staates auch für äußere Zwecke immer tiefer durchdringen sollte.

Wie sich jene Ideenfolge bei Karl Gutzkow nicht in zeitlicher Einheitlichkeit entwickelte, noch 1848 der liberale weltbürgerliche Kämpfer zum Weltbürgertum des Naturrechts zurückgriff, so finden sich auch in den ihn beeinflussenden Persönlichkeiten fast nur Mischungen, finden sich Rückfälle, und die Linie läßt sich nicht in reiner Kurve ziehen. Wenn Herder schroff das große Vaterland der Menschheit von den sich betrugenden und sich bekriegenden Kabinetten sonderte, wenn nach ihm Jean Paul den friedlichen Bürger den verstaubten, knicksenden Larven des Fürstentums gegenüberstellte, zu wolkenlosen Morgenröten in Blumendüften der Bruderliebe entschwabte, so trübten sich diese Töne noch nicht in Schlachtgeschrei, so prägten sich hier die Begriffe naturrechtlichen Weltbürgertums noch rein, und neu war nur die ineinander greifende Verzahnung des bürgerlichen Freiheits- und Friedenswunsches.

Bei Börne, dem Schüler Jean Pauls, war zeitweise die weltbürgerliche Belastung¹⁾ durch sein Judentum noch so übermächtig, daß er vom Standpunkt des Weltbürgers aus an das Problem innerstaatlicher Freiheit herantrat: Weil die Juden »die Lehrer des Kosmopolitismus sind, sind sie auch die Apostel der Freiheit. Keine Freiheit ist möglich, solange es Nationen gibt. Was die Völker trennt, vereinigt die Fürsten«. Wenn Heine auch fest im Weltbürgertum des Naturrechts fußte, »Schwerts und Rosse« zum friedlichen Pflug benutzen wollte, so erhält seine weltbürgerliche Stellung doch eine deutliche Richtung zum Kampfes-zweck, freilich noch ohne zeitliche Begrenzung, in dem berühmten, oft ausgebeuteten Satze: »Es gibt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien.« Und schon ohne naturrechtliche Unterlage, einzig von der Begierde nach innerer Freiheit erfüllt, kannte Friedrich Gottlieb Welcker ein klares Weltbürgertum des Kampfes, wenn er nur aus der reaktionären Staatenverbindung eine Geneigtheit der Völker herleitete, »sich unter sich zu verstehen und zu verbinden für die angefochtenen Interessen«.

Auch Paul Pfizer stellt in der zweiten Auflage seines »Briefwechsels zweier Deutschen« diese Art von Weltbürgertum deutlich heraus, obschon er sie noch nicht bewußt von anderen weltbürgerlichen Glaubenssätzen und ihren anderen Voraussetzungen

¹⁾ Da Börne bei undemokratischen Ereignissen auch anderer Länder, wie Frankreichs, sich erhitze, steht seinem weltbürgerlichen Zuge der »Patriotismus« eines Satzes nicht entgegen, worin er seine Liebe zu Deutschland durch seinen Haß auf die inneren Bedränger erhärten wollte. Und wenn er mit hohem Pathos zum Beweise seines Patriotismus Himmel und Hölle beschwor, so höre ich darunter das Gelächter eines Satyrs und sehe vieldeutige Gedankenstriche.

scheidet: »In unseren vorgeschrittenen Zeiten, sagt man, ist nicht Gleichheit der Sprache und Abstammung, wohl aber Gleichheit der Ansichten und Gesinnung das Bindemittel der einzelnen wie der Nationen.«

Karl Gutzkow hatte schon 1835 in seinem Weltbürgertum auch die Absicht des Kampfes geäußert: »Unser Stolz ist, die Völker lieben zu können; unsere Taktik, über dem Bestreben nach gemeinschaftlicher politischer Emanzipation einstweilen die Nationalität zu vergessen.« 1839 schien das Gefühl des gemeinsamen Kampfes im inneren Staatsleben den weltbürgerlichen Charakter des Naturrechts selbst verdrängt zu haben, wenn »die gleichmäßige Idee von politischer Freiheit hüben und drüben die Völker eher zu Bundesgenossen als zu Feinden werden ließ«. 1842 sogar wurde Gutzkow erst die Juli-Revolution der Anlaß, »nicht gerade für, sondern mit Frankreich« zu empfinden. »Frankreich wurde der Mittelpunkt und der Leitfaden unserer Reformen.«

Dagegen hatte Ernst Münch schon kurz nach der Propaganda durch die Juli-Revolution geeifert: »Die Nation, die sich selbst aufgibt und ihr Heil von Fremden erwartet, vielleicht gar erbettelt, ist schon zum voraus verloren.« Huldigte Münch nur gemäßigt dem Liberalismus, so verwahrten sich auch unbedingte Anhänger des souveränen Volkes, wie Wilhelm Schulz, bereits theoretisch gegen französische Geburtshilfe, und vor die praktische Frage gestellt, hätte wohl auch Gutzkow, wie Wirth auf dem Hambacher Fest, jede fremde Einmischung abgewehrt, um den »Kampf um unser Vaterland und unsere Freiheit... durch unsere eigene Kraft von innen heraus« zu führen.

In den idealen Betäubungen von 1848 sollten über Gutzkow die weltbürgerlichen Wellen noch einmal hoch zusammenschlagen, ehe er 1861 erkannte, daß in dem allgemeinen liberalen Freiheitskampfe der Völker das ohnmächtige Deutschland am längsten und flehendsten an Tun und Lassen des Auslands sich geklammert hatte, ehe er sich zu dem Satz aufraffen konnte: Napoleon III. »kann die Freiheit in seinem eigenen Lande nicht brauchen, aber nach außen hin läßt er seine Politik die Rolle des Rächers und Befreiers spielen«.

Ewiger Friede und Wirtschaft.

Auch in der wirtschaftlichen Seite des Liberalismus führt die Linie von Anarchie über das steigende Bedürfnis nach dem Staat bis zur Verschmelzung im Imperialismus. Wenn d'Argenson's physiokratisches Gewissen, sein wirtschaftliches Weltbürgertum sich vor der weiten Entlegenheit eines ausländischen Kaufmanns vom heimischen Markt und seinen deshalb höheren Trans-

portkosten entsetzte, so hatte er als Franzose zwar nicht gerade den Ausgleich dieser Unbilligkeit gefordert, deutschen Schriftstellern in ihrer Nächstenliebe nicht vorgreifen wollen, doch sein Standpunkt bezeichnet wohl die größte Spannung zur Stellung des Merkantilismus.

Indessen fast erst zu Beginn und besonders um die Mitte des 19. Jahrhunderts setzten sich solche Theorien und zwar des gemäßigten Adam Smith, nicht der Physiokraten fühlbar in die Wirklichkeit um, und auch damals nicht überall und nirgends radikal. Doch es genügte zu dem besonders im nördlichen Deutschland verbreiteten Glauben, als verlange der Liberalismus wirtschaftlich stets nach Freihandel. Im Kampf gegen den Absolutismus glaubte man vielfach, für immer und jederzeit des staatlichen Schutzes entwachsen zu müssen, obschon zehn Jahre vor Friedrich List auch ein so heftiger Demokrat, wie Wilhelm Schulz, Deutschland durch eine »Nationalmaut« gegen die Waren des Auslands, insbesondere Englands abzdämmen trachten konnte.

Trotz oder wegen aller Lücken, die der Idealist Gutzkow in seinen wirtschaftlichen Kenntnissen nicht zu füllen begehrte, wiegte sich auch hier seine Auffassung auf den wirtschaftlichen Erfordernissen seiner Zeit. In den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war der Weltmarkt von den jung aufblühenden Industrien der einzelnen Völker noch nicht gesättigt, noch hatte die Jagd nach neuen Absatzmärkten nicht eingesetzt. Die Wirtschaft eines Volkes wollte und brauchte man noch nicht gewaltsam auszuschalten, und selbst die mit Blut erkaufte bloße Schmälerung einer Volkswirtschaft wurde von den Interessen anderer Völker noch nicht gefordert.

Wie es St. Simon nicht als Utopie, sondern als gegenseitiges Bedürfnis der Länder Europas erscheinen mochte, in friedlicher Einigung über die Mittel des Verkehrs und Handels, über Kolonien ihrem Vorteil nachzugehen, so hallte später aus Gutzkows Äußerungen nur der Wunsch einer die Nachfrage noch nicht bewältigenden und darum friedlichen Wirtschaft wieder. »Der einfache Satz, daß die Wohlfahrt des einen Staates die des andern bedinge, hat Jahrhunderte bedurft, um sich geltend zu machen«, und er warnte vor Krieg, dem Verderben des Handels, vor Verarmung. Und wenn ihm noch 1842 Frankreichs körperliche und geistige Kräfte für die Allgemeinheit nicht entbehrbar, eine wohlwollende Haltung der legitimen Mächte gegenüber Louis Philipp förderlich dünkten, so dehnte er mit den naturrechtlichen Begriffen des Weltbürgertums, mit physiokratischen Theorien die wirtschaftliche Friedenslust seines Zeitalters auf alle Zeiten aus, und die

ganze Menschheit sah er blühen, wenn sich jedes Volk »des vollen Gebrauches seiner natürlichen Kräfte erfreuen darf«.

Doch schon die weltbürgerlichen Liberalen der Paulskirche steuerten Geld zum Bau einer deutschen Flotte, wenn auch zunächst nur zum Krieg um Schleswig-Holstein. 1852 rief auch der Norddeutsche Gutzkow nach Schutzzoll, und laut spricht noch der Widerwille des Liberalen, dem verhaßten oder mißtrauten Staat solche Aufgaben zuweisen zu müssen: »Es ist betrübend, daß ein Protest gegen die Freihändler wie eine Verteidigung jenes Schutzsystems herauskommt, das nur für die Aufstellung unserer Heere von Soldaten und Beamten erfunden ist.« Die Weltwirtschaft, der längst schon lastende Druck Englands, dessen Waren sein Vorsprung im Maschinenbetrieb verbilligte, dessen Warenabsatz sein junger Freihandel nur nützte, begannen, den deutschen Liberalismus dem Staate zu nähern. Und auch den Dichter Karl Gutzkow, den wirtschaftliche Probleme kaum belästigten, zogen wirtschaftliche Kräfte vom Weltbürgertum zum Begriff des mächtigen Staates; denn auch ihn bekümmerte die Frage der deutschen Einheit, die nicht ihr Wesen, nur ihren rauschenden Schwung, ihre begeisterte Begründung aus geistigen Begriffen und Wünschen lieb.

Keime zum politischen Volksgefühl.

So ist es kein Zufall, wenn sich der Begriff des mächtigen Staates in den wirtschaftlichen Vorkämpfen Deutschlands, einem Motz oder Mevissen, oft zeitiger hervorpreßte, als in ethisch und literarisch gerichteten Köpfen. Die große Schule der sich erkennenden und kreuzenden Interessen: das Parlament, war in Preußen, dem Führer des Zollvereins, noch nicht zur Tat geworden. Im Alter wurde sich Gutzkow des Zusammenhangs bitter bewußt: »Eine Epoche, die alles entbehrte, was ein Volk über seine wahren Interessen aufklären konnte, hatte natürlich nur einen idealistischen Standpunkt für die Polen.« Und einen ähnlichen Zusammenhang hatte schon 1831 Wilhelm Schulz gewürdigt, wenn auch in seinen Worten die Möglichkeit demokratischer Taktik nicht zu überhören ist: »Jede Regung eines erwachenden Freiheitsinnes wurde ängstlich bewacht und damit nichts anderes bewirkt, als daß sich der Begriff der Freiheit in deutscheigentümlicher Weise nicht entwickeln und geltend machen konnte.«

Bis daher das Gefühl für das eigene Volk und seine politische Größe aus dem Gedanken der Einheit sich erhob, sickerte es bei dem geistig, kaum wirtschaftlich gestimmten Gutzkow aus spärlichen Rinnen. Die nationalen Strömungen der Freiheitskriege, die

sich in den Burschenschaften noch nicht verlaufen hatten, trugen den Burschenschaftler Laube von seinen weltbürgerlichen Ausflügen bald zurück, in deren schwindelnden Fernsichten seinem erdenhaften Sinn nie recht froh zu Mute gewesen war. Dem feinhörigen Gutzkow mußte noch in den Stunden der Freundschaft der deutschtümelnde, »franzosenfresserische« Polterton Menzels die Heimatfreude verschlagen, die Abkehr zu Goethe ihm die Rückkehr zum Volk erschweren.

Vielleicht hat in den dreißiger Jahren nur die Abneigung des Freiheitsschwärmers gegen Bonaparte am Weltbürgertume Gutzkows genagt; denn der Verständige, an eigene Kraft Gläubige tanzte den brünstigen, schmiegsamen Taumel eines Heine, Gaudy, Zedlitz nicht mit, und kühler schaute er hinter den freiheitsglänzenden Mantel in die Ziele des Korsen. Vielleicht hat nur das Mißtrauen gegen ein Volk, das einen solchen Mann ertrug, 1835 dem bedingungslosen Weltbürger den Satz diktiert: »Kehrt Frankreich seine rauhe, seine Fuchssseite heraus, dann wird die Zukunft nicht ohne helle Augen sein und das Herz des Deutschen nie ohne Liebe zur Heimat«; denn auch im weltbürgerlichen Freudenjahre Gutzkows, 1848, stieg der Schatten Bonapartes vor ihm auf, so daß er warnte: »Die Politik soll, wenn sie eine geistvolle ist, immer nur auf die Ausnahmen, nie auf die Regel vorbereitet sein.«

Den Gedanken der Macht begriff Gutzkow wohl stets an anderen Staaten und oft ohne weltbürgerliche Kritik, so wenn er liebevoll die Interessenpolitik der Großmächte gegenüber der Türkei in ihren feinen Maschen zerplücken konnte. Doch die Geltung nach außen« beanspruchte er 1838 unter den Aufgaben des Staates noch nicht, fügte diese Forderung erst bei Gelegenheit neuer Formulierung, erst 1875 bei. Eine steigende Empfindung für ein mächtiges Deutschland löste in Gutzkow wohl erst das Jahr 1840 aus, wenn sich auch sein Spott am schlechten Versbau des Patriotismus nie genugsam letzten konnte, während er den stolpernden Poeten von Freiheitsgesängen mit dem Trost ihrer schönen Absicht aufzuhelfen wußte. Von dem kulturellen Hochgefühl, das im Weltbürgertum des Klassizismus ruhte, leitete schon ein schmaler Pfad zum politischen Nationalstolz, und zum gleichen Ziele waren Fäden zu spüren, sobald man die Verbrüderung nur bis zum Siege des liberalen Freiheitskampfes erforderlich wählte.

In Gutzkows Art bargen sich im besonderen noch zwei Wurzeln, an denen das neu aufrankende politische Volksgefühl ansetzen konnte: seine Dichtkunst, die von dem Schüler des deutschen Klassizismus, deutscher Romantik fast nur aus deutschem Geist

und deutscher Form gesponnen wurde¹⁾, mit kargem Einschlag etwa St. Simonistischer Ideen, und der gefühlsmäßige Widerwille Gutzkows gegen den ihm wesensfremden Katholizismus und somit gegen ein Weltbürgertum der Religion. Wenn im Kölner Kirchenstreit auch die Taktik dem sich so loyal verbündet wissenden Journalisten die Sätze behutsam bildete, so leuchtet doch nach allen Abstrichen an augenblickliche Zwecke ein Grundton vor: der Stolz des protestantischen Preußen, der »die nächst England stärkste protestantische Macht in Europa« aufrief, den Fehdehandschuh aufzunehmen: Möge sie »sich an die klaren Augen Friedrichs des Großen erinnern und mit stolzer Ruhe jene Bajonette zählen, die Preußens natürliche Grenze bilden!«

1840 fanden sich in Gutzkows Wortschatz schon Wertungen Preußens, wie »ein innerlich so kraftvoller und nach außen hin nicht ungedeckter Staat«, und 1842 mochten auf seiner Pariser Reise die Gefühle von deutschem Volkstum und deutscher Kultur sich stärkend, nicht schwächend am französischen Dünkel reiben, wenn nach einem Geheimbericht der Journalist eine Bestechung Guizots zur Französisierung seiner Pressestimme verwarf, der glühende Demokrat jeden Versuch französischer Propaganda unnütz schalt, wenn er den Königen von Preußen raten konnte, »ihre Residenz zuweilen gerade von Berlin nach Köln« zu verlegen, »um den Franzosen ihre Rheinträume zu benehmen«.

Doch fühlbarer rang sich Gutzkow zum Volksgefühle durch in jenem Kampfe, der sich in jedem Demokraten Deutschlands vor und im Jahre 1848 abspielen sollte, dem Kampfe zwischen Freiheit und Einheit, jenem Kampfe, in dem der auf Einigung drängende deutsche Liberalismus aus seinen weltbürgerlichen Träumen immer stärker hervorbrechen sollte. Und schon im jungen Gutzkow konnte sich die Lust am Weltbürgertum — vielleicht unmerklich vor ihm selbst — erschüttern, wenn er sich in die Eigenart von fremden Staaten und ihre Politik vertiefte.

2. Kapitel.

Staaten und Probleme der äußeren Politik.

Gegen Ende des gärenden Jahres 1848 begründete Friedrich Hebbel den Machtstaat ethisch: »Das Prinzip der Gleichberechti-

¹⁾ Auch der Franzose J. Dresch urteilt: »Ses créations dans le domaine littéraire ne sont pas d'importation française; des influences de détail ne les empêchent pas d'être parmi les oeuvres véritablement originales de la littérature allemande.

gung aller Völker hat zwei Seiten. Wenn es nicht maßlos ausgedehnt wird, so schließt es allerdings eine notwendige und den Regierungen sehr wohl anstehende Anerkennung eines Gesetzes in sich, das als ein höchstes und letztes in allen Lebenskrisen waltet, ja das die innerste Natur des Lebens ausdrückt. Was unsere abstrakten Philosophen vom zweiten Rang auch dagegen einwenden mögen: Nur im Individualisieren entbinden sich die ewigen Kräfte, als deren Produkt die Welt zu betrachten ist, und sie geben den Völkern so gut eine Physiognomie wie den einzelnen Menschen. Aber man muß nicht zu weit gehen, man muß nicht vergessen, daß Völker und kleine Volksstämme voneinander zu unterscheiden sind, daß die Zahl ihr Recht hat, und daß unter allen Umständen der Fortschritt in der Kultur einen temporären Vorzug im Staat bedingt.« So betrachtete ein Dithmarsche, ein Enkel der Bauern von Hemmingstedt, in Wien das Ringen, worin sich die Völker Österreich-Ungarns gegeneinander verbissen hatten, strebte die schwüle Luft zu teilen, worüber sich der Wiener nur in trällerndem Lied, in sinnlichem Tanz hinweglachen konnte. Den Begriff der starken Einzelpersönlichkeit und ihrer Freiheit hatte Hebbel dem Liberalismus entnommen; vom Wahne der Gleichheit unter Menschen und Völkern hatte ihn das Leben rasch enttäuscht. Ungleich an Wille und Begabung wurden für den herrischen Sohn eines Maurers Menschen und Völker geboren.

Wie für das innerstaatliche Ziel der Demokratie, des Liberalismus dem Grundsatz der Freiheit der ihm feindliche Grundsatz der Gleichheit unterlag, die politische Gleichheit nur als Sprungbrett für die frei sich entwickelnde Einzelpersönlichkeit genutzt wurde, so erwuchs dem Weltbürgertum des Liberalismus die Entfaltung der Staatspersönlichkeit im Imperialismus. Doch wenn der entstehende Sozialismus die Demokratie im innerstaatlichen Ideal rascher zum scharfen Strich zwischen Freiheit und Gleichheit zwang, der sich hart umreißende Gegensatz von Unternehmer und Arbeiter die Scheidung beschleunigte, so haftete die Idee der Gleichheit zäher an der äußeren Politik des Liberalismus und berührte sich noch fühlbar in gleichen naturrechtlichen Wurzeln mit dem Weltbürgertum des Sozialismus.

1847 feierte Friedrich Engels in London die polnische Erhebung von 1830 in Ausfällen gegen das Fürstentum, gegen das Heerwesen, in Worten, die ein noch weltbürgerlicher Demokrat nicht anders gesetzt hätte. Doch schon im »Kommunistischen Manifest« herrschte der Gedanke des Klassenkampfes vor und zerschnitt jedes Bündnis mit dem Weltbürgertum bürgerlicher Demokratie: »Unter den Polen unterstützen die Kommunisten

die Partei, welche eine agrarische Revolution zur Bedingung der nationalen Befreiung macht, dieselbe Partei, welche die Krakauer Insurrektion von 1846 ins Leben rief.« Ähnlich dem Weltbürgertum des liberalen Kampfes, drängte der sozialistische Befreiungskampf die naturrechtlichen Gemeinsamkeiten zurück.

Daß sich der deutsche Liberalismus so zaudernd vom Weltbürgertum ablöste, lag nicht allein an der Nahrung durch den deutschen Klassizismus, durch die Romantik, durch den ganzen unseligen Verlauf deutscher Geschichte, sondern nicht zuletzt an der Erscheinung, daß ein dem Weltbürgertum entfließender, obschon ihm widersprechender Gedanke sich mit der realen Politik verschmelzen konnte, lebensfähig in das Völkerleben eingriff: der Grundsatz der Nationalität, der sich im gesamten Liberalismus der Welt einnistete. Die Überzeugung der völkischen Gleichheit, die sich nach Überwindung der optimistischen Staatenauffassung, nach dem Erwachen aus dem ewigen Frieden ins Leben rettete, verstärkte den Naturtrieb unterdrückter Völker, erleichterte im In- und Ausland den Einheitskampf Deutschlands, den Befreiungskampf Mittel- und Südamerikas, des Balkans, Italiens, wurde von der Geschichte bestätigt, wenn ein Volk seinen Trieb nach eigenem Leben durch eigenes Leben bestätigen konnte. Doch als der Liberalismus sich zum Imperialismus bildete, wurden auch die Schranken betont. Den Grundsatz der Nationalität umzäunten die Gesetze der übergewaltigen Zahl, der höheren Kultur eines Herrschervolkes.

Die polnische Frage.

Es ist eine neckische Laune der geschichtlichen Entwicklung, wie sich in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die erbitterten Feinde, Feudalismus und Demokratie, über dem Grundsatz der Nationalität die Hände schüttelten. Doch wenn Radowitz noch 1848 in der Paulskirche aus Groll gegen den nivellierenden Absolutismus seine antivölkische, unorganische Politik verdammt, so sehnte er sich rückwärts nach den Lebensherrlichkeiten des Mittelalters, und wenn Gutzkow pathetisch Polen »noch einmal aufstehen, den trügerischen Tyrannen verjagen und die Möglichkeit seiner Existenz mit Sense und Schwert demonstrieren« ließ, so zielte er nur mittelbar auf einen Friedrich II., auf die Vergangenheit und brütete über die Zukunft, über eine verhaßte Gegenwart. Wenn ein Radowitz Polen in neuer Pracht emporsteigen sah, so liehen für ihn zeitweise eine aristokratische Verfassung und ein preußischer Prinz den Glanz, doch ein Demokrat, wie Gutzkow, berauschte sich an der Güte eines Volkes, das, von hämischen Fürsten geknechtet, an der Hand seines erlösenden,

selbst erlösten Brudervolkes der Sonne eines ewigen Friedens entgegenschritt.

In Phantasien schwelgten Radowitz und Gutzkow, doch wie sehr die herrschende, herrschgewohnte Kaste auch in ihren Träumen realpolitisch zu denken nicht versäumte, zeigt ein Aufsatz des Berliner Politischen Wochenblattes, worin der Verfasser zugleich das Lebensinteresse seiner Partei für gefährdet erkannte, da eine nationale und kirchliche Aufsaugung des Polentums die Polen in Widerstand, in die liberale Revolution scheuchen würde.

Nur 1838 opferte Gutzkow, der demokratische Taktiker, seinem neuen Freunde, der preußischen Regierung, auch seine polnische Liebschaft, heuchelte Verständnis für Preußens schwierige Polenpolitik: *Omnia ad maiorem gloriam populi!* Denn 1846 predigte er wieder unverdrossen die liberale Gerechtigkeit für Polen, wählte als Demokrat und Doktrinär, in der Zerstörung des polnischen Adels, in der Hebung des polnischen Bürgerstandes die Anarchie zu heilen. Die politische Reife, die er hier bei einem Volksteil vorauszusetzen schien, leugnete er zwei Jahre später völlig, bekannte sich in dünnen Worten von polnischer Treulosigkeit angewidert. Doch statt aus der höheren Kultur des Deutschtums die politische Folgerung zu ziehen, klammerte er sich nur um so verzweifelter an sein Ideal eines polnischen Staates. Dem Schwärmer für Volksabstimmungen galt sogar ein Protest der polnischen Bauern gegen die eigene Befreiung in den Wind gesprochen.

Unter diesem ausschweifenden Weltbürgertum, das »mit Kanonen zur Freiheit zwingen« wollte, wagte sich die Rücksicht auf deutsche Interessen kaum hervor. Wohl fühlte er sich 1846 durch den »panslawistischen Deutschenhaß« der Polen beschwert, und argwöhnisch beobachtete der Protestant den »geheimen violetten Faden von Krakau nach Rom«. Doch sein mahnendes Volksgefühl beschwichtigte er leicht, indem er der alten Hoffnung des nationalen Liberalismus sich anschloß, ein großmächtiges polnisches Reich verstecke Deutschland vor Rußlands Angriff, indem er 1848 mit entgegengesetzter, doch ebenso kühner Logik von einer Wiederherstellung Polens sich einen Zwang zum Machtstaat, zur deutschen Einigung versprach. In unbekümmertem Doktrinarismus entrüstete er sich 1848 über den Hilferuf seiner 500000 in Posen ansässigen »deutschen Brüder« und konnte raten, die unglückliche halbe Kolonisation der Vergangenheit durch eine Degermanisierung zu vollenden. Während er ihnen als Verführten wenigstens großmütig eine Entschädigung durch die preußische Regierung zubilligte, hatte ein Jahr zuvor F. von Florencourt kühl gefolgert, die deutschen Kolonisten hätten das pol-

nische Volk als »ungerecht unterdrückt« gekannt und somit die aus seinem Freiheitswunsch sich ergebenden Widrigkeiten freiwillig auf sich gebürdet.

Italien und Österreich.

Wenn Gutzkow 1848 die italienische Frage auch realpolitisch betrachten konnte, so traf hier das politische Interesse Kleindeutschlands mit den völkerbefreienden Bestrebungen des Liberalismus zusammen.

Der Protestant und Preuße brachte den Enkeln des alten Roms nur kärgliche Liebe dar. Das romanische, sinnliche, mehr fühlende Temperament stieß ihn wohl ab, ohne daß der Dichter es sich zu gestehen wagte; der Sohn des zähen Preußenstammes vermißte die Ausdauer, und die Italiener waren ihm in den dreißiger Jahren die Nachzügler und Ausreißer der Geschichte. Auch 1843, kurz nachdem er in Frankreich seinen jungen Nationalstolz hatte mit gallischer Hoffart messen können, vergaß er seine liberale Nächstenliebe so völlig, daß er an der guten und billigen Verwaltung Österreichs in Italien nur die Rücksicht rügte und als Arznei für die italienische Franzosenliebe einen imponierenden, eben den Franzosen abgesehenen Faustdruck verordnete. Wie weit es Metternichs Befehl an den Gouverneur von Mailand glücklich war, vor dem gefürchteten, feinsichtigen Journalisten die österreichischen Verwaltungskünste in rosiges Licht zu tauchen, wie weit es Gutzkow für rätlich hielt, schwärzere Beobachtungen in Wort und Buch nicht auszugraben, entzieht sich dem Versuche der Kritik.

Doch das Jahr 1848 schärfte Gutzkow für die nationalen Risse im österreichischen Kunstbau das Auge, und so wies es ihm auch die Stellung im italienischen Problem. Statt die entschundene Herrlichkeit der österreichischen Verwaltung zu beweinen, begriff er unter den neuen Tatsachen etwas von den geschichtlichen Gründen. »Ein an Geschmack, Schönheit, Eleganz, Poesie mit den ersten Jugendeindrücken gewöhntes Volk stand unter der Herrschaft einer Regierung¹⁾, der es an Geist, Leben und Feuer fehlte.« Immerhin stritt sich sein weltbürgerliches, demokratisches, freiheitliches Herz noch lebhaft mit den alten Eindrücken seiner italienischen Reise und des neuen Sieges von Custoza, wenn er sich noch nicht bedingungslos für eine Befreiung des österreichischen Sklavenvolkes einsetzte, die freiheitliche Erhebung auch in eine österreichische Schirmherrschaft

¹⁾ In Erstausgabe Zusatz: »Regierung, die keineswegs geradezu despotisch, aber beschränkt war«.

über eine italienisch regierte, vielleicht republikanische Lombardei verdämmern lassen konnte.

Doch so tief hatte sich für Gutzkow 1848 das Gewölk um die österreichische Gebrechlichkeit zerrissen, daß er die deutsche Politik mit der Politik der österreichischen Stammesbrüder nicht mehr zusammenspannen mochte. Dem Polenschwärmer entschied nicht wesentlich der Sieg der völkischen Freiheit die italienische Frage, sondern wenn er ob des chevaleresken Radetzki-Enthusiasmus Lichnowskys spottete, die strategischen Bedenkllichkeiten von Radowitz verachtete, schwarz-gelbe Ränke Schmerlings witterte, die Dankbarkeit Preußens für Österreichs polnische Haltung geißelte, so rückte er in den Vordergrund seiner Lösung wirtschaftliche Vorteile: Mit einem freien Venedig, einer freien Lombardei blühe Deutschlands Handel prächtiger als in den Zollschränken Österreichs. Doch ebensowenig wie noch 1859/61 konnte er völlig unbeirrt von demokratischer Vorliebe die Frage nur als Außenpolitiker behandeln. Wenn deutsche Truppen dem sich einmischenden Frankreich in der Lombardei entgegenmarschierten, so bedeutete es für ihn, außer der deutschen Einheit auch die Freiheit zu gefährden, und der Gesichtspunkt, daß die deutschen Fürsten dabei nicht gefährdet würden, durfte bei dem Demokraten nicht fehlen.

Europa und die Neue Welt.

Am zeitigsten regte sich vielleicht das Volksgefühl Gutzkows unbewußt und mittelbar in der Verneinung, in der Kritik an anderen Völkern, und in seiner Haltung zum Lande des liberalen Heiles, zu Frankreich, rollte sich am sichtbarsten die Entwicklung vom Weltbürgertum zum eigenen Volke ab. Schon frühe ironisierte er skeptisch die grandiosen Gebärden französischer Eitelkeit; schon 1836 fühlte er den Ruhm als einen spitzigen Stachel in Frankreichs Politik, indessen noch mit der hoffnungsfrohen Einschränkung: solange Europa nach Interessen politisiere; schon 1837 gestattete sich der Musterschüler französischer Doktrinen einen leisen Spott an der französischen Begabung, »um einer schönen Phrase willen in den Tod zu gehen«, wenngleich ihm die französische Nation noch »mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit Abstraktionen in ihr inneres organisches Leben aufzunehmen« verstand.

Jedoch 1841 stand Gutzkow nicht mit halbem Fuße im Zeitalter des ewigen Friedens und fragte erschreckt, was geschehe, wenn nach der Demütigung von 1840 das ehrgeizige Frankreich das Gegenteil seiner Schwäche beweisen wolle, und 1842 öffnete

dem gelehrigen Zögling seine französische Reise die Augen über die Mängel seines verehrten Meisters. Man »schlägt die Wahrheit nicht nach ihrem ewigen Grundstock, sondern nach der Rente an, die sie für den Augenblick abwirft«, und er schaute über dem »passiven, sparsamen, dummen Deutschland« den Geier, das rentengierige Frankreich, das es schon in seinen Kriegen des Mittelalters nach billiger Bereicherung gelüstet habe. Zwar schimmerte dem Demokraten in Frankreichs Avantgarde noch die Idee der Freiheit, aber sein Gros »sind soldatischer Übermut, die Nachzügler vollends sind Beutesucht und Vandalismus«.

Die moralische Verwarlosung von Führern, die dieses Volkes würdig, enthüllte ihm der polternde Thiers von 1840: »Die vagesten juristischen Kenntnisse werden an nationale Vorurteile geknüpft, werden mit einem Stil, der in der Schule der Leidenschaft gebildet ist, in Umlauf gesetzt und zu Richtern gemacht über Verhältnisse von Ländern und Völkern, von denen man nicht einmal die geographischen Bedingungen kennt, geschweige die sittlichen.« Und wie ein Leuchtfeuer für Deutschlands künftige Politik glomm es in dem Weltbürger des Jahres 1848 auf, daß sich die Staatsform Frankreichs, heiße sie Republik oder wieder Monarchie, aus ihren Schwankungen, aus den Drohungen der Arbeiter durch »die kriegerische Vertretung der Nationalität« erretten müsse. Nur den Zauber und die Kräfte in einem Napoleoniden kannte Gutzkow zu wenig, um auch den Träger des französischen Schicksals nicht bloß flüchtig zu nennen.

Während Gutzkows französische Reise ihm den französischen Volkscharakter geöffnet hatte, erschlossen sich ihm die übrigen Völker nicht durch Beobachtung von Auge zu Auge. Im russischen Volke fühlte er nur eine geduldige Knetmasse des in den weiten Landräumen weniger lastenden Despotismus und eine kriegerische Bedrohung für die in Deutschland zweifellos siegende Demokratie, obschon er es aus der eigenen Erfahrung von Frankreichs Haltung hätte lernen können, gegenüber den völkischen Eigeninteressen die innerpolitische Zu- oder Abneigung nicht zu überschätzen.

Aus der Betrachtung Englands mehrte sich die Gelegenheit für Gutzkow, trotz aller Gemeinsamkeiten jeden Staat und jedes Volk als eine Eigentümlichkeit, als eine Persönlichkeit zu begreifen. Wohl hatte für ihn die englische Debatte »immer etwas für alle Nationen Anwendbares«, aber »niemals wird Europa dasjenige geradezu nachahmen, was England ihm vormacht, weil England überhaupt nichts machen kann, das nicht mit dem Maße seiner gegebenen Zustände auf das engste zusammenhängt«. So erging sich Gutzkow lieber in den französischen Theorien, die sich auf die Verhältnisse anderer Völker bequemer einrenken ließen.

Den Liberalismus Englands zu verketzern, wagte er nicht. Trotz der einen Demokraten abkühlenden Erkenntnis, daß »Whigismus und Toryismus doch immer zuletzt die Zwillinge einer und derselben aristokratischen Mutter sind«, schien er von den liberalen Phrasen eines Canning und Palmerston doch so berückt zu sein, daß er den englischen Lebenszweck in der Vollendung liberaler Ideen begrüßte. Cannings Zauber erlag auch Ernst Münch, der sonst England unter den Formen einer liberalen Politik der »widerlichsten aller Tyranneien«, der merkantilen Begierde, frönen sah. Die englische Seeherrschaft, dieses »Monopol des Zufalls und des Glücks«, dünkte Gutzkow ein künstlicher Mechanismus, unmöglich Selbstzweck, und als hätten niemals Nationen um ihr nacktes Leben gerungen, glaubte er, die englische Seegeltung, die sich aus der Insellage, aus dem notwendigen Handel mit eisernem Zwang entwickelt hatte, durch den Satz als unorganisch zu stempeln: »Kann sie nicht jede andere Nation und wird sie nicht mit der Zeit Nordamerika streitig machen?«

»Jonathan hält sich für den ersten Staatsmann in der Welt. Er sagt und wiederholt es beständig: Wir leben in einem freien Lande! Krieg, Marine, Verfassung, Wissenschaft, alles ist bei ihm gleich unübertrefflich. Er verachtet andere Nationen mehr, als der Patriotismus entschuldigen dürfte. Dabei spricht er weniger von seinem Lande als von sich, seinem Vater und seinem ältesten Sohne, von seinem Geschäft und von seinem Folio in der Bank von New York. Ich begreife nicht, wie man zu gleicher Zeit ein so großer Christ und ein so großer Prahler sein kann.«

Dieses Urteil überrascht bei dem weltbürgerlichen Gutzkow der dreißiger Jahre, und noch überraschender ist die schüchterne Begeisterung des deutschen Demokraten für den Wirklichkeit gewordenen »Contrat social«, als er die Vorzüge Nordamerikas und Europas sorgsam abwog: Europa hatte für ihn eine riesige, wohl lähmende, aber auch spornende Vergangenheit, nie sich glättende, nur mit dem europäischen Charakter selbst auszurottende Ideen, war ihm ein Turnierfeld für großen politischen Ehrgeiz, für die geistigen, religiösen und künstlerischen Ideale aller Zeiten und Völker. Doch für die fertigen Grundsätze und die politische Erfahrung Nordamerikas erübrigten sich Revolutionen; dort brauchte die auswärtige Politik nicht die Staatsform der Bündnisstaaten zu berücksichtigen, ließ sich nicht zu innerstaatlicher Unterjochung benützen, womit Gutzkow wohl auf das Verhältnis Preußens zu Metternich und Rußland anspielte; und die Übervölkerung der Vereinigten Staaten floß in Kolonien ab, verblutete nicht in den Kriegen eines Bonaparte. Zu dieser fröstelnden

Würdigung des demokratischen Ideallandes bewog den Dichter vielleicht die wirtschaftliche Einseitigkeit der Vereinigten Staaten, vielleicht auch schon der Widerwille, den der menscheitsbeglückende deutsche Demokrat von der Zweizüngigkeit empfing, womit im Reiche der Freiheit die farbige Rasse versklavt wurde. Die wirtschaftlichen Bedingungen dieser Frage, die Zerklüftung zwischen Nord- und Südstaaten waren Gutzkow damals noch verborgen.

Doch billigte sein Weltbürgertum den Machtdrang der politisch höher gezüchteten Vereinigten Staaten nach Mittel- und Südamerika, fühlte in einem offenbarenden Augenblick schon 1841 die Völker sich dehnen¹⁾: »Die Überkultur Europas will für Handel und Wandel Abflüsse haben; denn unter uns selbst ist Industrie und jede Lebensäußerung so besetzt, daß die Schranke unserer europäischen Existenz eine allzu enge wird. Die Bedingungen unseres Daseins wollen erweitert sein, und daher kommt es, daß Indien, der Orient, Rußland für das alte Europa Lebensfragen werden und solche aufstellen.« Den ausgereiften, weltumspannenden Imperialismus der Völker konnte er freilich auch um 1873 nicht ahnen, wenn er es noch immer England allein zutraute, in die Lebenssphären der Alten wie der Neuen Welt zugleich sich einzudrängen: »Aber schwerlich kommt es je dazu, daß sich eine amerikanische Flotte an einem europäischen Kriege beteiligt.« Doch der Journalist, dessen flüchtiger Seherblick 1841 in die Entwicklung der Weltgeschichte schaute, stand lange nicht gerade abseits, aber er zögerte, das aufzuckende Leben in seinem eigenen Lande zu spüren: den Ruck des deutschen Liberalismus zum Leben nach innen und außen, zur Einheit Deutschlands, diesen ersten großen Ruck zum deutschen Imperialismus.

3. Kapitel.

Einheit und Freiheit vor 1848.

»Der Franzose ist geborner Monarchist, wir sind geborne Republikaner.« So sehr die Geschichte diesen Satz Gutzkows Lüge zu heißen scheint, so ist er doch nur der paradoxe Ausdruck für den deutschen Hang zur Sonderung, zur Freiheit. »Was sich bei uns der einzelne dünkt, dünkt sich in Frankreich die Masse.« Wenn sich im Mittelalter das gesamte Leben eines Stammes, eines Gaus im Feudalherren sammelte, so wurde den

¹⁾ Die Beobachtung widerspricht Gutzkows Anschauungen jener Jahre. Vgl. dazu II. Teil, Kapitel 1, »Ewiger Friede und Wirtschaft«.

freiheitlichen Gelüsten dieser Kultur- und Wirtschaftsträger in Deutschland durch den knorrigen Volkscharakter geholfen, obgleich die Momente nie überschätzbar sind, die an sich schon in der Sonderungslust und Sonderungsmöglichkeit ländlicher Wirtschaft liegen, dazu jene Momente, die aus der eigentümlichen Entwicklung der deutschen Geschichte noch eigens hervorgingen. Der deutsche »Republikanismus« färbte sich nachher grell in den Jahrhunderten des Absolutismus, in den unzähligen territorialen Staaten und Stätchen, wenn schon hier die ansetzende Industrie, die um sich greifende Geldwirtschaft in den untätigen Schichten, selbst in den feudalen Überresten, den emporstechenden Eigentrieb verstützten, die Zersplitterung hemmten, doch auch dem liberalen Freiheitstrieb schon die Bahn aufbrachen. Die Kräfte, durch die zerfallene Staaten, wie Italien und Deutschland, sich wieder zusammenschmolzen, wuchsen dem Liberalismus erst zu, nachdem er sich aus der völligen Ungebundenheit aller Kräfte zum Begriff des Staates durchgelebt, durchgedacht, sich mit den Bedingungen der Geschichte versöhnt hatte.

Doch war die Neigung zur Anarchie für den Liberalismus nicht die einzige Hemmung, den Gedanken der Einheit zu verwirklichen. Das Hochgefühl der Einzelpersönlichkeit war durch die Lehren des Klassizismus kurz zuvor geschwellt worden, seine bohrende Vertiefung in das Reich der Gedanken hatte den Entschluß gelähmt. »Wir sind die größten Denker unter den Nationen, aber die Mannigfaltigkeit und Bruderfeindschaft unserer Gedanken macht diese unwirksam für unsere Entschlüsse.« (Gutzkow.) Die an sich schon schwerfällige Wandlungsfähigkeit des deutschen Charakters wurde in der wirtschaftlichen Sorge unmittelbar nach den Freiheitskriegen fast verbraucht, erschwerte zunächst, ehe die neue Wirtschaft in die ländliche Genügsamkeit einbrach, dem Gedanken der Einheit wie dem politischen Wachstum des Deutschen die Reifung, so daß die Sehnsucht nach einigem Volk, im gemeinsamen Kriege aufgelobt, nur in einzelnen Kreisen, wie in den Burschenschaften, in der historischen Romantik, weiterschwelte.

Vorrang des Freiheitsgedankens.

Als zwischen 1825 und 1835 drei französische Publizisten, St. Marc Girardin, E. Lermnier und Ed. Quinet, in Deutschland reisten, fanden sie von den beiden wühlenden Bewegungen: Freiheit und Einheit, die Einheit heftiger zum Lichte drängen. Auch einem deutschfreundlichen Franzosen werden die Ansichten über Deutschland von den Rücksichten auf Frankreich diktiert, und so mochte auch hier das Gespenst eines einigen, mächtigen

Deutschlands mehr als damals billig entsetzen, spürten die Beobachter doch selbst die beiden Ideen in Knäuel verflochten oder dieselbe Idee in verschiedenen Gegenden und Parteien von sich widersprechenden Gründen gestützt. Weithin trat damals in führenden Kreisen der Gedanke der Einheit hinter der Liebe zur Freiheit zurück. Noch war in manchem Kopfe das Problem: Freiheit und Staatsbegriff nicht ausgekämpft, so daß der auf dem Siege des Staatsbegriffs ruhende Einheitstraum noch nicht erblühen konnte.

Karl Gutzkow hielt 1833 die deutsche Einheit sogar für eine Doktrin französischer Doktrinäre, eines Guizot und Cousin, durfte sich allerdings nach vierzig Jahren des Geständnisses nicht schämen, den Franzosen habe sich damals die deutsche Lage reiner geklärt, als dem überwiegenden Teile der Deutschen. Daß indessen seine Ansicht nicht das ganze demokratische Lager beherrschte, daß vielerorts der Einheitsgedanke den Wunsch nach Freiheit niederzuringen begann, wußte der junge Politiker schon 1833, wenn er im Falle einer deutschen Volksvertretung viele württembergische Abgeordnete von der Linken »auf die äußerste Rechte treten« sah.

1833 tadelte Gutzkow einen solchen Überläufer noch bitter; denn erst 1837 bekannte er sich selbst zum Staat, und 1837/38 regte sich auch die Sehnsucht zur Einheit verzagt zum erstenmal. Hatte 1832 der junge Reiseschilderer mit Heines spöttisch-schmerzlichem Tone sich gebrüstet, daß er »für Deutschlands Einheit monatlich keine 24 Kreuzer gebe«, so zeigt die geistige Zerbrochenheit nach dem Wallyprozeß nirgends solchen Riß, wie in der traurigen Anerkennung eines verdienstlichen Bundestags, wie in dem zufriedenen Satze: »Vielleicht daß sich zur politischen Einheit, welche wir jetzt besitzen, auch die Einheit des Geistes findet und Deutschland endlich lernt, von seinem Reichtum den würdigen Gebrauch zu machen.« Unter diesem »Reichtum« verhüllte der lobesvolle Untertan des Bundestags vor einer lauernen Zensur wohl nur den Gedanken der Freiheit und konnte vier Jahre nach Goethes Tod die politische Arbeit des Klassizismus leugnen: die Einheit des deutschen Geistes. Es waren vorüberstreichende Augenblicke von Schwäche, und Gutzkow erhob sich wieder aus dieser geistigen Trägheit eines Theodor Mundt, der lässig, mit verschränkten Armen den übermächtigen deutschen Krähwinkelgeist feststellte und deshalb zur politischen Einheit die Hand nicht rührte.

Doch die Nachwirkungen von Gutzkows Vorliebe zur Freiheit dauerten noch in die Jahre hinein, als er sich dem Trieb zur Einheit hinzugeben begann. Wenn er schon 1838 sogar einige

freiheitliche Befugnisse dazu opfern wollte, so ernüchtert er allerdings den seine Opferfreude bewundernden Leser durch den mephistophelischen Nachsatz: »Besser, die Macht ist auf wenige, am besten, sie ist auf einen übertragen; denn die Verständigung wird dann leichter, die Befreiung kürzer.« Noch 1841 spottete Gutzkow der Rheinsänger: »Wer für die Freiheit nichts weiß, weiß sich was als Patriot«; noch 1841 bedauerte er den nationalen Instinkt, vor dem der Kampf um die Freiheit verstummt sei.

Rückschauend konnte es der alte Gutzkow für seine ursprüngliche Haltung, wollte er es für die »größere« föderalistische und freiheitliche Strömung nicht leugnen: »An die Reicheinheit, und wenn auch eine Einheit quand même, sogar ohne die Bürgschaften der Freiheit, sind wir erst durch die Thierssche Drohung von 1840 erinnert worden.«¹⁾

Kräftigung des Einheitswunsches.

Doch Thiers war nur der letzte Anlaß. Es kann den ersten Blick verwundern, wie sich der Gedanke der Einheit mit dem deutschen Liberalismus vermählen konnte, waren doch im Grunde seine Kräfte auf Entfesselung, nicht auf Bindung gestellt. Doch je mehr sich der Liberalismus aus Phantasien auf den Boden der Tat rettete, desto häufiger mußte er sich mit dem Bedürfnis nach Einheit begegnen. Zwar die Lehre, womit Bonaparte die Ohnmacht deutscher Zersplitterung gezüchtigt hatte, vergaß der deutsche Liberalismus meist in der Erschlaffung der ersten Friedensjahre, in der Versicherung, den unbändigen Korseen auf St. Helena zu wissen, in dem Trost, das Schicksal werde auf absehbare Zeit für ein zweites solches Erzeugnis zu kraftlos sein.

Doch in den neuen Ausschweifungen eines weltbürgerlichen Liberalismus fand mancher jetzt realer fühlende Deutsche den Händedruck von den Gesinnungsgenossen des Auslands nur kühl erwidert, und um so kühler, je mächtiger der Heimatstaat war, auf den der Fremde verzichten sollte. Und während das Weltbürgertum des Liberalen zwar auch die weiten Schranken deutscher Kultur gesprengt hatte, so griff es doch zugleich über die Grenzen des mehr oder minder großen Staates nach seinem deutschen Stammesbruder hinaus, sich ihm in Gedanken wie zur Tat zu verbünden. Das Gefühl dieses gemeinsamen politischen

¹⁾ Wenn Gutzkow 1875 »einen deutschen Kaiser anzustreben ... vor 1848 geradezu lächerlich« glaubte, so widerspricht es der eigenen Stellung in den vierziger Jahren, und wenn er sogar eine Revolution als notwendig voraussetzte, so ist diese Erkenntnis des 1848 Über-
raschten zu sehr ex eventu diktiert, um verwertet werden zu können.

Zieles mußte die kulturelle und ethische Einheit, die Leistung des Klassizismus, erweitern. Von dem Gedanken Laubes aus, der die deutsche Einheit in den deutschen Strömungen des Liberalismus, »der jetzt herrschenden Weltseele«, erfüllt sah, ließ sich auch eine Pforte zum Begriff der politischen Einheit öffnen.

Und die mächtigsten, die Einheit tragenden Kräfte fand der Liberalismus in den Gründen seines Ursprungs, nicht im Weltbürgertum, das nur eine Folge war, nicht in Ereignissen, die zufällig in seine Entwicklung gefallen waren. Wie die ganze Gedankenwelt des Liberalismus aus politischen und wirtschaftlichen Zuständen geboren und genährt worden war, so wandte er sich auch, von seinen Höhenflügen zu Versuchen irdischer Verwirklichung zurückgekehrt, instinktiv zu den geheimsten und stärksten Quellen seiner Entstehung hin. In Deutschland hatten weniger die viel verherrlichten Herrscher, wie Friedrich der Große oder Joseph II., seine Entstehung wider Willen begünstigt, als die Fürsten von kaum meilengroßen Ländchen, die ihre gespreizten Tyrannengebärden nur mit dem Blut und Geld ihrer Untertanen ermöglichen konnten.

Wenn sich der politische Liberalismus mit einem Ersatz der kleinen Tyrannen durch eine Duodezrepublik hätte begnügen können, so forderte die sich dehnende Industrie aus gebieterischer Lebensnot, die engen Zollbarrieren zu zerbrechen, da das eigene Ländchen meist nicht genügenden Absatzmarkt zu stellen sowie nicht alle Bedürfnisse ohne Einfuhr zu stillen vermochte. Doch der Zollverein befriedigte nur diese erste Forderung des deutschen Bürgertums, das die neuen Fabriken und damit den Handel auf erweitertem Absatzgebiet sich zu eigen machen mußte, wollte es nicht verkrüppeln und Deutschland als Agrarland dem Weltmarkt überlassen. Gebieterisch forderte die neue Wirtschaftslage auch neues, forderte gleiches Recht der Einzelstaaten.

Von den Männern der Paulskirche, deren Aufruf zur Einheit man sich weigerte, mußte man doch die einzige deutsche Tat des deutschfeindlichen, gestürzten Bundestags, eine gemeinsame Wechselordnung, empfangen, wenn die einzelnen Staaten sie auch »selbstherrlich« in eigenen Gesetzen verkündigten, und daß fast alle Staaten später das einheitliche Handelsgesetzbuch einführten, bezeichnet tief die gewaltigen wirtschaftlichen Kräfte, die am deutschen Staatenbunde wühlten, die dem Bundestag in seiner eigenen Tat das Grab gruben. Wie weit die neuen wirtschaftlichen Kräfte über den Zollverein hinaustragen würden, waren sich seine Gründer kaum zu deutlich bewußt, doch die späteren Staatsmänner Preußens waren der wirtschaftlichen Notwendigkeiten immer sicherer geworden, und die Aussicht,

abseits des Zollvereins leben zu müssen, genügte 1867 für das widerspenstige Bayern, sich sehr rasch mit einem Zollparlament von bundesstaatlichem Charakter zu befreunden. Wirtschaftsgesetze waren zumeist die raschen Früchte des Norddeutschen Bundes, Wirtschaftsgesetze erntete man überwiegend vom Deutschen Reich, wirtschaftliche Gründe vereinheitlichten Post und Eisenbahn.

Seit 1648 bedrohte das Ausland Deutschland am Leben, doch Deutschland blieb zersplittert und ohne Einheit des Heeres. Der Versuch, 1831/32 die verrottete Kriegsverfassung des Bundes zu erneuern, war zwar ein Symptom, aber ohne dauernden Erfolg. Erfolgreich wurde erst der Zollverein, und in seinem Gefolge kamen die Waffenbündnisse deutscher Einzelstaaten. So trat auch äußerlich der Grund früher als die Folge zutage: die neue, sich breit entfaltende Wirtschaft früher als ihr verstärkter Schutz durch Heer und Flotte, den die Einheit fest begründete, den später auch die noch kriegsspröden Elemente des Liberalismus im wirtschaftlichen Imperialismus freudig billigen sollten.

Im Zeitalter des jungdeutschen Gutzkow pflegte der liberale Kämpfer noch selten in die wirtschaftlichen Wellen zu tauchen, und sie rannen, wie immer, in ihrer elementaren Gewalt, doch kaum vom Gedanken in das allgemeine Geschehen gereiht, dem Worte kaum faßbar. So gibt Gutzkow nicht die geheimsten, unversiegbaren Schwingungen des liberalen Einheitsgedankens wieder, sondern nur Ausstrahlungen, die sich aus seinem ideell gerichteten Wesen und dem wachsenden Wirklichkeitssinn des Politikers gebildet hatten. Die geistigen Verstärkungen des Einheitsgedankens, wie sie dem Liberalismus aus einer Richtung der historischen Romantik, ihrer Verehrung mittelalterlicher Kaiserpracht, zufließen konnten und zuflossen, nahm Gutzkow, der erbitterte Gegner von feudaler Verfassungspolitik, fast nur als schwärmender Gymnasiast auf.

Doch wie sich im Kölner Kirchenstreit für Gutzkow der Begriff des Staates überhaupt, die Liebe zu seiner Heimat Preußen, die Ablehnung des Weltbürgertums durch seinen Kampf mit Görres und dem Katholizismus verdichtet hatte, so zuckte aus dem Stolz des preußischen Protestanten hier auch zum ersten Male die Entrüstung über »jenen verderblichen Stammseparatismus, der von je die Deutschen an ihrer innigeren Verschmelzung hinderte, jenen kalten Egoismus und Bauernburschenübermut, der die da von drüben über die Achseln ansieht und jeden für fremd hält, der nicht, wie er, Suppen in Masse und Mehlspeisen ißt«. Das deutsche Sonderungsgelüst, das ein freiheitsschwärmender Liberalismus wie der weltbürgerliche Katholizismus in dem

konstitutionell und religiös zerklüfteten Deutschland hochzuchten konnten, begann der Liberale zu schmähen, als er gegen den mächtigsten Feind seiner Kultur zum Angriff rief.

Doch erst 1840, im aufkochenden Chauvinismus Frankreichs, hub in Gutzkow das Ringen zwischen Einheit und Freiheit an, und bis zu seinem Tode konnte es nicht mehr völlig verstummen. Die flammende Empörung Deutschlands hätte ohne die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte nicht in so weiten Schichten zünden können. Wohl schlugen die Erinnerungen der Freiheitskriege wieder empor, doch der plumpe Bauernschlag der Freiheitsjahre hatte sich erst nach langen Leiden empört, hatte in jener wuchtigen Bewegung erst dann zu Sense und Gewehr gegriffen, als die Obrigkeit rief, als jeder einzelne auf dem eigenen Hof, der eigenen Flur die Verwüstungen des Krieges, der Fremdherrschaft fühlte. In der schwülen Luft von 1840 fuhren die Blitze plötzlicher hin- und herüber. Die Städte und ihr Bürgertum, die Börse, Handel und Industrie waren der nervöse Schallboden der neuen fiebernden Begeisterung geworden. Besorgt hörte sie Zar Nikolaus »am lautesten in den Kreisen der Männer, welche bisher die Regierungen bekämpft hatten« (Treitschke). Das Lebensinteresse der jungen deutschen Wirtschaft dünkte sich gefährdet, und schon spürbar begannen sich die Kräfte des deutschen Liberalismus, den Angriff fürchtend, zum Kampf gegen die wirtschaftliche Weltlage zu sammeln.

Indem Karl Gutzkow nach 1840 den Einheitsgedanken fester packte, ließ er sich unbewußt von den Fluten einer naturnotwendigen Entwicklung fortspülen. An die wirtschaftliche Triebkraft tastete er nicht, und deshalb löste er sich auch zögernd von seinem innerstaatlichen Freiheitsideal. Dem Nachlebenden erscheint die Erkenntnis eines deutschen Machtstaates fast blitzartig in dem Idealisten Gutzkow — blitzartig, was nur die Folge einer sich ihm unbemerkt abrollenden Entwicklung war, der sich der Empfängliche nicht entziehen konnte, die auch in ihm an schwachen Ansätzen, wie seinem heimlichen Stolz als Protestant, als Preuße, anzuknüpfen vermochte. 1841 erschien ihm gegen die äußere, insbesondere französische Bedrohung nur erst der in Freiheit verschwimmende Gedanke ein Schutz: »Das Vaterland in seiner sittlichen, sprachlichen, geistigen Bedeutung mit Menschen- und Bürgerfreiheit und der politische Zustand nur als Mittel zu dieser Freiheit.« »Deutschnational sei unsere Klinge! Aber die Scheide, aus der sie fährt, heiße: Politische Freiheit nach außen und innen.«

Die Reise nach Paris 1842 stärkte das Einheitsbedürfnis in Gutzkow, wie sie sein Gefühl für die deutsche Heimat gestärkt

hatte. Es mag zweifelhaft sein, ob der deutsche Journalist es Thiers ins Gesicht geschleudert hat: »Was wir Deutsche uns selbst nicht geben konnten, was unseren Fürsten, unseren Kammern unmöglich war, eine größere politische Einheit hervorzubringen, das haben Sie uns gegeben. Es war die Folge Ihrer europäischen Politik.« Sicher ist, daß nach der Reibung am französischen Volksbewußtsein, nach dem Anblick des straff zusammengerafften Machtstaates Bonapartes der kurz zuvor noch schrankenlos weltbürgerliche, sogar anarchistische deutsche Journalist mit dem wehmütigen Ausrufe zurückkehrte: »Glückliche Heimat, wirst du auch einst sagen: Wir sind ein Staat?«

Nun hörte er auch die Lehren der Geschichte und beantwortete seinen Zweifel, ob Frankreich an einem uneinigen Deutschland gelegen sei, mit dem nachdenklichen Satze: »Von Richelieu bis Thiers bewiesen es allerdings alle seine Staatsmänner.« Nun drang er tiefer zum Verständnis Deutschlands und der Weltlage, und seine Kunst, sich in die Interessen anderer Völker einzudenken, billigte jetzt endlich auch dem deutschen Volke ein Lebensinteresse der äußeren Politik zu. Wohl ersahnte der umlernende Weltbürger noch 1842 für Deutschland »auch ohne Bundesgenossen im Rat der Völker Sitz und Stimme« nur, um Europa im Gleichgewicht zu schaukeln, doch schon im selben Jahre schwelgte der Demokrat, zwar noch schüchtern in platonischer Liebe, für den Machtstaat: »Ein Politiker sein ist eine leichte Sache, wenn man eine große, gefürchtete Nation zur Seite hat, die unser Lächeln zu einer Drohung, unsere Drohung zu einem Kriegssturm macht«, und 1843 heischte er eine politische Neuordnung Deutschlands, »die es wagen darf, Frankreich und Rußland zugleich zu desavouieren«. Der Träumer von ewigem Frieden verschloß sich nicht mehr der Möglichkeit von Kriegen.

Nur selten ahnte der idealistische Liberale eine Beziehung zwischen Wirtschaft und politischer Einheit, so wenn er 1842, wohl angesichts des drohenden belgisch-französischen Zollvereins, schrieb: Belgien hat »zwei ausgestreckte Eisenbahnarme, einen nach Frankreich, einen nach Deutschland. Belgien wählt, welche Hand es mit diesen Armen drücken soll. Eine wird es wählen, doch nur die Hand eines Mannes«. Der hereinbrechenden Armut zu wehren, hatte schon 1831 Wilhelm Schulz eine kräftige Handelspolitik als notwendig und nur in einem einigen Deutschland als möglich erkannt, und 1832 drohte er den Regierungen mit Gründen der inneren Wirtschaftspolitik, die nur durch die politische Einheit Handel und Industrie aufrichten könne: »Da stellt sich mit tausend Schwierigkeiten die in der Kleinstaaterei angewöhnte Engherzigkeit und Spießbürgerlichkeit entgegen; die Vielartig-

keit der Gesetzgebungen und Verwaltungen; das ewige Schwanken unserer neununddreißig Gesetzgebungs- und Verwaltungssysteme; der Fluch der inneren Mauten; der Unterschied der Münzen, Maße und Gewichte; die Plackerei der öffentlichen und der geheimen Polizeien in den einzelnen Staaten, welche . . . die Bürger jedes anderen Bundesstaates als rechtlose Fremdlinge behandeln usw.«

Wie die Einheit zu gestalten sei, erdachte sich der Liberalismus des Vormärz nicht allein aus dem Instinkte heraus, erst nach der Beherrschung des Staates sich das eigene Leben, die Einheit, sichern zu können, sondern auch aus der nüchternen Beobachtung der Geschichte, der Gegenwart. Der Bundestag vertrat fürstliche Interessen, und der Bundestag hemmte die Einheit. So äußerte Wilhelm Schulz nur die allgemeine Anschauung von nicht mehr weltbürgerlichen, gegen die Einheit gleichgültigen Demokraten, wenn er 1831/32 schrieb: »Nicht eher werden die Interessen des deutschen Volks am deutschen Bundestage vertreten werden, bis durch die Männer seines Vertrauens das deutsche Volk sich selbst vertritt.« »Eine deutsche Volksvertretung würde uns stark genug machen, dem Ehrgeiz Frankreichs zu widerstehen; oder sie würde die Mittel an die Hand geben, uns in der Unabhängigkeit Polens die eigene Unabhängigkeit zu sichern.«

Auch auf der Heppenheimer Zusammenkunft am 10. Oktober 1847 einigte sich nach Bergsträßer der Liberalismus im Mißtrauen gegen die Fürsten: »daß die nationale Frage von den Regierenden allein, ohne Zuziehung des Volkes, d. h. ohne eine Volksvertretung, nicht zu lösen, und daß sie bedingt sei durch eine freiheitlichere Ausgestaltung des politischen Lebens in den einzelnen Staaten.« Vielleicht hatte das Erfordernis der Einheit das Bedürfnis nach Freiheit im deutschen Liberalismus schon überholt, aber in den Überzeugungen seiner geistigen Wortführer haftete das innerstaatliche Freiheitsideal, die Enttäuschung am Bundestag noch zu tief, um leichthin ausgerodet zu werden, und wenigstens ihrem Wortschatz verblieb es noch lange, oft noch nach der schmerzlichen Empfindung für die wirkliche Machtverteilung, die in der Paulskirche aufriß.

Auch für den Demokraten Gutzkow eigneten sich die Fürsten nicht, der deutschen Einheit voranzukämpfen. »Diesen hohen Herren fehlte es zu allen Zeiten an der rechten Bescheidenheit, Bildung, Vaterlandsliebe. Sie haben sich auch jetzt in Frankfurt a. M. die Hand gegeben, nicht um unser Volk größer, stolzer, reicher zu machen, sondern nur um sich selbst, jeder in seiner Vereinzelung, kräftiger zu fühlen.« Und schon drei Jahre früher, 1843, konnte Gutzkow »Süddeutschland vor einem Rückfall

in Montgelasse'sche Politik« nur sichern, wenn man mehr auf Einheit des deutschen Volkes, als auf Einheit der Fürsten hinarbeitete. Obschon Gutzkow an ihm bekannten, zähen Widerständen auch in den deutschen Stämmen rüttelte, obschon er nach den großen Worten der deutschpatriotischen Feste und Kongresse »nun die großen Taten« vermißte, so überschätzte er mit den meisten Führern des Liberalismus selbst nach 1848 den noch treibenden Druck nach innerstaatlicher Freiheit, spürte noch nicht, wie die Kräfte des Liberalismus sich des nackten Lebens willen um den Gedanken der Einheit ballten, und wenn er sich 1846 nach der Einheit Deutschlands »mit einem erblichen Fürstensenat und einer wandelbaren Volkskammer« sehnte, auf die »großen und mutvollen Eingebungen und Offenbarungen von Heroen« harrete, so erwartete er kaum, daß diese Heroen auch dem Lager der Regierungen entwachsen könnten, dem Bürgertum zu helfen, das im Kampfe um sein eigenes Leben zugleich um die wirtschaftliche Weltstellung Deutschlands rang.

Kleindeutschland.

Wie tief Gutzkow nationale Sonderart unterschätzt hatte, ist zu ermeszen, wenn er von religiösem und demokratischem, zögernder von nationalem Boden aus das österreichische, innerstaatliche Problem angriff. Während für den an seinem Preußentum inniger hangenden Theodor Mundt Österreich »die vielen fremdartigen Stoffe... nicht im mindesten zu einer Einigung und Naturalisierung in sich verarbeitet« hatte, widerlegte es 1836 für Gutzkow den geschichtlichen Satz, daß Staaten aus verschiedenen Stämmen auf die Länge zerbrächen. Wenn er freilich zugleich das verschmelzende Bewußtsein, ein Volk zu sein, vermißte und die Dauer dieses Staatengebildes von der Weisheit des Wiener Kabinetts abhängen ließ, so sollte der Weihrauch jenes ersten Satzes wohl nur den Zensor umnebeln; denn schon 1837 maskierte er nur schlecht seine demokratische Abneigung gegen das Land Metternichs.

Offen diktierte ihm 1845 die Partei seine Beobachtungen auf der Wiener Reise. Er bewunderte die blühende Wirtschaft, doch selbst der Nutzen der österreichischen Dynastie, den Staatskörper straffer zusammenzuhalten, dünkte ihm nutzlos: Nur Lockerung werde dem Reiche nützen; — nicht wunderbar, wenn er sich über die »romantischen Schülerschwänke« der Panslawisten auf Böhmens Hoch- und Mittelschulen leichthin beruhigte. Zu dem Unbehagen, womit der Kämpfer für das Bürgertum auf dem Tummelfeld eines internationalen, vielsprachigen

Adels verweilte, gesellte sich noch ein persönliches Moment: Der Protestant konnte sich auch in Österreich nicht zu Gebräuchen und zur Hierarchie des Katholizismus bekehren.

Den Egoismus Österreichs, der heute deutsche, morgen europäische Politik treibe, durchschaute er schon 1838, doch die Hoffnung des Lesers, daß er zugleich die geographischen und wirtschaftlichen Bedingungen dieses Doppelspiels durchschauen würde, enttäuschte er 1845, indem der Demokrat auch hier nur die Dynastie dieses Egoismus bezichtigte. Trotz seiner Demokratie hatte indessen schon 1831 Wilhelm Schulz die Probleme der Wirtschaft beachtet und aus Österreichs Lage an der Donau und am Adriatischen Meer »eine östliche und südliche Richtung« seines Handels gefolgert. »Daher sehen wir Österreich um Handelsvereine mit deutschen Staaten nicht sich bemühen, während die wohlverstandene Politik Preußens ihre Verbindungen zu erweitern und fester zu begründen suchte.«

Wie wenig Gutzkow die Verschiedenheit der österreichischen Lebensinteressen witterte, bei seinem noch dürftig entwickelten Begriff vom Staate überhaupt nicht wittern konnte, beweist der großdeutsche Satz, den er im gesteihten Nationalgefühl nach seiner Pariser Reise niederschrieb: »Preußen und Österreich haben sich getrennt in Regensburg und müssen sich in Frankfurt wiederfinden.« Ein kurzer Augenblick, in dem der Demokrat sein fürstliches Steckenpferd nicht ritt, räumte ihm auch die Hindernisse weg, Österreich in das neue Reich einzuschließen, und erst die Erfahrung von 1848 reichte ihm die ersten, von Jahr zu Jahr sich mehrenden Handhaben, das österreichische Problem nicht mit demokratischer Zu- oder Abneigung zu betasten, sondern es wie ein Staatsmann der äußeren Politik zu packen.

Preußen, der „Staat der Abstraktion“.

Ebenso wie im Urteil über Österreich zunächst der Demokrat Gutzkow richtete, so wertete er auch Preußens Fähigkeit zur deutschen Einheit nach seiner Eignung zur Freiheit. Doch anders als in seiner Stellung zu Österreich zeigen hier quälende Zuckungen, daß Gefühle, die sich im Elternhaus, in Heimatstadt, in Religion erwärmt hatten, vom Verstande des gesinnungsstrengen Liberalen nicht schmerzlos zu ertöten waren.

Wenn man im deutschen Liberalismus 1847 sich zu dem Glauben neigte, volkssouveräner Einzelstaaten ebensowenig wie eines souveränen Gesamtvolkes entbehren zu können, so fühlte man unbewußt, daß das Lebensbedürfnis des Liberalismus: die Einheit, in eigener Herrschaft sicherer befriedigt würde. Doch

sich um die wirtschaftlichen Elemente weniger kümmernd, die vor allem nach Einheit begehrten, sich über die Stoßkraft der eigenen Partei allzu gröblich schmeichelnd, vernachlässigte man die Frage der Einheit oder hielt sie mit dem Siege der Freiheit für gewonnen, und so vernachlässigte man auch die Kräfte, die ohne die bürgerliche Freiheit die Einheit heranziehen könnten.

Auch Paul Pfizer suchte 1831/32 nur flüchtig auf anderem Pfade, abseits von der liberalen Straße, zur Einheit vorzudringen. Wohl erstaunt es, wenn er, für die Macht und ihr natürliches Schwergewicht empfänglich, den Liberalismus seiner bunten Selbsttäuschungen zu entkleiden schien: »Zum Vollbringen eines großen und guten Werks gehört nicht allein der Wille, sondern auch die Macht. Und wo ist denn außer Preußen die Macht, Deutschland wiederzubeleben?« Und es erstaunt, wenn er Preußens Mangel an einer Volksvertretung nicht bedauerte, vielmehr begründete: »Um aber seine Stelle unter den Mächten, welche das Schicksal der Welt bestimmen, zu behaupten, mithin seine Rolle gegen außen fortspielen zu können, mußte bei Preußen bisher alles politische Leben sich nach außen drängen.« »Die Einheit des Willens, die Konzentration der Kraft, die ungehemmte Raschheit der Vollziehung ist, solange Preußens materielle Hilfsquellen nicht bedeutend zunehmen, sein höchstes Gesetz.« »Daher in Preußen keine Preßfreiheit, bis jetzt noch keine allgemeine Volksvertretung, nichts was irgendeinen innern Zwiespalt aufregen könnte.«

Den gleichen Zusammenhang würdigte 1832 der liberale Publizist Johann Heinrich Schnitzler¹⁾, mit Pfizers »Briefwechsel« übrigens bekannt: »On comprit aussi que l'unité de pouvoir était pour le gouvernement une condition d'existence, que les lenteurs et les indiscrétions inséparables du gouvernement représentatif paralyseraient ses mouvements, et qu'une opposition que ce même régime ne tarderait pas à faire naître, compromettrait la sûreté de l'État et cette puissance factice qui la protège.«

Doch Pfizer war weit entfernt davon, auf die Freiheit zugunsten der Einheit zu verzichten. Selbst an den wenigen Stellen seines »Briefwechsels«, wo ihn der Mangel einer preußischen Volksvertretung erfreute, kam es nur seiner süddeutschen Furcht zustatten, die er in der zweiten Auflage seines Werkes nicht ver-

¹⁾ In der Schrift: »De l'unité germanique ou de la régénération de l'Allemagne par un Cosmopolite«, Strasbourg 1832. Schnitzler, Statistiker, geboren am 1. Juni 1802 zu Straßburg, gestorben am 19. Oktober 1871, längere Zeit in Rußland, von 1828 bis 1847 in Paris, Verfasser mehrerer statistischer und historischer Werke, besonders über Rußland.

hehlte, jener Furcht, ein preußisches Volksparlament schwellte den preußischen Staat zu bedrohlich für die völkische Eigenart Süddeutschlands an, und er war nur gesonnen, mehr oder minder bald die innerlich kraftlosen Provinzialstände Preußens desto schmerzloser in einem volkssouveränen Deutschland aufzulösen. Nur an seltenen Stellen schien Pfizer auch mit einer Diktatur des absolutistischen Preußens die Einheit Deutschlands erkaufen, wenigstens beginnen zu wollen, und im Schlußkapitel, das er der zweiten Auflage mitgab, und das der gegen Preußen skeptischere Partner seines »Briefwechsels« schrieb, stützte er sich wieder krampfhaft auf den Hebel der Freiheit, statt aus seiner tiefen Einsicht in Preußens Geschichte zu folgern, daß Preußen auf absehbare Zeit den entkräftenden Kampf des Liberalismus um die Staatsmacht auch in einem einigen Deutschland noch nicht ertragen konnte, wenn Preußen sich als Großmacht behaupten, seiner Wirtschaft den Weltmarkt erzwingen, damit zugleich den Zielen des zur Einheit, zur Großmacht drängenden Deutschlands am treuesten dienen wollte.

Wie tief der Liberalismus dem behutsamen Preußenstaat verpflichtet war, konnte Gutzkow noch weniger erkennen. Ihm fehlte der Zusammenhang zwischen Liberalismus und Wirtschaft oder statt dessen die liebevolle Einfühlung Pfizers in preußisches Eigenleben. Doch mußte er 1848 Preußen es zugestehen, »daß dieser innere und äußere Frieden den materiellen Bedürfnissen und der Befestigung der irdischen Wohlfahrt günstig war«. Aber die mögliche Erkenntnis, daß Preußen um dieses Friedens willen von seiner Entwicklung opfern mußte, die mögliche Erkenntnis von den gefährlichen, zeitraubenden Erschütterungen junger Parlamente verblaßte ihm vor der Sonne innerstaatlicher Freiheit. Wo der Preußenschwärmer Pfizer eine Notwendigkeit, obschon keine unwendbare fühlte, stellte noch viele Jahre später Gutzkow bitter die Müdigkeit der europäischen Völker und Preußens Rüstung gegenüber und fragte höhnisch nach der Notwendigkeit, sich so zu waffnen, tröstete ihn noch 1858 nichts für die Mißachtung der persönlichen Freiheit und des unerschrockenen Worts, für die Versagung des Parlamentes. —

Doch selbst wenn Gutzkow schon damals von dem Gedanken eines preußischen Machtstaates durchflutet gewesen wäre, so hätte er zunächst im bestehenden Preußen jede Voraussetzung entbehrt. Im Gegensatz zu Theodor Mundt, der in einem lichten Augenblick für die absolute Monarchie in dem buntgearteten Preußen »mehr Anknüpfungspunkte und Bedeutung« fand, »als in den ausgeglichenen und mit sich selbst uniformen Staaten, besonders den kleinern deutschen, die sich deshalb leichter und

schneller in einer konstitutionellen Form zusammenfassen konnten«, unterschätzte Gutzkow die schiedende Kraft des Absolutismus, und den »Staat der Abstraktion«, des bloßen Gedankens, des fürstlichen Länderschachers: Preußen, konnte seine Taktik, gewiß auch jahrelange Überzeugung nur in den Klammern einer Volksvertretung vor dem Verfall wahren. Daß Treitschke jene Mißachtung preußischer Lebenskraft zur Charakteristik des Politikers Gutzkow aus einer längeren Streitschrift herauspflückte, kennzeichnet Treitschke und den Gesichtskreis seiner Zeit¹⁾, weniger Gutzkow; denn noch heute folgert man aus der »Abstraktion«, aus der ungleichen Bevölkerung Preußens die Möglichkeit, es zu zertrümmern, begegnet sich im gleichen Ergebnis mit der süddeutschen Angst, die sich durch ein allzu konkretes Preußen erschreckt.

Auch Pfizer hatte 1831/32 in unzufriedenen Augenblicken Preußen einen »künstlichen Staat« gescholten, um liberale Wünsche daran zu knüpfen, und zur selben Zeit witzelte der »Narr« Gutzkow schon über die »Quadratur des Zirkels« oder »den Mittelpunkt des preußischen Staates«, und auch dem ernsthaften Politiker Gutzkow bot sich in Preußen damals der »Zufall, das, was ist und auch nicht ist«. Wenn Gutzkow zur Verdichtung seines abstrakten Preußens die Volksvertretung empfahl, so deckte er den geheimen Grund zu seinem Hohne auf. Wohl waren die Gründe gewichtig, die er offen vorbrachte, so wenn er die aufbegehrende Lebhaftigkeit und neue Wirtschaftsform der Rheinlande den slawendurchsetzten, landbebauenden, rückständigen Ostprovinzen gegenüberstellte, wenn er sich in die steife Rolle eines Berliner Geheimrats im sinnenfrohen katholischen Köln versetzte, doch es genügte nicht, wenn er für den preußischen Staat nur drei bindende Elemente fand: »die Militärverfassung, das Beamtenwesen und die glücklichen Chancen des allgemeinen deutschen Zollverbandes«.

Zu dem zeitweiligen Wunsche Pfizers, dieses innerlich erstarrte Preußen erst durch eine Auflösung in Deutschland zu beleben, fehlte Gutzkow der Schwung, unzeitgemäß zu denken, fehlte das historische Verständnis. In den dreißiger Jahren schäumte in ihm der jugendliche Widerwille so heftig über, daß er nicht einmal den im Liberalismus üblichen Wunsch teilte, der

¹⁾ Die andere Stelle, die Treitschke entrüstet: von dem »hellen Klang des Glöckleins auf den Rheindampfschiffen, das heutzutage mehr Teilnahme erzeuge, als der dumpfe Glockenhall vom Kölner Dome«, stammt nur aus einem Briefe Levin Schückings, den Gutzkow allerdings billigt.

»Württembergischer Hofes«, dem Linken Zentrum¹⁾, eine Republikanisierung der Einzelstaaten, doch während sich z. B. jene Partei die Frage des Reichsoberhauptes offen hielt, genügte er seinem demokratischen Argwohn, seinem Wunsch, die Volksgewalt leuchtender darzustellen, durch eine republikanische Überwölbung Deutschlands, durch einen bürgerlichen Präsidenten des Reiches — ein Plan, wie ihn der süddeutsche Radikalismus am 26. März vorgezeichnet, jedoch schon im Vorparlament zu einzelstaatlichen Republiken erweitert hatte.

An diesem Märchenbau ergötzen sich noch mehrere Flugschriften und, wenn er auch von Gabriel Rießer schon damals »Wahnsinn« gescholten wurde, so zeigte er doch sichtbar, zu welch seltsamen Krümmungen die Widerstände der alten Gewalten den deutschen Liberalismus nötigen konnten. Gutzkow schmeichelte sich sogar, die am Reichsoberhaupt aufglommende Eifersucht der Höfe durch einen bürgerlichen Präsidenten zu löschen, und er beteuerte treuherzig dem König von Bayern, es sei ihm gewiß willkommen, wenn er nicht durch einen Hohenzollern oder Habsburger über den gemeinsamen Volkswillen unterrichtet würde. Daß dem stürmenden Volk diese Bresche im Fürstentum gelingen würde, zweifelte er selbst: »Die hohen Herren werden leider immer vorziehen, unter einem fürstlichen Reichsverweser das Vaterland zu verwirren, als unter einem bürgerlichen Präsidenten es zu stärken und zu einigen.«

Doch da Preußen durch seine Reaktion, besonders seit 1840, zu einer Vormacht nicht geschickt, nicht beliebt sei, wußte Gutzkow keinen anderen Ausweg gegenüber dem sonderungssüchtigen Fürstentum und verließ sich auf das den Adel beugende Bürgertum der Einzelstaaten. So hätte Gutzkow als Abgeordneter taktisch für eine provisorische Dreigewalt: Preußen, Österreich und Bayern, gestimmt, um sich den Weg zur republikanischen Spitze nicht zu stark zu verrammeln, doch sein Mißtrauen gegen das Fürstentum, gegen das Doppelspiel des »harmlosen« Erzherzogs Johann verquickte sich seltsam mit einem tiefen Gefühl für die Machtverteilung, wenn er nicht anders wußte, als den fürstlichen Interessen einen Gesandtenrat für sich allein zuzubilligen.

Näher als in der Frage des Oberhauptes kam Gutzkow einem elementaren Bedürfnis des Liberalismus und ging doch auch hier

¹⁾ So wenigstens nach einer Charakterisierung ihrer Ziele durch Dr. Eisenmann, Die Parteien der deutschen Reichsversammlung, Erlangen 1848, S. 27, während ihr eigentliches Programm sich zurückhält.

Preußen mit Deutschland zu verknüpfen, und er tauchte in die verbreitete Ansicht unter, zur Einheit Deutschlands eine preußische Volksvertretung voraussetzen zu müssen.

Da ihm die Freiheit, nicht die Einheit vorleuchtete, war ihm jedoch die preußische Volksvertretung nicht ein Mittel für die »moralische« Eroberung Deutschlands, wie es Radowitz durch einen in Preußen aufzurichtenden Hort des Rechtes zu erreichen hoffte, sondern eine Voraussetzung, von der auch der gute Wille Süddeutschlands nicht entbinden konnte. Die Möglichkeit der moralischen Eroberung flüsterte der Freiheitskämpfer nur im Kölner Kirchenstreit listig seinem durch das Schicksal zugekehrten Verbündeten ins Ohr, und wenn er 1848 rückschauend die süddeutschen Widerstände gegen den Zollverein auf eine Verwechslung des preußischen Volkes »mit seinen Offizieren und Geheimenräten« zurückführte, dem auch 1830 nicht liberalisierenden Preußen die Gelegenheit zur deutschen Vormacht entschlüpft wähnte, so schien es zwar, als bedauere er die Versäumnisse zur Freiheit nur um der Einheit willen, doch schrieb er es in einer Stunde, als er die Freiheit überall geborgen glaubte, nur die Einheit Deutschlands noch zu pflücken blieb.

Wie Wetterleuchten der weiteren Entwicklung zuckte selbst auf den weltbürgerlichen Irrwegen die Liebe zum engeren Heimatstaate in Gutzkow auf, und 1842 freute es den preußischen Redakteur des Hamburger »Telegraphen«, den Demokraten, daß alle Berichte der Bürger »die militärischen Dienstleistungen der Preußen« beim großen Brande zu Hamburg, ihre »militärische Präzision« nicht genugsam rühmen konnten. Aus der Vertiefung in die Zeit des Zopfes, in den burlesken Hof Friedrich Wilhelms I. quoll eine schüchterne Liebe zu Preußen über, und wenn ihn die Mode Heines, der politischen Literatur verärgerte, die auf Preußens oder der Mittelstaaten Schwächen mit dem Finger deutete, das Wien Metternichs in lustiger Tünche übermalte, so war sein Gefühl, nicht nur sein wägender Verstand verletzt. Und ein Gefühl, das sogar sein innerstaatliches Freiheitsideal zu verdunkeln schien, brach 1842 in die unwirschen, auf seine Pläne von 1848 weisenden Worte aus: »Wenn all' diese Tetrarchen ihre Herrschaft an größere Kronen abgäben (z. B. an Preußen) und sich mit einer Apanage begnügten, es würde ihnen und ihren Untertanen besser sein.«

Der Weg über den Zollverein, auf dem Preußen zur Einheit führte, wurde vom Liberalismus in seiner Zielmöglichkeit oft nicht erkannt, oft verworfen. Wilhelm Schulz, der die wirtschaftlichen Triebkräfte zur Einheit klar zu nennen wußte, würdigte zwar 1831 die Bestrebungen der verschiedenen Handelsvereine

und wohlwollend Preußens Zollverein, doch sein kritischer Zweifel verstärkte sich 1832 bis zu schroffer Ablehnung. Über dem damaligen Wirrwarr der sich befehrenden Handelsvereine verzweifelnd, übersah er die natürliche Anziehungskraft des großen preußischen Staates. Neben dem Mißtrauen des Liberalen, neben dem süddeutschen Mißtrauen, Preußen bürge durch nichts für eigene Unterordnung unter die allgemeinen Interessen, betonte er besonders, die wirtschaftlich verkümmernde Nation aus den Zufälligkeiten der Verträge in eine organische Einheit hinüberretten zu müssen. Trotz aller Erkenntnis schätzte er die Kraft der Wirtschaft und die Anziehung des mächtigen Preußens doch zu niedrig, als daß er die nicht wieder aufhebbare Schwerkraft der Verträge mit Preußen gespürt, von ihnen aus die Einheit erstrebt, als daß er zur politischen Einheit den Gedanken fortgewoben hätte, den L. Kühne, mit Motz und Maassen tief vertraut, 1841 in einer privaten Denkschrift über den Zollverband enthüllte: »Die Gewalt der Sachen ist es, die den Verein gegründet hat.«

Vollends Karl Gutzkow, in dem der Druck des wirtschaftlichen Liberalismus zur Einheit nur langsam die demokratischen Freiheitsideale beiseite trieb, stieg auch nicht nach Klärung der Lage, auch nicht nach 1833 bis zu den letzten Gründen des Zollvereins hinab. Wie Theodor Mundt erkannte er zwar den preußischen Zollverband als bahnbrechend für eine mögliche politische Einigung¹⁾, und es verrät seinen politischen Instinkt, wenn er als Vorzug die Umgehung des Bundestags wohl ausdrücklich bezeichnet hatte. Zu elementar waren zwar auch für Gutzkow die wirtschaftlichen Kräfte, als daß er hier sich auf den Abscheu manches süddeutschen Liberalen eingelassen hätte, der dem absolutistischen Preußen auch eine wirtschaftliche Gabe nicht danken mochte. Doch der wirtschaftliche Zwang zur Einheit reizte den Dichter nicht zur tiefen Erkenntnis, zur Folgerung, nötigte ihm 1841 nur den Spottvers ab:

»Erst im Kaffee, dann im Kattun, in der Seide, einig im Zucker—
Geht erst der Magen voran, folgt dann die Seele wohl auch.«

¹⁾ In »Rückblicken auf mein Leben« (S. 172) und »Neue Freie Presse«, Wien 1873, Nr. 3153, S. 2, 2. Spalte, erwähnt Gutzkow einen hierauf sich beziehenden Aufsatz, den er in Friedrich Brans Zeitschrift »Minerva« in Jena habe erscheinen lassen, und zwar in den dreißiger Jahren. Es gelang mir nicht, den Aufsatz aufzustöbern. Zwei Abhandlungen (1841, 4. Band und 1842, 1. Band) über denselben Stoff konnte ich Gutzkow schon des Stiles wegen nicht zusprechen.

4. Kapitel.

Der Kampf in der Paulskirche.**Die neue Lage.**

»Nach Paris wollt' ich anfangs, aber dies Chaos anzusehen macht mir keine Freude. Die kommunistische Phrase, mit der Guillotine bewaffnet, da ist's nicht behaglich. Diese Revolution gab mehr als sie sollte. Ich begreife nicht, welche Miene die Leute machen werden, die gehofft haben, daß ihre Zeit gekommen wäre: Thiers, Barrot, Mauguin. Sie werden nicht ruhen, bis nicht die Monarchie hergestellt ist. Diese Republik sieht bloß nach einer Lesereminiszenz aus Louis Blanc usw. aus.« So zeichnete am 1. März 1848 Gutzkow seinem Freunde Dingelstedt brieflich seine Haltung zur Pariser Februarrevolution.

Auch im Herbst des Jahres stürzte für ihn die Julidynastie »nicht durch die Macht derer, die sie angriffen, sondern durch die Gleichgültigkeit derer, die sie verteidigten«. Und wenn er den paradoxen Satz hinwarf: »Die Republik ist in Frankreich aus Verlegenheit entstanden«, wenn er den Zweifel an ihrem Bestande skeptisch beruhigte: »Noch ist nichts da, das die Möglichkeit ihrer Durchführung bestreitet«, so klingt es schon fast wie die Ahnung des Napoleoniden. Denn in Gutzkows Meinung bewegte sich Frankreichs Freiheit jetzt in weiteren Schranken, als der angewendeten Wucht des Sprengstoffs entsprach, und die Geschichte sollte ihm die Erwartung eines heftigen Rückschlags bestätigen.

Wenn man in Deutschland den Hebel zur gleichen Stunde hineinrammte, so galt es hier einen unvergleichbar stärkeren Ruck als in Frankreich. Hier war nicht bloß die Herrschaft des Bürgertums zu verbreitern, seine unteren Schichten und den Arbeiter des Maschinenbetriebes in ein straff gefügtes, machtstrahlendes Staatsgebilde einzugliedern — in Deutschland nahm der Liberalismus einen ungeheuren Anlauf, in seiner neuen Wirtschaftsform sich selbst zu behaupten und sich zur Herrschaft zu schwingen.

Sich selbst zu behaupten, mußte der Liberalismus den Zollverein zur politischen Einheit Deutschlands erweitern, zu der es die bäuerlichen, die junkerlichen, sich selbst befriedigenden Sonderwirtschaften niemals mit urwüchsiger Gewalt gedrängt hatte¹⁾. Zur innerstaatlichen Freiheit trieben den Liberalismus

¹⁾ »Aber das Volk und besonders der Bauernstand, dessen Lage durch Verminderung der öffentlichen Lasten sich am meisten ver-

meist Ideen seiner geistigen Lehre, doch auch der unbewußte, organische Wunsch, sich selbst durch eigene Herrschaft gegen Rückschlag und Wechsel zu wahren. Sich zu behaupten gelang dem deutschen Liberalismus zwar nicht 1848, doch nach wenigen Jahren, sich zu sichern erst nach mehreren Jahrzehnten.

Mit den Pflastersteinen in Berlin und Wien aus dem Boden gerissen, wälzten sich die Ideenmassen des Liberalismus in fast unentwirrbarem Knäuel einher — mit sich schwemmend den tobenden Brandruf der Anarchie, des Kommunismus bis hin zu den leise beschwichtigenden Worten von organischer Entwicklung. In der Paulskirche prallten die Massen an die Pfeiler des alten deutschen Staatsgebildes — ohnmächtig. Dem Mitlebenden dünkte es, als hätten die Pfeiler nur leise gewankt und getrotzt, doch der Nachlebende sieht seit jenem Sturm die alten Steine in langen Jahrzehnten langsam zerbröckeln.

Es ist tragisch zu hören, wie sich Demokraten oder Liberale jener Tage gleich Gutzkow in heilsichtigen Minuten über die Nationalversammlung als einen »alten Bundestag mit parlamentarischen Umständen« erbitterten, in seiner Zusammensetzung aus berühmten Namen, aber wenig politischen Köpfen nur einen Zufall, noch nicht die Notwendigkeit, noch nicht die mangelnde Reife des in Deutschland zu ideell aufgeschossenen Liberalismus finden konnten, wie sie von Stunde zu Stunde die moralische Macht, den Ausfluß der geistigen und wirtschaftlichen Kräfte, diese einzige auf die Dauer siegende Macht, verrinnen und infolge von radikalen, das Bürgertum schreckenden Ereignissen zu den Regierungen übergleiten fühlten, wie ihre noch rasch vorüberhuschenden bangen Ahnungen im Herbst 1848 doch nicht das herbe Ende ahnten, zu ahnen wagten: »Man schiebt das Verfassungswerk von Woche zu Woche, von Monat zu Monat auf. Man wird zuletzt weniger zustande bringen, als was noch Dahlmann für möglich hielt« (Gutzkow). Nicht Dahlmanns Verfassung, nicht eine Verfassung, nichts kam zustande, doch wenn

bessern würde, ist über seinen wahren Vorteil keineswegs gehörig aufgeklärt; der Handelsstand, der im ganzen gleichfalls nur gewinnen könnte und dies auch wohl weiß, besitzt in Deutschland nicht Einfluß genug.« So hatte Paul Pfizer schon 1831/32 die Interessen städtischer und ländlicher Wirtschaft an der Einheit richtig beobachtet, aber die Gleichgültigkeit der Bauern wurzelte eben in der Natur der Sache, nicht in stumpfer Unwissenheit. Wirtschaftlich war Pfizers, des Süddeutschen, »Briefwechsel« so einseitig zu den Bauern hin orientiert, daß er einen neuen Bauernkrieg prophezeite, wenn die dreißig fürstlichen, sich vom Volke mästenden Hofhaltungen nicht in der Einheit Deutschlands untergingen und die geplagte Bauernschaft erlösten.

der Kampf in der Paulskirche dem Augenblick nichts zertrümmerte, dauerten die Zuckungen des Streites fort, bald stark, bald schwächer, bis sich an ihnen die damals siegreiche Macht zermürbt hatte und zerbrach.

Die Täuschung.

»Deutschlands gegenwärtige Lage gleicht der im Vorhof eines Tempels auf hohem Berge wachenden, ungetümen Sphinx. Wer ihre Aufgabe nicht löst, den wird sie zerreißen. Wer aber das rechte Wort ausspricht, vor dem wird sie sich in den Abgrund stürzen, und die Pforten des Tempels werden aufrauschen und die Genien des Vaterlandes ihm den Kranz des Sieges reichen. Dieser Ödipus aber wird — das sehen wir schon — kein Fürst und kein Staatsmann, sondern das deutsche Volk selbst sein.« Mit demselben Gleichnis hatte Gutzkow schon sechzehn Jahre zuvor gespielt, täuschte sich jetzt über die Entwicklung — mit ihm der ganze deutsche Liberalismus des Vormärz. Wenn 1848 der Ruf nach Einheit den Schrei zur Freiheit übertönte, so war es nicht Verzicht, sondern die Befriedigung, die sich im Siege wiegte. In den ersten Monaten nach dem März tagten fast überall in den Einzelstaaten die souveränen Parlamente, und die Zahl der Abgeordneten in der Paulskirche sollte sich erst vergrößern, die zur Vermittlung mit dem Fürstentum, nicht mehr zur Diktatur des Volkes neigten.

Als Gutzkow im Herbst 1848 in das Getriebe einzugreifen suchte, war es noch nicht allzu offen geworden, wie die tragenden Massen des Liberalismus unter und mit ihren Führern abzubrockeln begannen, und wenn der alte Jungdeutsche stolz dem Fürstentume den Grundriß zur Einheit diktizierte, so war er des Sieges der innerstaatlichen Freiheit noch sicher, und nur selten zitterte in ihm die Ahnung vor dem Geschehenden. Mit der Mehrheit der Paulskirche bedingte ihm »die Souveränität des deutschen Volkes... die Sorge für seine Einheit«, und er wies auf die zersplitternde Fürstenpolitik, auf den Einigungstrieb des deutschen Volkes in der deutschen Geschichte.

An die Frage, wie die deutsche Einheit zu schweißen sei, ging Gutzkow zwar stets von dem Boden souveräner Volkswillkür heran, aber ihm unbewußt atmeten seine Pläne doch eine feine Witterung für die Kräfte des Widerstandes: »Die Republik der Furcht und die Republik der Überzeugung sind zweierlei«, und er traute seinem Volk noch nicht die Reife zu, um einen Rückschlag der Vergangenheit auf immer zu vereiteln. So verwarf er mit den meisten Abgeordneten, auch mit der Partei des

»Württembergischer Hofes«, dem Linken Zentrum¹⁾, eine Republikanisierung der Einzelstaaten, doch während sich z. B. jene Partei die Frage des Reichsoberhauptes offen hielt, genügte er seinem demokratischen Argwohn, seinem Wunsch, die Volksgewalt leuchtender darzustellen, durch eine republikanische Überwölbung Deutschlands, durch einen bürgerlichen Präsidenten des Reiches — ein Plan, wie ihn der süddeutsche Radikalismus am 26. März vorgezeichnet, jedoch schon im Vorparlament zu einzelstaatlichen Republiken erweitert hatte.

An diesem Märchenbau ergötzen sich noch mehrere Flugschriften und, wenn er auch von Gabriel Rießer schon damals »Wahnsinn« gescholten wurde, so zeigte er doch sichtbar, zu welch seltsamen Krümmungen die Widerstände der alten Gewalten den deutschen Liberalismus nötigen konnten. Gutzkow schmeichelte sich sogar, die am Reichsoberhaupt aufglommende Eifersucht der Höfe durch einen bürgerlichen Präsidenten zu löschen, und er beteuerte treuherzig dem König von Bayern, es sei ihm gewiß willkommen, wenn er nicht durch einen Hohenzollern oder Habsburger über den gemeinsamen Volkswillen unterrichtet würde. Daß dem stürmenden Volk diese Bresche im Fürstentum gelingen würde, zweifelte er selbst: »Die hohen Herren werden leider immer vorziehen, unter einem fürstlichen Reichsverweser das Vaterland zu verwirren, als unter einem bürgerlichen Präsidenten es zu stärken und zu einigen.«

Doch da Preußen durch seine Reaktion, besonders seit 1840, zu einer Vormacht nicht geschickt, nicht beliebt sei, wußte Gutzkow keinen anderen Ausweg gegenüber dem sonderungssüchtigen Fürstentum und verließ sich auf das den Adel beugende Bürgertum der Einzelstaaten. So hätte Gutzkow als Abgeordneter taktisch für eine provisorische Dreigewalt: Preußen, Österreich und Bayern, gestimmt, um sich den Weg zur republikanischen Spitze nicht zu stark zu verrammeln, doch sein Mißtrauen gegen das Fürstentum, gegen das Doppelspiel des »harmlosen« Erzherzogs Johann verquickte sich seltsam mit einem tiefen Gefühl für die Machtverteilung, wenn er nicht anders wußte, als den fürstlichen Interessen einen Gesandtenrat für sich allein zuzubilligen.

Näher als in der Frage des Oberhauptes kam Gutzkow einem elementaren Bedürfnis des Liberalismus und ging doch auch hier

¹⁾ So wenigstens nach einer Charakterisierung ihrer Ziele durch Dr. Eisenmann, Die Parteien der deutschen Reichsversammlung, Erlangen 1848, S. 27, während ihr eigentliches Programm sich zurückhält.

seiner Zeit noch weit voran, wenn er zwar nicht zur völligen Vereinheitlichung Deutschlands, doch zu einer energischen Säuberung der Landkarte vorschritt und die Länderchen gefälliger in den fünf Königreichen gruppierte¹⁾. Die Aufsaugung des einzelstaatlichen Sonderlebens gedachte er durch die noch verbleibende Länderzahl zu meiden und — durch den Zwangsaufenthalt der entthronten Fürsten, um ihre alten Residenzen nicht wirtschaftlich zu verderben. In diesen gewalttätigen Absichten meinte sich der Journalist mit Fürst Leiningen einig, wählte die Gelegenheit günstig, da das volksdienerische Gebaren des geängsteten Fürstentums seinen Glanz verfinstert habe.

Doch als Grund beschwor der Demokrat nicht etwa die Vergeudung der kleinen Höfe, die bald geschmacklosen, bald blutigen Ergüsse kleinfürstlichen Cäsarenwahnsinns, sondern einen Gedanken, der aus einer kommenden Epoche hereindröhte. Die »Entfaltung unserer eignen absoluten Volkseinigkeit« verkümmert, »wenn die Mobilisierung jedes Truppenteils erst von der Zustimmung eines Landesherrn abhängig wird«. Es war ein Gedanke, der nach dem würdelosen Gezänk des deutschen Bundestags um die deutsche Kriegsmacht, um die Bundesfestungen berechtigt wurde, der die Frage der Einheit aus den innerpolitischen Gründen heraushob und in den Zusammenhang mit der äußeren Politik stellte. Es war ein Anzeichen, daß auch der deutsche Liberalismus nach einem mächtigen Staat zu begehren begann, daß der wirtschaftliche Kampf auf dem Weltmarkt nicht mehr allzu fern war.

Einheit und Ausland.

»Wie und wo sind wir geschützt gegen die neuen Stellungen, in welche wir zu den Völkern geraten müssen, die unsere Nationalität bisher nur für einen »geographischen Ausdruck« gehalten haben? Unsere Flotte wird die Eifersucht der Seemächte, unsere Kaiserträume werden Frankreich reizen, unsere radikalen Verfassungen nähren den Haß Rußlands.« »Wir werden einmal in die Lage kommen, von den Völkern Europas so bedrängt zu werden, daß wir Nationalität und Freiheit zu verlieren fürchten müssen.« Wenn Gutzkow in der gleichen Schrift Deutschland auf den Sockel einer weltbürgerlichen, klassizistischen Menschheitsnation emporhob, so sind der jähe Umschlag der Stimmungen, der fast krankhafte Weitblick in die Zukunft, das dumpfe Gefühl

¹⁾ Im Widerspruch mit seiner 1848 sonst kleindeutsch gerichteten Auffassung gesellte er noch das »Königreich« Deutsch-Österreich dazu, wohl nur einer alldeutschen Stimmung des Augenblicks sich hingebend.

für die im Tiefsten bohrenden Kräfte die Symptome des zum Zerreißen gespannten, fiebernden Jahres 1848.

Es ist seltsam, wie Gutzkow in seinen Leitartikeln einst die großen Mächte und ihren Egoismus mit einem realistischen Stifte erschreckend nackt skizzieren konnte, und wie gegenüber der Außenpolitik von und wider Deutschland der Blick des liberalen Kämpfers noch lange umflort blieb. Seit der französischen Revolution fielen die Lebensinteressen der legitimen Mächte meist zusammen, doch daß dieses Bündnis von der gleichartigen konservativen Innenpolitik nicht geschlossen worden war, sondern nur erleichtert wurde, verkannte man im deutschen Liberalismus lange, und so waren auch für Gutzkow nicht der Machtkreis Deutschlands, sondern seine »radikalen Verfassungen« Rußland ein künftiger Anlaß, die Kosaken loszulassen.

Ähnlich überschätzte er die innere Staatsverfassung, wenn die Abneigung des jungdeutschen Demokraten gegen die feindliche Schule, die historische Romantik und ihre mittelalterlichen Majestäten, ihm auch in der Außenpolitik Gefahren des deutschen Kaisertums spiegelte. Während er 1842 die französische Teilnahme an deutschem Hader sich durch die Geschichte bestätigte, den Zwist zwischen Völkern aus realeren Ursachen herzuleiten schien, verwechselte er 1848 in weltbürgerlichem Rückfall Wesen mit Schein, wenn er durch ein deutsches Kaisertum »den Völkern Europas ein Beispiel nicht von Vaterlandsliebe, sondern von Nationaleitelkeit, nicht von Stolz, sondern von Überhebung« zu geben fürchtete. Noch 1875 wehrte er der alten Besorgnis von 1848 nicht, es möge die Kaiserkrone von Versailles »nicht der steten Erneuerung glorreicher Siege bedürfen..., um die Notwendigkeit ihrer Existenz zu beweisen«.

Doch waren nicht alle Sorgen Gutzkows so phantastisch; denn er fühlte auch, daß die Einheit Deutschlands, in der bescheidensten Form verwirklicht, stets die Machtvergabe in Europa angriff. »Unsere Flotte wird die Eifersucht der Seemächte reizen.« Und wenn Gutzkow auch weltbürgerlicher Träume sich erinnerte, so dachte er nicht mehr daran, den deutschen Liberalismus, das deutsche Bürgertum und seine Wirtschaft der Selbstsucht der fremden Völker zu opfern, seine Flotte im Bau zu zerschlagen, doch er warnte vor einem außenpolitischen Ärgernis, das nicht aus Deutschlands Drang zum Leben geboren war.

Er warnte vor frevelndem Eingriff in fremdes Völkerleben, in Polen und Italien, durchschaute hinter den vorzeitig weltumspannenden Gebärden der Frankfurter Versammlung die Hohlheit, den mangelnden Unterbau der Macht, »das nicht ein-

gestandene Gefühl der Schwäche¹⁾. Noch konnte das deutsche Bürgertum nicht in einem einigen Reiche sich zum Leben dehnen, und schon taumelte es über die Grenzen des Deutschtums. »Unterdrückt, unterdrücken wir.« Obschon Gutzkow in den weltbürgerlichen Floskeln eines vormärzlichen Liberalen sein Vaterland warnte, »auf einer solchen Bahn der Unterdrückung und der Übermutspolitik fortzuwandeln«, so warnte dahinter zuweilen die Verachtung patriotischer Berausung. Deutschland »muß die Grenze und die Bedingung seiner Kraft kennen lernen. Es muß die wirkliche Notwendigkeit der Einigung einmal in Tat und Wahrheit fühlen. Eine einzige verlorne Schlacht deutscher Truppen würde uns ein zwanzigjähriges Parlament der Paulskirche ersparen«.

Die Vormacht in Deutschland.

Wie tief Gutzkow von der Allgewalt des souveränen Volkes durchdrungen war, und wie zugleich seine Sicherheit, die Macht noch zu halten, ihm unbewußt erschüttert wurde, sein Glaube leise nach der künftigen tatsächlichen Entwicklung ausschlug, offenbart seine Haltung im Streit um die Vormacht. Die Wirrsale in Böhmen und Ungarn hatten auch den Blinden an die nationalen Gebrechen Österreichs geführt, und nicht mehr wie einst der Demokrat —, der Deutsche Gutzkow wurde sich im Herbst 1848 über das Donaureich schlüssig. »Wien, Ober- und Nieder-Österreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und die böhmischen Grenzmarken sollen uns liebe vaterländische Verwandtschaften bleiben, aber auf diese Besitztümer unseres Volkes hin von Österreich etwas Deutsches hoffen, seiner Dynastie etwa einräumen, daß Deutschland für ihre Schicksale Gut und Blut einsetzen würde, das ist Torheit und wäre eine unverantwortliche Schuld am Vaterlande.«

Sogar die Unterschätzung dynastischer Kräfte streifte Gutzkow hier ab, so daß er, von einer vereinzelter Stimmung abgesehen, nicht mit Dahlmann und Droysen die deutschen Teile Österreichs in den Reichsverband einzuschließen und ihre selbständige Regierung nur durch eine lose Personalunion mit dem alten Donaustaat zu verknüpfen gedachte. Wohl offenbarte sich in Gutzkow der Demokrat, wenn er für die derzeitige liberale Regierung Wiens jesuitische Ränke und den Rückschlag des Fürstentums wie des Adels fürchtete, doch entscheidend zu seinem

¹⁾ Ähnlich unterlegte er noch 1861 einer kriegerischen Haltung des in sich zerrissenen Deutschtums das Bedürfnis, Italien, Ungarn, Polen zu überschwemmen, um »das tiefste Gefühl unserer Schwäche« zu betäuben.

kleindeutschen Entschluß wurde die neue Einsicht in die wild sich stoßenden Fluten der Nationalitäten, worin er das deutsche Element ertrinken, worin er die äußere Politik des Donaureiches sich zu östlichen Zielen abkehren sah. »Der Name Österreichs muß für Deutschlands politische Zwecke ein für allemal abgetan sein.«

Preußen umriß sich für Gutzkow stetig schärfer als Staat, zwar noch nicht als führender Staat, doch schon jetzt verwarf der Preuße die Zerschlagung für seinen »Staat der Abstraktion«. »Man hat Preußen einen Begriff genannt, einen Begriff, der, wenn er nicht vorhanden wäre, für Deutschland erfunden werden müßte. Der Träger dieses Begriffes war in diesem Falle seither die Persönlichkeit der preußischen Fürsten.« »Wenn Preußen ein Begriff ist, so darf es nicht schlummern. Einen Begriff gibt es nur, während er gedacht wird.« »Die eigentümliche Zusammensetzung dieses geographisch zersplitterten Staates, seine nur durch Lebendigkeit und drohende Rührsamkeit zu behauptende Stellung als europäische Großmacht bedingt eine Politik des Handelns.« Auch in der Paulskirche wurde Preußen als »Kunststaat« zur Beruhigung für die organischen Mittel- und Kleinstaaten vorgeführt, doch Gutzkows Worte sind nur noch die alte Schale um eine neue Erkenntnis: die Erkenntnis von einem organischen Wachstum Preußens, die Schätzung der hohenzollerischen Wirksamkeit und das Verstehen, wie die geographische Lage Preußen zu einem Großstaat emporschwellen mußte.

Schon lange Jahre zuvor hatte der Jungdeutsche Theodor Mundt das Verdienst der preußischen Krone gewürdigt, schon längst hatte Paul Pfizer den Machtdrang Preußens in organischer Notwendigkeit gefühlt. Wenn Pfizer damals sogar die Kräfte Preußens durch seine Weltstellung verzehrt ahnte, den Mangel einer preußischen Volksvertretung in diesem Zusammenhang spürte, so brauchte Gutzkow angesichts einer preußischen Nationalversammlung im Herbst 1848 mit dieser Folgerung nicht mitzugehen, und der Freiheitskämpfer hätte noch schwerlich sich selbst überwunden, eine fehlende Volksvertretung in Preußen zu begreifen. Doch die in den vierziger Jahren neu sprießende Liebe des Preußen Gutzkow zu seiner Heimat trieb Knospen, der taktische Zweck seines früheren Hohnes war durch die Volksvertretung jetzt erreicht, und der »Staat der Abstraktion« verdichtete sich in seinem trotzigem Satze: »Denn wollte Gott, das übrige Deutschland besäße so feste Schwerpunkte der Einigung und der Kraft wie Preußen.« »Reformiert Deutschland und, gleichberechtigt und gleichverpflichtet, wollen wir dem gemeinsamen Vaterlande dienen!« Aber das preußische Volk »wird

seinen Wert nicht wegwerfen an Verkrüppeltes und Zwerghaftes«.

Obgleich unter diesen Worten das Mißtrauen zittert, ob den Männern der Paulskirche das Werk nicht entgleiten würde, so fühlte sich Gutzkow noch zu gefestigt in der Macht des souveränen Volkes, um die Notwendigkeit eines zur Einheit führenden Staates zu erkennen, und wenn er sie erkannt hätte, so war für ihn die Rolle Preußens in den verflossenen Jahrzehnten der Restauration verscherzt worden. Auch der Umritt Friedrich Wilhelms IV. hatte Preußen nicht mehr an die »Spitze der Bewegung« heben können, und es fiel seiner Dynastie zu, »mit entsagender Ruhe, ohne persönliches Urteil, ohne persönliche Entscheidung im Hintergrunde die Dinge abzuwarten«. Wenn der Preuße auch aufbegehrte, dem »weißen Rock« des österreichischen Erzherzogs die Huldigung preußischer Truppen zu gönnen, so wagte er doch eine Annahme, deren Verwirklichung Preußen als selbständigen Staat vernichtet hätte: Einem Gagern, nicht einem Erzherzog Johann hätte das ganze preußische Volk hellauf zugejauchzt, und Preußens Bewohner, vielleicht ohne die Pommern, hätten sich von ihrem König geschieden, wären an Deutschlands Schulter getreten, wenn die Männer der Paulskirche sich dem eigenmächtigen Schritt der preußischen Regierung, dem Waffenstillstand zu Malmö, zäher entgegengestemmt hätten.

Denn noch ahnte der Demokrat die tragenden Kräfte des Liberalismus nicht, die unter der Paulskirche zu schwinden, sich zum mächtigen Staate, zu Preußen, zu flüchten begannen, noch steuerte für ihn das Schifflein ungefährdet und auf den Wellen der Freiheit zur Einheit. Er hatte »bei allen Intriguen der Preußenvereine, bei allen Drohungen der Kornligue, allen Anwandlungen militärischer Anmaßung¹⁾ noch keinen Grund zu glauben, daß in Potsdam konspiriert wird«. In der frohlockenden Gewißheit, nur Vergangenheit zu schildern, schilderte er den Kreis um Friedrich Wilhelm IV. »Man wußte sich geistig in einer imposanten und sich selbst genügenden Minorität, materiell in dem Schutze einer kraftvollen Armee und einer geordnet scheinenden Staatsverwaltung.« Wohlwollend betrachtete der Dichter Gutzkow das Künstlertum des Königs und lächelte über seine einstigen »souveränen Machtsprüche«, baute dem Herrscher von Gottes Gnaden eine Brücke zu seiner Zeit und seinem Volk, wenn er ihn aus den durchsichtig gezeichneten Persönlichkeiten seines Hofes heraushob: »Es gehört viel Zähigkeit für einen Fürsten dazu,

¹⁾ In der letzten Ausgabe von 1875: »militärischer Abneigung gegen die Zeitrichtung«.

sich aufrecht zu erhalten unter schleichenden religiösen Fanatikern, vornehm über die Welt absprechenden Doktrinären, Offizieren, die, nicht ohne Bildung und Weltkenntnis, nur die Unüberwindlichkeit der Armee im Munde führen, sachkundigen Beamten, welche die Schwächen fremder Staatsverwaltungen gegen die wirklichen oder erträumten Vorzüge der eigenen immer in ein glänzendes Licht stellen konnten, unter Hofschranzen, die ihren Adelsdünkel lediglich im Schatten des Thrones gesichert sahen, weiblichen Umgebungen, die über den Untergang der Etikette, Zulassung des Bürgertumes in . . . Ausbrüche von Tobsucht geraten können . . . »

So spiegelten sich im Kopfe eines sich noch im Siege fühlenden Demokraten die Mächte, die ein halbes Jahr später den Stürmern der Paulskirche den Sieg entwinden sollten, doch selbst zu geschwächt waren, um ohne das Blut ihrer Gegner das Leben der deutschen Staatenwelt zu fristen, zu erfrischen, aus den beklemmenden Grenzen zu weiten. Ein halbes Jahr später schlug Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Hand des souveränen Volkes zurück, die ihm die Kaiserkrone bot. Doch die Kräfte der Revolution waren nur auf kurze Jahrzehnte gelähmt und lebten.

Ausklang.

Die Reaktion nach 1848.

»Es kommt, zuweilen für ein ganzes Volk wie für ein Individuum ein Moment, wo es mit den Sünden seiner Vergangenheit brechen und ein neues Leben beginnen kann; das ist dann aber immer ein Moment, den die Nemesis überwacht, wie ihn die Gnade herbeiführt, und an den sich der Untergang knüpft, wenn nicht unmittelbar die Auferstehung. Für Deutschland ist er seit den Märztagen da, und man hat jetzt schon mehr Grund zur Furcht als zur Hoffnung.« So schrieb Friedrich Hebbel am 7. August 1848¹⁾. Und im Herbst empfand Gutzkow unter sich den Boden wohl schwanken, doch er konnte, er wollte nicht sehen, daß der stolze Bau von Freiheit und Einheit in seinen Grundmauern zerfressen wurde.

Der lehrhafte Dünkel im deutschen Volkscharakter, dessen politische Unreife in dem aus Kompromissen sich fügenden Werke der Frankfurter Versammlung nicht einen Zwang des Lebens fühlte, der jammernd sein besonderes Ideal unter all den tausenden Idealen verwirklicht begehrte, der deutsche Dünkel, der keine Spitze seines Ichs für die Allgemeinheit, für sein höheres Ich, zu feilen vermag, begann sich verächtlich von den Männern seiner Wahl und ihrem Stückwerk abzuwenden. Die Ängstlichkeit jenes Bürgertums, das sich freudiger in den Verlust seiner Freiheit als eines vom Pöbel zertrümmerten Fensters ergibt, wich zu den handfesten Grenadieren der alten Mächte zurück und verriet, daß nur seine geistigen Führer, oft nur die Führer auf den Barrikaden es zu seiner eigenen Freiheit mitgerissen hatten. Die Toten, ein Lichnowsky und Auerswald, schreckten, und auch den Unverzagten mochte es widern, wenn das Geheul des Mobs die Berliner Nationalversammlung verschüchterte.

¹⁾ Inhaltlich ähnlich äußerte er sich schon in einer Tagebuchnotiz vom 20. Mai.

Gutzkow täuschte sich selbst, wenn in seinem Gesichtskreis zur Reaktion nur die Beamten schlichen, »die man abzusetzen nicht den Mut hatte, die Rittergutsbesitzer, die sich vor dem neuen Steuersystem fürchteten, die militärischen Pensionärs, die, zum sogenannten Fahnenadel gehörend, mit Vater, Kind, Kindeskind schon seit hundert Jahren von den Revenüen des Staates und wie oft aus der Schatulle des Königs allein lebten, diejenigen Gewerbleute, die das Stocken ihrer Geschäfte der Revolution und dem sich »gekränkt fühlenden Adel« zuschrieben«. Gutzkow täuschte sich, wenn er auf die bürgerlichen Minister, einen Camphausen und Hanseemann, schelten zu müssen glaubte, sie eiferten nur dem Adel nach, so herrisch wie er die Ordnung zu wahren. Jene Minister fühlten nur früher als Gutzkow das neue Bedürfnis der unter ihnen schwindenden Massen. Mochten auch liberale Führer, wie die Abgeordneten des aus dem Linken Zentrum abgezweigten »Augsburger Hofes«, beteuern, »unter ‚Herstellung der Ordnung‘ nichts zu verstehen, was der Entwicklung der Freiheit« widerstehe — in ihren Wählern ballten sich die Stimmungen zu jenem Umschwung zusammen, den Gutzkow 1855 in den Satz formulieren konnte: »Die Furcht vor Anarchie läßt die europäische Gesellschaft ruhig zusehen, wie der monarchische Begriff sich immer mehr zum allumfassendsten Selbstzweck macht.«

Auch Gutzkow erkannte schon früh, »wieviel Trivialität und Schlechtigkeit unter der liberalen Maske mitunterlief«, ermaß früh den klaffenden Abstand zwischen den demokratischen Führern und ihren Massen, doch wenn er eine Reaktion rechtfertigen konnte, so leitete er sie aus seinem gesamtgeschichtlichen Glauben her: »die Reaktion der im Kreise, aber aufwärts gehenden Spirale. Jedes ausgetretene Wasser kehrt naturgemäß in sein Bett zurück.«

Indessen niemals wollte er die Entwicklung stauen, und als der Liberalismus sich nur den wirtschaftlichen Weg durchzubrechen vermochte, stand der Demokrat von 1848 abseits, schalt auf Genußsucht, auf die materiellen Interessen, die sich in der Reaktion zu sättigen vermochten. Der sich dem Glauben der Kindheit wieder befreundende Dichter mußte sich im Jahre Italiens: 1859, mit dem Satze trösten, daß »Gottes Politik trotz unseres realistischen 19. Jahrhunderts immer nur Idealpolitik ist«. Vielleicht hörte er unter den prunkenden Worten der Gothaer zu laut das Gold von Industrie und Handel rollen, und noch 1875 mißtraute er jenem Flügel des Liberalismus, dem die Freiheit um die Einheit feil war. Er konnte sich die Überzeugung nicht aus dem Herzen reißen: »Jedes geistige Unbehagen des Volks,

jede Rückschrittsbewegung der Fürsten, jede Täuschung der Hoffnungen, die auf die Vorkämpfer des Lichts und der Freiheit gesetzt werden, rächt sich an der Zukunft unseres Vaterlandes.«

Und wie er die Kräfte der Wirtschaft auch im Alter kaum beachtete und niemals einzuschätzen lernte, so bebte der Schüler des Klassizismus nicht nur vor der Weltanschauung des Sozialismus zurück, sondern fertigte auch ihre Ursachen mit oberflächlichem Hochmut ab. Es befremdet nicht, daß er den Kommunismus immer noch — zeitweise beinahe wehmütig — als utopisch erkannte, daß sich in seinem vordrängenden Künstlertum der Schönheitsdurst am Ausfluß des Luxus labte, doch es erstaunt, daß der menschenliebende Demokrat den »Prätensionen der Arbeiter nur mit angeschlagenem Gewehr antworten« wollte, daß der jungdeutsche Volkserzieher in sozialer Tätigkeit nur Mode fand, daß seiner Menschenverachtung verstehende Richter, flehende Advokaten, begnadigende Fürsten nicht zu Danke arbeiteten. Wohl mochte die mit den Jahrzehnten schroffer werdende Spaltung in Parteien dem alternden Demokraten jeden Wunsch des Sozialismus verdächtigen, wohl mochten seinen jetzigen Glauben an staatliche Gemeinsamkeit die klassenverhetzenden, internationalen Werbereden verletzen, doch der letzte Grund war jener Widerwille eines Idealisten, der noch klassische und romantische Luft geatmet hatte, dem in dem rings sich verdickenden Materialismus beklommen wurde.

Diese ihn abstoßende Strömung näherte ihn vielleicht auch wieder dem Idealismus der Religion, der protestantischen Lehre, freilich nicht ihren Dogmen. In seinem Roman »Hohenschwangau« schilderte er die Reformationszeit, sie »sei doch die größte unserer Geschichte!« Doch jegliches Priestertum scheuchte sein starkes Eigenleben zurück, jagte ihn in den alten Kampf für Freiheit hinein, und wenn er im »Zauberer von Rom« die katholischen Welten mit breitem Pinsel gemalt hatte, so trog er sich doch für seine geheimen Hoffnungen — wie einst und länger als Ranke — über die Kräfte, die in diesen Welten brüteten. Er spürte so wenig die Wehen des vatikanischen Konzils und des Kulturkampfes, daß er hinter dem Banner des Germanentums die religiös zersplitterten Deutschen zu einen wählte, daß in seinem »Zauberer von Rom« dem neugewählten Papste die Rufe »Freiheit, Freiheit« entgegenbrausten und dieser »letzte der Päpste« sich einem zu berufenden Konzile beugen wollte. Als 1861 der Kirchenstaat zu wanken begann, pochte seiner Hoffnung auch die letzte Stunde an des römischen Bischofs Reich über die Geister, und es dünkte ihn leicht, die zähe Erbschaftsmasse aus vielen Jahrhunderten zu verflüssigen, wenn er den Katholiken Deutschlands einen deut-

schen Bischof gewährte — ein Irrtum, worüber ihn erst die dürftige Verbreitung des Altkatholizismus belehrte.

Die deutsche Einheit.

Als Gutzkow die Strömungen seiner Partei von dem Ziele der Freiheit zurückschäumen sah, als ihn das Gefühl der Verlassenheit anfiel, mußte er zweifeln, ob der Liberalismus nicht auch ohne die Herrschaft im Staate sich zur Einheit Deutschlands auswirken könne und zur Behauptung seiner Wirtschaft auswirken müsse, doch ihm fehlte »die Lust und das Behagen«, die deutschen Nachbarn mit Preußens innerstaatlicher Freiheit zu erfreuen, und 1861 schrieb er den grämlichen Verzicht: »Zu wohl befindet sich unsere bürgerliche Freiheit unter dem Schutz des föderalistischen Systems. Was uns in Bayern verboten ist, ist uns in Sachsen erlaubt.« Nur »in einer innern Radikalreform, nicht im Marschieren über den Rhein« konnte sich ihm die Einheit erfüllen, und die Kürzung der Fürstenzahl blieb dem unerbittlichen Demokraten eine zweite Notwendigkeit. Noch 1869 beantwortete Gutzkow den Zweifel des Herzogs Ernst von Koburg, welcher größerem Zweck er in der Preisgabe seines Landes diene, mit der liebenswürdigen Verallgemeinerung auf alle Fürsten, »daß der größere Zweck eben der ist, daß — sie fehlen«.

Selbst in den Rausch von Preußens Aufstieg nach 1866 mischte sich ihm »mancher bittere Wermutstropfen«; doch der realpolitisch denkende Preuße vermochte jetzt das Glück von Bayerns liberalerer Verfassung zu vergessen, wenn er schon seit Jahrhunderten unter Bayerns sich blähenden Eigenwilligkeiten »die rechte Kraft« vermißte, und im Juli 1870, mißtrauisch in den deutschen Willen süddeutscher Katholikenkreise, forderte er in seinem Jubel über das erwachende Deutschland sehr undemokratisch: Die Aufnahme Süddeuschlands in den Norddeutschen Bund »hängt von keiner Debatte mehr in den betreffenden Ständekammern ab«. Als ihn der graue Alltag wieder umdüsterte, konnte er sich über die einheitstrunkenen Professoren erbittern, für die Tzschoppe die deutsche Einheit fast ehrenwerter begründet hatte, als die unter ihm geplagten Schriftsteller, und dem alternden Demokraten mochten sich das Parlament seiner Manneszeit, die Paulskirche, und ihre schwungvollen, souveränen Gebärden verklären, wenn ihn das »Einerlei« des jungen Reichstags ermüdete.

Wie die Reaktion der fünfziger Jahre in ihren ergrauten Gegnern den alten Trieb nach Freiheit nur neu hervorpreßte, so trug Gutzkow in das kleindeutsche Problem verstärkt das Urteil nach freiheitlichem, nicht nationalem und außenpolitischem

Maßstab, und ihn verstörten Österreichs »unterdrückte Völker nach außen, verfolgte Patrioten nach innen«, obgleich er sich in den Jahren des italienischen Freiheitskampfes auch die un-deutschen Folgen aus Österreichs »Machststellung« nicht unter-schlug. Doch wenn er auch die acht Millionen Deutsch-Öster-reichs nicht zu mehr als zu einem geistigen Besitz des Deutschtums gewinnen wollte, wenn er auch zwischen dem habsburgischen Völkergemisch und dem engeren Deutschland hart das Band zer-schnitt, so verkümmerte es ihm Preußen als Hort der Reaktion, an eine Vormacht Preußens zu glauben.

Nach den brüchigen Versuchen von Radowitz und seiner Gothaer, nach dem Zerfall in Olmütz schrieb er mutlos an Levin Schücking: »Preußen kann uns zu nichts führen und wird es nicht« und ergrimmte über »die märkische Junkerherrschaft«. »Es ist ein Glück, daß in Deutschland noch nicht alles schwarz-weiß aussieht.« Wenn ihm 1848 die Sünden der Vergangenheit den Vorrang Preußens vereitelten, so mehrte seine Schmach der jetzige »Geist der maßgebenden Gesellschaftsklassen«, der »noch im äußersten Rußland steht«, und Preußens Verdienste schrumpften für ihn zusammen: »Das Preußen von 13, 14 und 15 hat Deutschland vom französischen Joche befreit, aber das außer-preußische Deutschland von 1815—48 hat Deutschlands geistige Befreiung vollzogen.« Im Geiste des Demokraten geizte sich Preußen seit 1849/50 nur die moralisch werbende Bescheidenheit. Er verdachte den Klein- und Mittelstaaten nicht einen zurück-haltenden Partikularismus, besprach wohlwollend in der Presse die antipreußischen, doch nach Freisinn schmeckenden Pläne Beusts und von der Pfordtens auf den Dresdener Konferenzen¹⁾, und 1861 stichelte der Journalist wohl schon auf den aufstrebenden Heinrich von Treitschke, wenn er »die Politik der gelehrten Herren, die entweder bereits in Preußen Professoren geworden sind oder es erst werden wollen«, nicht mitfechten mochte.

Indessen als er im gleichen Jahre zu Spenden für Kanonen-boote aufrief, gestand er ehrlich, an seinem Glauben für das sich selbst einigende souveräne Volk nicht rütteln zu können, aber um neu aufbrennendes Gezänk unter den Gliedstaaten zu ersticken, kannte er für seine Kanonenboote nur ein Land, »wo die nützlichste Verwertung fürs Ganze verbürgt ist«: Preußen, und 1859 war ihm Sardinien »für Italien das, was Preußen für Deutschland ist«. Das natürliche Schwergewicht des Großstaates zog mitunter auch den sich sträubenden Freiheitsschwärmer heran.

¹⁾ Noch 1875 ließ er nicht von der »Rettung« dieser beiden Staats-männer.

Wenn auch Gutzkow noch 1861 Volkskraft und Volksstim-
mung vergrößerte und sich schmeichelte, im ernsthaften Falle
werde das südliche Deutschland sich einem einzigen Manne
gleich ausrecken und das schwarz-rot-goldene Banner entfalten,
so häuften sich seine Rufe nach einem Cromwell, einem Friedrich
dem Großen der Tat. Doch obgleich der Demokrat »in großen
Krisen die Diskussion« am Staate zehren fühlte, das Frankreich
Napoleons III. auf der zertrümmerten Tribüne errichtet sah, so
überwand er sich, nur für Augenblicke die Freiheit dem Des-
potismus einer Persönlichkeit zu opfern. 1863, in der Brandung
des Verfassungskonfliktes, rief er König Wilhelm zu: »Der ‚neuen
Ära‘ Geist — beschwör‘ ihn wieder!«, und dem großen Diplomaten
des Nikolsburger Friedens knirschte er die verbissene Anerkennung
entgegen: »Und selbst wo die Initiative durch einen großen Einzel-
willen ergriffen werden muß, kann sie nur noch durchgeführt
werden durch das Volk, das freie, autonome, sich selbst regierende.«

Selbst im Juli 1870 verwahrte er sich »für unsere innern
Kämpfe gegen eine Huldigung Bismarcks«, doch ungleich einem
kommenden, von den niedrigsten Instinkten geschüttelten Ge-
schlecht, gehorchte er in den Stunden der äußeren Gefahr nur
seinem Volke, achtete seinem eigenen Hoffen entgegen den über-
mächtigen Willen des deutschen Volkes in seinem Führer. Der
Demokrat trat im französischen Kriege hinter den Junker mit
dem »mächtig fühlenden deutschen Herzen«. Auch nach dem Siege
streifte der Liberale von 1848 in der inneren Politik den Argwohn
nicht ab, und er verargte es der harmlosen Linken, die den Ton-
fall nicht hörte, wenn Bismarck sein altes, hochfahrendes Junker-
wort »die Herren« noch im Reichstag den liberalen Gegnern zu-
warf. Dem Demokraten Gutzkow höhnte daraus Mißachtung:
»die Herrschaften da drüben«.

Vor und unter Bismarcks äußerer Politik.

Das Weltbürgertum von 1848 war die letzte große Welle,
womit das reine Naturrecht noch einmal den deutschen Liberalis-
mus überflutet hatte. Der wirtschaftliche Druck zwang immer
elementarer zum Staat, zum mächtigen Staat. Wenn Gutzkow
in die Strömung mitgerissen wurde, so folgte der Idealist nicht
wirtschaftlichen Bedürfnissen seines Volkes, sondern seiner
müde gewordenen, mehr betrachtenden als handelnden Lebens-
erfahrung. Wohl nur aus der Vergrämung eines geschlagenen
Freiheitskämpfers stieß er in den Jahren der Reaktion einen seltsam
gearteten Wunsch nach Krieg hervor: »Der lange Frieden
erzeugt in den Staaten Europas, wie sie einmal sind, zu große
Gefahren in der Ausbeutung von Schäden, die sich zu tief im Leben

der alten feudalen Welt eingenistet haben.« Doch unter den hämmernden Ereignissen der sechziger Jahre härtete sich auch die dauernde reale Erkenntnis, daß »sowohl bei Staaten wie bei Dynastien die leidenschaftlich gesteigerten Interessen der Selbsterhaltung à tout prix die eigentlichen Faktoren der politischen Begebenheiten sind«. Nur den vormärzlichen, durch die Reaktion nach 1848 erneut geschürten Groll gegen die Dynastien verwand der jungdeutsche Liberale wohl nie, wenn er sie auch jetzt nicht als Ausprägung der gesamten zeitweiligen Volkskultur begreifen konnte.

Bis in das späte Alter trug Gutzkow auch an einer anderen Erbschaft des einstigen Weltbürgertums: am Einschlag des Gefühls in äußere Politik. Zu seinem absprechenden Urteil über die Türkei trugen die Paschas bei, die auf ihren Studienreisen nur in »unseren für Geld feilen Weibern, unseren Balletten und frivolen Romanen« gelernt hätten. Dank der polnischen Dankbarkeit im Aufstand Posens von 1848 gedachte er zwar jetzt, die Befreiung nicht an der Peripherie, sondern in Warschau zu beginnen, wo nicht 600 000 Deutsche neben 700 000 Polen wohnten, aber ein polnischer Staat ohne den berühmten »polnischen Reichstag« blieb dem Liberalen ein Ziel und dem Politiker kein Luftschloß.

Indessen, schon 1848 realpolitisch, verschärfte sich seine kühle Betrachtung des italienischen Kriegs bis zu dem Vorschlag, den Zank um Venedig durch Verkauf zu befrieden. Der Grund einer »humanitären« Lösung durfte zwar nicht fehlen, aber die neuen Gesichtspunkte erfrischen, wenn der Liberale nicht idealistisch ein schlichtes Gebot der Gerechtigkeit zu vollziehen verlangte, sondern den Machtverhältnissen der Gegner durch eine Entschädigung Rechnung trug, wenn er sich die Frage einer organischen Verschmelzung Österreichs mit seinem lombardischen Besitz wenigstens aufwarf, wenn er das Problem deutscher Einmischung nur mit nationalem Blick bemaß. Den alten Demokraten mochte es indessen kitzeln, wenn er einen König von Gottes Gnaden vor die »vollendete Tatsache« eines dreisten, anrühigen Königtums gestellt sah, wenn er schmunzelnd König Wilhelm die »Selbstüberwindung« empfehlen durfte, das neue Gebilde aus Krieg und Empörung anzuerkennen.

Und als der deutsche Krieg gegen das Land des liberalen Heils losbrach, stand dem gealterten Jungdeutschen die Nation hoch über der Partei. Wohl schien er sich von seinem alten Weltbürgertum nicht lösen zu können, wenn er gegen die Bonapartes und für Deutschlands Neugestaltung das gesamte Europa zur Bürgerschaft forderte, aber es war der Wunsch des nationalen Egoismus, die störrigen Staaten an der deutschen Sicherung zu

beteiligen, es war die Überzeugung von eines »sturmfesten« Deutschlands »Wohltat für die Welt«. Heilig verwahrte er sich dagegen, zu dulden, daß die fremden Mächte der deutschen Züchtigung in den Arm fielen.

Die Frage um Elsaß-Lothringen löste er nicht mehr nach dem Grundsatz der Nationalität, der Volksabstimmung, sondern »die Frage der ‚natürlichen Grenzen‘ zwischen Deutschland und Frankreich findet ihre Erledigung durch die Erweiterung des deutschen Gebietes bis zu den Vogesen. Die strategische Sicherheit dieser Rückwerbung bedingt die Übergabe dieser neuen Erwerbung an die Krone Preußen«. »Es muß einmal ein Ende nehmen mit dieser Voraussetzung, als ließe sich von unserm ohnehin schon genug verkürztem Lande noch immer mehr hinwegnehmen.« Auf einer späteren Reise im jungen Reichsland konnte dem ergrauten Heißsporn die Behutsamkeit der deutschen Behörden nicht gefallen, und der alte Agitator empfahl eine deutsche Liga, einen »Jahn-Arndt-Bund«, die französische Propaganda zu lähmen.

In kriegesischen Tagen zerfetzt sich der Flitter über dem Charakter der Nationen, und den abtrünnigen Parteigänger der »grande nation« erzürnte »die Anmaßung dieses Volkes, seine innere Verlogenheit, seine rohe Unbildung bei dem Anspruch, an der Spitze der Zivilisation stehen zu wollen, seine zuchtlose Neuerungssucht, seine Ungerechtigkeit, ja seine vollständige Gleichgültigkeit für das Leben und Bedürfen auch anderer Nationen«. Ihn graute vor dem Revanchegedanken in einem Volke, dem der Sieg bisher als spielerischer Kranz sich rundete, nicht als »ein Erfolg, der errungen sein will durch Fleiß, Aufmerksamkeit und gewissenhaftes Studium«. Dankbar erkannte er die Beschäftigung mit »französischen Festungen im großen Generalstab« an, ersehnte den neuen Krieg, »solange die mit der besten aller Dotationen, der Popularität im deutschen Volke, belohnten Namen noch in der Frische ihrer Kraft stehen«.

Wenige Jahre nach diesem Wunsche starb Karl Gutzkow, ohne daß seine Sehnsucht sich erfüllte — weder im Leben, noch nach seinem Tode. Unfähig, Deutschlands Kraft im System der großen Mächte einzuschätzen, taumelten die Erben von Bismarcks Amt von Selbstbetrug zu Selbstbetrug, und ihre innere Politik wehrte ihrem stolzen Volke den Spielraum zum Ausbau, holte die Spanne Weges nicht auf, die Deutschlands Entwicklung, in wenigen Jahrzehnten um Jahrhunderte vorwärtsgerollt, noch zurückstand. So kam es, daß Gutzkows Besorgnis, nicht seine Hoffnung sich erfüllte, daß die künftigen Führer Deutschlands ihrem Volke nur die Millionen ersparten, womit man einen Roon, Moltke, Bismarck hatte dotieren können.

Anmerkungen.

A. Literatur zur ganzen Abhandlung.

Neben den Gesamtdarstellungen des 19. Jahrhunderts und den in den Einzelnachweisen erwähnten Schriften hebe ich folgende Sonderwerke über geistige Strömungen und Parteien hervor:

Bergsträßer, L., Die parteipolitische Lage beim Zusammentritt des Vorparlaments, in »Zeitschrift für Politik«, VI, 1913, S. 594 bis 620.
—, Parteien von 1848, in »Preußische Jahrbücher«, Bd. 177, 1919, S. 180 bis 211.

Brandenburg, E., Zum älteren deutschen Parteiwesen, in »Historischer Zeitschrift«, 119. Bd., München und Berlin 1919, S. 63 bis 84.

Lamprecht, K., Über die Anfänge der deutschen Parteibildung im 18. und 19. Jahrhundert, in »Patria«, Jahrbuch der Hilfe, 1903, Berlin-Schöneberg 1902, S. 9 bis 26.

Marcks, E., 1848, in »Männer und Zeiten«, I, Leipzig 1916, S. 205 bis 251.

Mayer, Gust., Die Anfänge des politischen Radikalismus im vormärzlichen Preußen, in »Zeitschrift für Politik«, VI, Berlin 1913, S. 1 bis 113.

—, Die Junghegelianer und der preußische Staat, in »Historischer Zeitschrift«, 121. Bd., München und Berlin 1920, S. 413 bis 440.

Meinecke, F., Weltbürgertum und Nationalstaat, München und Berlin 1917.

—, Radowitz und die deutsche Revolution, Berlin 1913.

—, Zur Geschichte des älteren deutschen Parteiwesens, in »Historischer Zeitschrift«, 118. Bd., München und Berlin 1917, S. 46 bis 62.

Müsebeck, E., Die ursprünglichen Grundlagen des Liberalismus und des Konservatismus in Deutschland, in »Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine«, 63. Jahrg., Berlin 1915, S. 1 bis 26.

Valentin, V., Die erste deutsche Nationalversammlung, München und Berlin 1919.

Wahl, A., Die französische Revolution und das 19. Jahrhundert, in »Zeitschrift für Politik«, I, Berlin 1908, S. 157 bis 192.

—, Beiträge zur deutschen Parteigeschichte im 19. Jahrhundert, in »Historischer Zeitschrift«, 104. Bd., München und Berlin 1910, S. 537 bis 594.

- Sonderwerke über das Junge Deutschland und Gutzkow.
- Bergmann, E., Die ethischen Probleme in den Jugendschriften der Jungdeutschen, Diss. Leipzig 1906.
- Blösch, H., Das Junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich, Bern 1903 (Heft 1 der »Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte«, herausgegeben von O. F. Walzel).
- Brandes, G., Das Junge Deutschland, Bd. 6 von »Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts«, übersetzt von A. v. d. Linden u. a., Berlin 1906.
- Caselmann, A., Karl Gutzkows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit, Augsburg 1900.
- Dräger, O., Theodor Mundt und seine Beziehungen zum Jungen Deutschland, Marburg 1909 (Nr. 10 der »Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft«, herausgegeben von Elster).
- Dresch, J., Gutzkow et la jeune Allemagne, Paris 1904.
- Fester, R., Eine vergessene Geschichtsphilosophie, Hamburg 1890.
- Friedrich, H., Die religionsphilosophischen, soziologischen und politischen Elemente in den Prosadichtungen des Jungen Deutschlands, Diss. Leipzig 1907.
- Geiger, L., Das Junge Deutschland und die preußische Zensur, Berlin 1900.
- , Das Junge Deutschland, Studien und Mitteilungen, Berlin 1907.
- Gensel, R., Einleitung und Anmerkungen zur Bongschen Ausgabe von Gutzkows Werken, Berlin 1910.
- Glossy, K., Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz, »Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft«, XXI bis XXIII, Wien 1912.
- Harsing, E., Wolfgang Menzel und das Junge Deutschland, Diss. Münster 1909.
- Houben, H. H., Einleitungen und Anmerkungen zur Hesseschen Ausgabe von Gutzkows Werken, Leipzig 1910.
- , Gutzkow-Funde, Berlin 1901.
- , Jungdeutscher Sturm und Drang, Leipzig 1911; darin nicht enthalten, aber einschlägig der Aufsatz:
- , Karl Gutzkow als württembergischer Politiker, in »Württembergische Vierteljahreshefte«, 1911, Neue Folge, 20. Jahrg., S. 249 bis 263.
- Müller, P., Einleitung und Anmerkungen zur Meyerschen Ausgabe von Gutzkows Werken, Leipzig 1911.
- Nerrlich, P., Herr von Treitschke und das Junge Deutschland, Berlin 1890.
- Nolle, K., Heinrich Laube als sozialer und politischer Schriftsteller, Diss. Münster 1914.
- Pröbß, J., Das Junge Deutschland, Stuttgart 1892.
- , über »Karl Gutzkow« in der Allgemeinen deutschen Biographie, X, S. 227 bis 236.

Die Darstellungen der großen deutschen Literaturgeschichten, die zahlreichen Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften sowie nur für den Literaturhistoriker verwendbare Abhandlungen können aus Papierersparnis nicht aufgeführt werden. Soweit benutzt, findet sich diese Literatur in den Einzelnachweisen.

B. Quellen zur ganzen Abhandlung.

I. Briefe (für den Politiker Gutzkow meist unergiebig):

- Andler, Ch., Briefe Gutzkows an Georg Büchner und dessen Braut, in »Euphorion«, 3. Ergzh., S. 181 bis 193.
- »Deutsche Dichtung«, XXXI, Berlin 1902, Nr. 2 bis 4, S. 35 bis 42, 76 bis 79, 98 bis 102.
- Dresch, J., Une correspondance inédite de Karl Gutzkow, de Madame d'Agoult et de Alex. Weil, in »Revue germanique«, II, 1906, S. 63 bis 95.
- Geiger, L., Aus A. Stahrs Nachlaß, Oldenburg 1903.
- , Aus Briefen Karl Gutzkows an Gerson Wolf, in »Allgemeine Zeitung des Judentums«, LXXV, 1911, S. 125/126.
- Göhler, R., Gutzkow und das Dresdner Hoftheater, in »Archiv für Theatergeschichte«, I, 1904, S. 97 bis 117; II, 1905, S. 193 bis 228.
- , Dingelstedt und Gutzkow, in »Deutsche Rundschau«, CLIX, S. 369 bis 395; CLX, S. 88 bis 103, 1914.
- Hirth, F., Ungedruckte Briefe von Karl Gutzkow, in »Nord und Süd«, CXXXVI, 35. Jahrg., 1911.
- Houben, H. H., Emil Devrient, Frankfurt a. M., 1903.
- , Aus Karl Gutzkows Briefwechsel, in »Deutschland«, III, 1903/04, S. 350 bis 361, 482 bis 495.
- , Heinrich Laube und Karl Gutzkow in ihrem Briefwechsel, in Sonntagsbeilage Nr. 25 bis 27, 29 der »Voss. Zeitung« vom 21., 28. Juni, 5. und 19. Juli 1903, S. 195 ff.
- , Zwei Berliner Freunde, in »Zeitgeist«, Nr. 51, vom 21. Dezember 1903, S. 2 und 3.
- Krauts, R., Aus Gutzkows ungedrucktem Briefwechsel mit einem Hoftheaterintendanten, in »Schwäbischem Merkur«, Nr. 144, vom 26. März 1904, Sonntagsbeilage.
- Lemmermayer, Fr., Hebbel, Gutzkow, Dingelstedt, in »Deutsche Dichtung«, III, 1887/88, Stuttgart 1888, S. 148 bis 151, 172 bis 175.
- Meisner, H., und E. Schmidt, Briefe an Wolfgang Menzel, Leipzig 1908, S. 69 bis 83.
- Pröbß, J., Briefe von Karl Gutzkow an Bogumil Dawison, in »Deutsche Revue«, herausgegeben von R. Fleischer, 4. Jahrg. III, Berlin 1880, S. 181 bis 192.
- Schmidt, Ad., Aus den Kreisen des Jungen Deutschlands, in »Zeitschrift für Bücherfreunde«, Neue Folge, 4. Jahrg., 1. Hälfte, 1912, S. 104 bis 123.
- Schücking, L., Lebenserinnerungen, Breslau 1886, II, S. 47 bis 71.
- Wehl, F., Das Junge Deutschland, Hamburg 1886, S. 174 bis 269.
- , Zeit und Menschen, 2 Bände, Altona 1889.
- Weill, A., Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands an Alexander Weill, Zürich 1889, S. 3 bis 47.

Einzelne in Zeitungen oder Zeitschriften verzettelte Briefe Gutzkows wurden hier nicht erwähnt. Soweit sie benutzt wurden, verweise ich auf die Einzelnachweise. Ferner sind Briefe in der Sonderliteratur über das Junge Deutschland und Gutzkow abgedruckt, besonders

in H. H. Houbens »Gutzkow-Funden« und »Jungdeutschem Sturm und Drang«.

II. Werke Gutzkows (mehrfach benutzt; sonst siehe Einzelnachweise):

Ausgabe A bezeichnet Gutzkows Gesammelte Werke in 13 Bänden, Frankfurt a. M., 1845 ff.; Ausgabe B die erweiterte Ausgabe in 12 Bänden, Jena, 1873 ff.

Der jeweilige Erstdruck des einzelnen Werkes ist in Klammern beigelegt. Zuerst in Zeitschriften veröffentlichte, bloße Bruchstücke des Werkes werden nur erwähnt, wenn sie für die Arbeit wichtig wurden.

Eine grundlegende Zusammenstellung der in Buch- oder Broschürenform erschienenen Schriften Gutzkows enthält H. H. Houben, »Gutzkow-Funde«, Berlin, 1901, S. 541 bis 554, wobei nachzutragen ist, daß sich unter der dort aufgeführten Schrift Gutzkows »Zwei Studenten der Zukunft« (3. Band von Ecksteins »Humoristischem Hausschatz«, Leipzig 1877) nur der Wiederabdruck einer Szene aus »Blasedow und seine Söhne« verbirgt. Gutzkows Aufsätze für das »Stuttgarter Morgenblatt« und Menzels »Literaturblatt« sind ebenfalls von H. H. Houben in den Anmerkungen seiner »Gutzkow-Funde« verzeichnet worden.

1832. »Briefe eines Narren an eine Närrin«, Hamburg 1832; anonym (in Ausgabe A, III, nur sehr verkürzt).

»Der jüngste Anacharsis« aus »Reiseeindrücke«, Ausgabe B, XI (Stuttgarter »Morgenblatt für gebildete Stände«, 1832, Nr. 104 bis 123).

»Über die historischen Bedingungen einer preußischen Verfassung« aus Rottecks »Allgemeinen politischen Annalen«, Neueste Folge, X, 1832.

»Divination auf den nächsten württembergischen Landtag«, Hanau 1832, anonym.

1833. »Zimmerreisen«, 4. Teil: »Deutschland in Frankreich« aus »Reiseeindrücke«, Ausgabe B, XI (Menzels »Literaturblatt«, 1833, Nr. 8 und 9).

»Zur Wissenschaft vom Staate«, Ausgabe B, X (besonders in Menzels »Literaturblatt«, 1833, Nr. 57 bis 62; aber auch Literaturblatt zum »Phönix«, Januar bis Ende August 1835).

1835. »Rapsodien über England« aus »Allgemeine Zeitung« vom August 1835, Außerordentliche Beilagen, Nr. 306, 307, 318, 334/335.

»Wally, die Zweiflerin«, dazu »Appellation an den gesunden Menschenverstand«, Ausgabe B, IV (Kritische Ausgabe von E. Wolff, Jena, 1905; auch Ausgabe A, XIII).

»Verteidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urteile im Publikum«, Mannheim 1835.

1836. »Philosophie der Tat und des Ereignisses«, Ausgabe B, XII (»Zur Philosophie der Geschichte«, Hamburg 1836; bei Abweichungen auch Ausgabe A, IV; Bruchstücke zuerst veröffentlicht in »Allgemeine Zeitung«, 1836, Außerordentliche Beilagen, Nr. 1/2, 3, 48/49, 50).

»Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur«, 2 Bände, Stuttgart 1836; neue, wohlfeile Ausgabe 1839 (besonders Literaturblatt zum »Phönix«, Januar bis Ende August 1835).

1837. »Säkularbilder«, Ausgabe B, VIII (»Die Zeitgenossen«, Stuttgart 1837, anonym, mit starken Abweichungen, insbesondere einem nicht wieder abgedruckten »Anhang«; auch Ausgabe A, IX/X ist heranzuziehen).

»F. A. Löffler« aus »Götter, Helden, Don Quixote«, Hamburg 1838 (»Preßfreiheit und Zensur nach Hegelschen Prinzipien« in F. Brans »Minerva«, Jena 1837, 3. Band, Septemberheft, ohne Gutzkows Entwurf eines eigenen Zensurgesetzes).

1838. »Die Absetzung des Erzbischofs von Köln und die Hermesche Lehre«, Ausgabe B, X (»Telegraph«, 1838, Nr. 5 bis 16).

»Streifzüge in der Kölner Sache«, Ausgabe B, X (»Telegraph«, 1838, Nr. 87 bis 100).

»Die rote Mütze und die Kapuze«, Ausgabe B, X (Hamburg 1838).

»Offenes Sendschreiben an den Fürsten Ludwig zu Solms-Lich«, Ausgabe B, X (»Telegraph«, 1838, Nr. 133 bis 136).

»Blasedow und seine Söhne«, Ausgabe B, V/VI (Stuttgart 1838; auch Ausgabe A, VII/VIII).

1839. »Vergangenheit und Gegenwart« aus »Jahrbuch der Literatur«, Hamburg 1839 (bei Hoffmann und Campe).

1840. »Börnes Leben«, Ausgabe B, XII (Hamburg 1840; auch Ausgabe A, VI).

1841. »Deutschlands Gegenwart«, Ausgabe B, X (»Telegraph«, 1841, Nr. 1 bis 8).

1842. »Winterphantasien«, Ausgabe B, I (»Telegraph«, 1842, Nr. 1 bis 4; 1843, Nr. 50, 97).

»Vermischte Schriften«, Leipzig, Band I bis III, 1842 (Jahrgänge des »Telegraph« bis 1842); Band IV, 1850.

»Briefe aus Paris«, Ausgabe B, VII (Leipzig 1842; auch Ausgabe A, XII).

1844. »Aus der Zeit und aus dem Leben«, Leipzig 1844 (Jahrgänge des »Telegraph« 1842 und 1843).

1845. »Wiener Eindrücke«, Ausgabe B, XI (Ausgabe A, III).

»Über deutsche Publizistik« in »Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung«, 1845, Cottasche Buchhandlung, Märznummer.

1846. »Pariser Eindrücke«, Ausgabe B, VII (Ausgabe A, XII).

1848. »Ansprache an die Berliner«, Ausgabe B, X (»Ansprache an das Volk« von K. G., Berlin 1848).

»Deutschland am Vorabend seiner Größe oder seines Falles«, Ausgabe B, X (»Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe«, Frankfurt a. M., 1848).

1850. »Vorläufer oder Nachzügler«, Ausgabe B, X (»Vermischte Schriften«, IV, Leipzig 1850).

1851. »Über innere Mission«, Ausgabe B, X (»Deutsches Museum«, 1851, I. Jahrg., Januar bis Juni).

1852. »Aus der Knabenzeit«, Ausgabe B, I (Frankfurt a. M., 1852).

1858. »Der Zauberer von Rom«, 9 Bände, Leipzig 1858 bis 1861.

1861. »Zeitungsrandglossen«, Ausgabe B, X (»Unterhaltungen am häuslichen Herd«, 3. Folge, I, 1861).

1867. »Hohenschwangau«, 5 Bände, Leipzig 1867/68.

- 1868.** »Vom Baum der Erkenntnis«, Stuttgart 1868.
 »Das Kastanienwäldchen in Berlin« aus »Lebensbilder«, II, Stuttgart 1870 (Rodenberg's »Salon«, III, 1868).
- 1869.** »Aus Empfangszimmern«, aus »Lebensbilder«, II, Stuttgart 1870 (»Neue Freie Presse«, Wien 1869, Nr. 1654, 1661, 1665, 1681, 1683).
 »Die schöneren Stunden«, Stuttgart 1869 (zum Teil aus den »Unterhaltungen am häuslichen Herd«).
- 1870.** »Das Duell wegen Ems«, Ausgabe B, X (Berlin 1870).
- 1872.** »Ein Hollandgang«, Ausgabe B, XI.
- 1873.** Gedichte und Epigramme, Ausgabe B, I (Ausgabe A, I; besonders aus Jahrgängen des »Telegraph«).
- 1874.** »Durch Frankreich im Jahre 1874«, Ausgabe B, VII.
 »Öffentliche Charaktere«, Ausgabe B, IX (besonders aus »Allgemeine Zeitung« 1834/35, Außerordentliche Beilagen; aus Jahrgängen des »Telegraph«; »Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz« aus »Jahrbuch der Literatur«, Hamburg, 1839; »Friedrich von Hurter« zuerst in Ausgabe A, VI).
- 1875.** »Rückblicke auf mein Leben«, Berlin 1875.
 Vorwort zu Band X der Ausgabe B.
- 1878.** »In bunter Reihe«, Breslau 1878.
- 1879.** Eigene Lebensbeschreibung für Gödeckes »Grundriß«, veröffentlicht in der »Gegenwart«, XVI, 1879.
- Dazu: Nicht wieder abgedruckte Artikel aus dem »Literaturblatt« zum »Phönix«, 1835, Januar bis Ende August, aus den Jahrgängen des »Telegraph« (bis 1843) und den »Unterhaltungen am häuslichen Herd«, Jahrgänge 1853 bis 1862.

III. Werke von Zeitgenossen Gutzkows (mehrfach benutzt; sonst siehe Einzelnachweise):

- Börne, L., »Briefe aus Paris« und »Menzel, der Franzosenfresser«; in L. Geigers hist.-krit. Ausgabe bei Bong, Band VI und VII.
- Hebbel, Fr., Band X der Werke (2. unveränderte Auflage) und Band III der Tagebücher (3. unveränderte Auflage) in R. M. Werners Ausg.
- Hegel, G., Band IX, 1. Ausgabe, Berlin 1837.
- Heine, H., Werke in E. Elsters Ausgabe, 3. Abdruck, Band III bis VII.
- Laube, H., Polen, Fürth 1833.
- , Politische Briefe, Leipzig 1833.
- , Die Poeten, Mannheim 1833.
- , Werke in H. H. Houbens Ausgabe, Band XL.
- Müsch, E., Deutschlands Vergangenheit und Zukunft, Haag 1831, zweite verbesserte und mit einem zweiten Sendschreiben vermehrte Auflage.
- Mundt, Th., Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Beziehung, Leipzig 1832.
- , Moderne Lebenswirren, II. Band seiner Gesammelten Schriften, Leipzig 1844.
- Pfizer, P. A., Briefwechsel zweier Deutschen, neu herausgegeben von G. Kuntzel, Deutsche Literaturdenkmale, Nr. 144, Berlin 1911.

- Schulz, W., Das Eine, was Deutschland nottut, in Rottecks »Allgemeinen politischen Annalen«, Neueste Folge, VII, 1831.
 —, Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation, Stuttgart 1832.
 Wienbarg, L., Ästhetische Feldzüge, Hamburg 1834.

C. Einzelnachweise.

- Seite 3.** Nagler: »Briefe von Karl Ferd. Friedrich von Nagler an einen Staatsbeamten«, Leipzig, 1869, I, S. 149 bis 152.
 Metternich und Gutzkows »Briefe aus Paris«: »Aus Metternichs nachgelassenen Papieren«, Wien, 1883, VI, S. 577.
Seite 8. Mehring: »Neue Zeit«, 29. Jahrg., I, 1911, S. 890.
 Kühne: bezeichnend »Eine Quarantäne im Irrenhause«, Leipzig, 1835, S. 44 bis 46, S. 135 bis 147 usw.
 Mundt: Vgl. besonders »Blätter für literarische Unterhaltung«, Leipzig, 1833, I, Nr. 57 bis 59: »Zur Kritik der Hegelschen Philosophie«. Ich folge hier O. Dräger (s. Literaturnachweis), der entgegen Mundts Erinnerung den Umschwung erst in das Jahr 1830, nicht schon 1826 setzt (S. 11/12).
Seite 16. »Sadduzäer von Amsterdam«: Ausgabe B, IV, S. 31 (Stuttgarter »Morgenblatt für gebildete Stände«, 1834, Nr. 244, S. 974, 2. Spalte).
 Grundsätze vom fünften Stock: »Frankfurter Börsenzeitung« vom 5. Oktober 1836, Nr. 35, 1. Seite, 1. Spalte; nach Stil und Inhalt Gutzkow zuzuweisen.
 Guillotine: »Leos Sendschreiben an Görres«, Ausgabe B, X, S. 136 (»Telegraph«, 1838, Nr. 108, S. 860).
Seite 18. »Seraphine«: Ausgabe B, II, S. 422 bis 428 (Hamburg, 1837, S. 218 bis 233).
 Heimatmüdigkeit: Vgl. auch »Die Nihilisten«, Ausgabe B, III, S. 163 (»Unterhaltungen am häuslichen Herd«, I, 1853, Nr. 38, S. 592).
Seite 20. Herwegh und »König Saul«: G. Herwegh, Gedichte und kritische Aufsätze, Belle Vue bei Konstanz, 1845, 1. Abteilung, S. 8.
Seite 21. Dramatisches Talent: Vorwort vom Mai 1845 zu »Richard Savage«, S. XII des I. Bd., 1. Abteilung, Dramatische Werke, 3. Auflage, Leipzig 1850.
 Rückzug aus der Politik: Vgl. auch Gutzkows Aufsatz »Wolfgang Menzel und das Junge Deutschland« in »Neue Freie Presse«, Wien, 1873, Nr. 3153, 1. Seite, 3. Spalte.
Seite 22. Brief an M. Hartmann: von Landesmann (schrieb als Hieronymus Lorm), datiert vom 23. Mai 1845 aus Baden, mitgeteilt von O. Wittner, Briefe aus dem Vormärz, Prag 1911, S. 349/350.
Seite 23. Metternich und »Urbild des Tartüffe«: mitgeteilt von Glossy, Metternich und Gutzkow, in »Neue Freie Presse«, Wien, 1911, Nr. 16730, Sonntagsbeilage, S. 33, 3. Spalte; vgl. auch Grillparzer-Jahrbuch, XXI, S. 122.
Seite 26. Beobachtung aus dem August 1851: M. Ring, Erinnerungen, Berlin, 1898, II, S. 37; übereinstimmend mit den jetzt und

früher mitgeteilten Eindrücken der Zeitgenossen auch K. Frenzel in in »Westermanns Monatsheften«, XLVI, 1879, S. 24/25.

Seite 27. Liebesbedürfnis Gutzkows: M. Ring, Erinnerungen, II, S. 39.

Seite 28. Frenzels Nachruf: »Westermanns Monatshefte«, XLVI, S. 36, 2. Spalte.

Seite 31. Herders Entwicklungsgedanke: Werke, Suphans Ausgabe, Berlin, 1891, V, S. 512/513.

Seite 37. Laube und die Anarchie: Auch »Zeitung für die elegante Welt«, Leipzig, 33. Jahrg., 1833, Nr. 42, S. 167, 1. Spalte.

Seite 42. Schilderung von Diplomaten: So z. B. in »Geständnisse einer Perücke« aus »Novellen«, Hamburg, 1834, I, S. 140/141 (Erstdruck mir unbekannt).

Marschall Vorwärts: Reiseeindrücke, Ausgabe B, XI, S. 66 (»Telegraph«, 1842, Nr. 115, S. 458, 2. Spalte).

Seite 44. Badischer Landtag: zit. nach A. Fickert, Montesquieus und Rousseaus Einfluß auf den vormärzlichen Liberalismus Badens, Leipzig, 1914 (Heft 37 der »Leipziger histor. Abhandl.«, herausgegeben von Brandenburg, Seeliger, Wilcken), S. 64.

»Revolution und Absolutismus«: so der Titel einer Aufsatzreihe im »Berliner Politischen Wochenblatt«, 1833, Nr. 7, 12 bis 14.

Seite 46. Stahl: Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche, Berlin 1863, S. 177 ff., 208.

Seite 47. Wagener: Erlebtes, 2. Aufl., Berlin, 1884, S. 47/48.

Seite 53. Kreuzzeitung: Nr. 238, mitgeteilt von K. V. Herberger, Die Stellung der preußischen Konservativen zur sozialen Frage 1848 bis 1862, Diss. Leipzig, 1914, S. 26; Kreuzzeitung mir nicht zugänglich.

Seite 56. Zentralausschuß der Demokraten: Aufruf in Nr. 163 der »Berliner Zeitungshalle« vom 16. Juli 1848, abgedruckt bei G. Lüders, Die demokratische Bewegung in Berlin im Oktober 1848, Berlin und Leipzig 1909 (XI der »Abhandlungen zur mittleren und neuen Geschichte«), S. 145.

Seite 59. Zentralausschuß der Demokraten: Siehe Nachweis zu Seite 56, S. 144.

Seite 68. Menzels Note: Menzels »Literaturblatt«, 1833, Nr. 46, S. 184, 1. und 2. Spalte.

Seite 73. Laube: Werke in Hessischer Ausgabe, XXIV, S. 130 ff., XXXV, S. 126.

Seite 78. Mundt: »Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik«, Berlin, Jahrg. 1833, II, Nr. 109, S. 872.

Seite 80. Literarische Chronik: »Die kleine Narrenwelt«, Frankfurt a. M., 1856/57, III, S. 229 (»Deutsches Museum«, 1. Jahrg., 1851, Juli bis Dezember, S. 813).

Letzter Absatz von »Dichtung und Presse«: Vgl. auch »Leo und Ruge«, Ausgabe B, X, S. 160/161 (»Telegraph«, 1841, Nr. 127, S. 507, 1. Spalte).

Seite 83. Selfgovernment des Geistes: »Die kleine Narrenwelt«, Frankfurt a. M., 1856/57, III, S. 157/158 (»Deutsches Museum«, 2. Jahrg., 1852, Juli bis Dezember, S. 15).

Seite 86. Selbstbehauptung im Selbstverzicht: »Die geistige Bewegung«, Ausgabe B, X, S. 308/309 (»Unterhaltungen am häuslichen Herd«, I, 1853, Nr. 6, S. 95, 2. Spalte bis S. 96, 1. Spalte).

Seite 93. Herder: Werke, Suphans Ausgabe, Berlin 1881, XVII, S. 319.

Welcker: »Über die Zukunft Deutschlands« in »Kieler Blätter«, II, Kiel, 1816, S. 364; auf den Aufsatz verwiesen durch Meineckes »Weltbürgertum und Nationalstaat«.

Seite 94. Wirth: Das Nationalfest der Deutschen zu Hambach, beschrieben von I. G. A. Wirth, Neustadt a. Haardt, 1832, 1. Heft, S. 46.

Seite 99. Engels: N. Rjasanoff, Karl Marx und Friedrich Engels über die Polenfrage, im »Archiv für die Geschichte des deutschen Sozialismus«, VI, 1915, S. 179/180.

Kommunistisches Manifest: abgedruckt als Nr. 3 der »Revolutionsbibliothek«, Berlin 1919, S. 29.

Seite 101. Berliner Politisches Wochenblatt: 1837, Nr. 51, S. 300, 2. Spalte; auf die Stelle verwiesen durch Meineckes »Weltbürgertum«.

Florencourt: nach W. Bleck, Die politischen Parteien und die Posener Frage in den Jahren 1848/49, Diss. Greifswald, 1914, S. 81; Florencourts Schrift: »Der Polenkongreß und die Polenfrage im August 1847«, Grimma 1847, ist mir nicht zugänglich.

Seite 102. Faustdruck auf Italien: unter anderem »Reiseeindrücke«, Ausgabe B, XI, S. 79/82 (»Telegraph«, 1843, Nr. 113, S. 449, 2. Spalte bis S. 451, 1. Spalte).

Seite 120. Gutzkows süddeutscher Staatenbund: »Hesperus«, Enzyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser, herausgegeben von von Chr. Karl André, Stuttgart und Tübingen bei Cotta, 1831, Nr. 226, S. 902, 1. Spalte.

Seite 125. Zersplitternde Fürstenpolitik: Vgl. auch Vorwort zum »Wullenweber« vom Oktober 1848 in »Dramatische Werke«, Leipzig, 1842 ff., VI, S. XXIV.

Seite 126. Gabriel Rießer: nach R. Haufe, Die Anschauungen über Gebiet, Staatsform und Oberhaupt des deutschen Nationalstaates in den Flugschriften der Jahre 1848/49, Diss. Leipzig, 1915, S. 94.

Seite 134. Augsburger Hof: F. Salomon, Die deutschen Parteiprogramme, Leipzig und Berlin, 1912, I, S. 46.

Seite 135. Kommunismus utopisch: Jean Jaques, Ausgabe B, IV, S. 128/129 (»Unterhaltungen am häuslichen Herd«, III, 1855, Nr. 12, S. 181).

Schönheitsdurst: »Lebensbilder«, III, Stuttgart, 1872, S. 178.

Seite 138. Initiative des Einzelwillens: »Nach dem Frieden von Nikolsburg«, Ausgabe B, X, S. 371.

Seite 140. Ohnehin schon genug verkürztes Land: aus Brief Gutzkows an Ludmilla Assing vom 25. Oktober 1870 aus Berlin, mitgeteilt von H. H. Houben, Eine politische Episode Karl Gutzkows, in Sonntagsbeilage Nr. 50 zur »Vossischen Zeitung«, 1903, S. 400, 1. Spalte.

Jahn-Arndt-Bund: Aus dem Elsaß, Ausgabe B, X, S. 382 ff.

Neue Bände der Historischen Bibliothek.

Herausgegeben von der Schriftleitung der Historischen Zeitschrift.

Band 42: J. P. F. Ancillon und Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Von Paul Haake. 180 S. 8°. Geh. M. 20.—

„Es ist dem Verfasser in einer hervorragenden Weise gelungen, Ancillon wieder zu rehabilitieren und das schroffe Urteil, das auch in die allgemeine deutsche Biographie übergegangen ist, zu berichtigen.“
Germania.

Band 43: Studien zu Luthers Weltanschauung. Ein Beitrag zur Frage der Einordnung Luthers in Mittelalter oder Neuzeit. Von Richard Wolff. 65 S. 8°. Geheftet M. 10.—

Der Verfasser setzt sich über die Periodisierungen „Mittelalter-Neuzeit“ hinweg und stellt Luther bei voller Würdigung des Neuen, das in ihm lag, in den mittelalterlichen Weltanschauungskreis hinein.

Band 44: Fr. Daniel Bassermann und die deutsche Revolution von 1848/49. Von Axel von Harnack. 113 Seiten. 8°. Geheftet M. 12.—

Bassermanns Wirksamkeit in der hohen Politik, seine politischen Anschauungen und Ziele werden hier in sachlicher Weise gewürdigt.

Band 45: »Edwin von Manteuffel« als Quelle zur Geschichte Friedrich Wilhelm IV. Von E. Schmitz. (Erscheint demnächst.)

Die Verfasserin prüft die Manteuffelschen Urteile über Friedrich Wilhelm IV. auf ihren Wahrheitsgehalt und setzt die Grenzen fest, innerhalb deren sie durch die Geschichtschreibung benützt werden dürfen.

Die angegebenen Preise sind unverbindlich.
Für das Ausland gelten besondere Umrechnungssätze.

R. OLDENBOURG, MÜNCHEN UND BERLIN